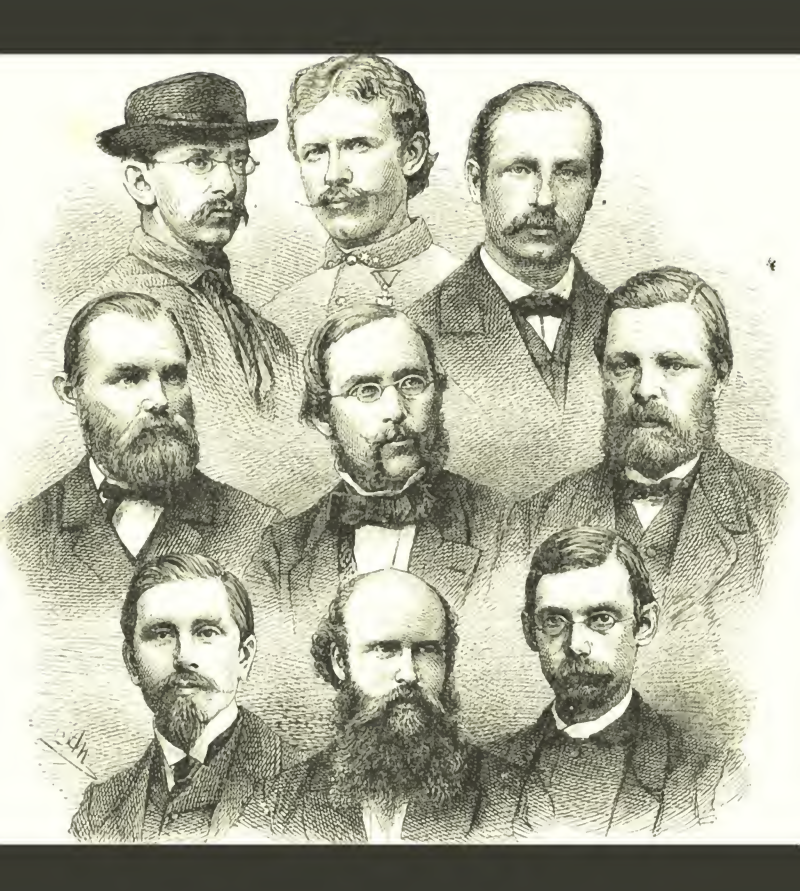
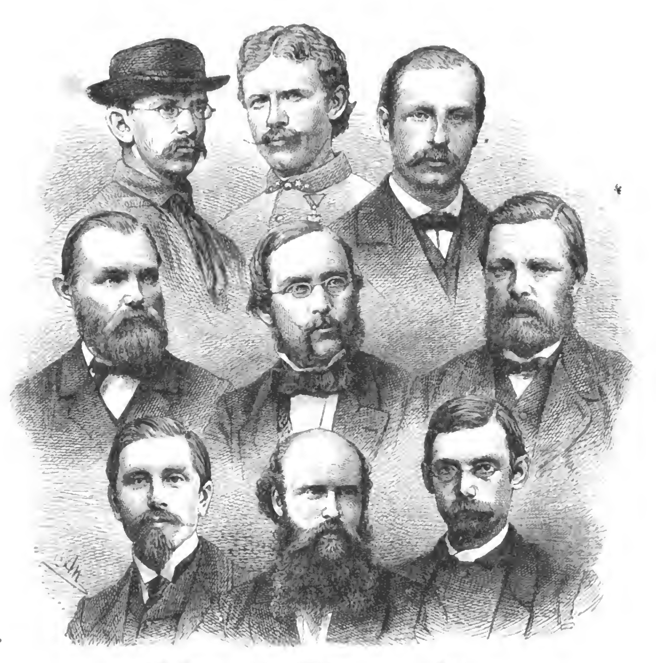


Die zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren ...

M. Lindemann, Otto Finsch


Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

Die Zweite
Deutsche Nordpolarfahrt
in den Jahren 1869 und 1870.



Dr. Ad. Pansch. Oberleutenant Payer. Dr. Börgen.
Kapt. Koldewey. Dr. A. Petermann. Kapt. F. Hegemann.
Dr. Laube. Dr. Copeland. Dr. Buchholz.

Führer und Gelehrte der zweiten deutschen Nordpolar-Expedition.

Titelbild.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870

unter Führung des Kapitän Koldewey.

Volksausgabe.

Im Auftrage

des

Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen

bearbeitet von

Dr. M. Lindeman und Dr. O. Finsch.

Mit 54 Illustrationen in Holzschnitt und 4 lithographirten Karten.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.



Vorwort.

Eine deutsche Kriegsflotte! — diese Forderung erscheint in der Entwickelung der deutschen Einheitsbestrebungen innig vereint mit dem Anspruch auf eine kraftvolle politische Gestaltung des zerstückelten Vaterlandes. Die Geschichte erzählt von der Größe und Macht des Hansabundes, dessen Flotten die nordischen Meere beherrschten und dem deutschen Handel kraftvollen Schutz verliehen; auch in unsern Tagen, bei dem Kampf um Schleswig-Holstein in den Jahren 1848—51 hat es sich wiederum gezeigt, daß eine deutsche Kriegsflotte zur Vertheidigung der deutschen Küsten unentbehrlich sei. Mit den Geldsammlungen, welche der Deutsche Nationalverein organisirte, wurde der erste Anlauf zur Verwirklichung jener Forderung genommen. Allein Deutschland, dessen Handelsflotten seit Jahrhunderten die fernsten Meere durchfurchten, dessen Seeleute wegen ihrer trefflichen Eigenschaften auch im Auslande überall gesucht und geschätzt waren, sollte, so war die Meinung, seinem innersten Wesen entsprechend, den Beruf zum maritimen Volke auch durch *wissenschaftliche Leistungen* auf diesem Felde bewähren.

Es war auf dem frankfurter Geographencongreß im Juli 1865, wo von deutschgesinnten Männern der Wissenschaft die Forderung einer deutschen Seewarte und einer von Deutschland auszusendenden wissenschaftlichen Seeexpedition erhoben wurde. Jene frankfurter Anregungen fanden überall in den Kreisen der Nation Widerhall. In der Geschichte der Entdeckungsreisen, welche die Kenntniß von unserm Erdball bereicherten und Kunde von den fernsten Völkern brachten, glänzt zwar unter den verdienstvollsten Forschern schon mancher deutsche Name. Allein zur selbstständigen Durchführung einer großen Seeexpedition gehörte die Vereinigung von Geldmitteln, wie sie unter den frühern Zuständen nicht möglich war.

So hatten denn bisher Deutsche nur an Seeexpeditionen theilgenommen, die von fremden Staaten, wie von England, Rußland, Nordamerika, ausgerüstet wurden, und dabei, in einzelnen Fällen sogar unter Aufopferung des Lebens, ihre Hingebung im Dienste der Wissenschaft bethätigt. Erst nachdem die große That der Errichtung des Norddeutschen Bundes den Bann gelöst hatte, welcher bis dahin das Wollen und Wünschen der Nation von kraftvoller schöpferischer Thätigkeit schied, und durch das auf diese Weise mächtig gehobene Nationalbewußtsein gelang es, die erste Deutsche Nordpolexpedition zu Stande zu bringen. Dem Anreger und Förderer derselben, Dr. August Petermann in Gotha, wandte sich auch für ein zweites, größeres Unternehmen die thatkräftige Theilnahme der Nation und namentlich der deutschen Seestädte wieder zu.

Den Verlauf dieser zweiten Expedition zu schildern, ihre Erlebnisse zu erzählen und das, was sie für die Wissenschaft geleistet, zum Verständniß Aller zu bringen, ist der Zweck des vorliegenden Buches, welches, als eine Volksausgabe des 1873—74 von dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen herausgegebenen umfänglichen Werks, diesem das Wichtigste und Interessanteste entnommen hat und in neuer Bearbeitung darbietet. Jenes größere Werk war dazu bestimmt, zur Bereicherung der wissenschaftlichen Kenntniß der Polarregion einen die Ergebnisse der letzten Fahrt nach allen verschiedenen Richtungen hin im einzelnen vorführenden Beitrag zu liefern. Als nothwendigen Abschluß eines Unternehmens, welches zu fördern Beiträge aus allen Kreisen der Nation zusammengewirkt haben, und das schon deshalb geistiges Eigenthum der ganzen Nation werden sollte, veranstaltet nun der Verein eine kürzere, durch ihren wohlfeilen Preis allgemein zugängliche Volksausgabe.

Möge denn dieses Buch, welches zeigt, wie die große Arbeit der wissenschaftlichen Erforschung der Polarregion jetzt auch von Seiten deutscher Männer mit großem Opfermuth und unter Beschwerden aller Art begonnen worden ist, nicht blos zur angenehmen geistigen Unterhaltung und Belehrung dienen, sondern möge es vor allem die lebendige Ueberzeugung verbreiten, daß zur Ehre des deutschen Namens das begonnene Werk fortgesetzt werden muß! Denn in einer gesunden kräftigen Nation führen Thaten immer wieder zu neuen Thaten, und es wird sich für Deutschland niemals geziemen, auf errungenen Lorbern zu ruhen.

Bremen, im August 1875.

Dr. M. Lindeman. Dr. O. Finsch.

Inhalt.

Drittes Kapitel.

Fahrt der Germania bis zur Ueberwinterung auf Sabine-Insel.

20. Juli bis 13. September 1869.

Viertes Kapitel.

Die Hansa getrennt; ihr Untergang; Schollenfahrt der Schiffbrüchigen.

20. Juli 1869 bis Ende Januar 1870.

Fünftes Kapitel.

Die Germania rüstet zur Ueberwinterung; Schlittenreisen im Herbst.

14. September bis Anfang November 1869.

Sechstes Kapitel.

Zur Geschichte der Grönlandsfahrten.

Siebentes Kapitel.

Die Germania während der Polarnacht.

Anfang November 1869 bis Anfang Februar 1870.

Achtes Kapitel.

Bootfahrt der Hansamänner vom Verlassen der Scholle bis zur Ankunft in Friedrichsthal.

Anfang Februar bis Mitte Juni 1870.

Neuntes Kapitel.

Große Schlittenreise nach Norden und Ardencaple-Inlet.

Ende März bis Ende Mai 1870.

Zehntes Kapitel.

Die Hansamänner in Westgrönland und ihre Rückkehr nach Deutschland.

Mitte Juni bis 1. September 1870.

Elftes Kapitel.

Weitere Schlittenreisen im Frühjahr und Bootfahrt nach Clavering-Insel.

Anfang April bis Ende Juli 1870.

Verzeichniß der Illustrationen.

Holzschnitte in den Text gedruckt.

Separatbilder.

Seite

Karten.

Erstes Kapitel.

Vorgeschichte der Expedition bis zum Abgange derselben.

Erste Anregung zu einer deutschen Nordfahrt. — Misglückter Versuch im Jahre 1865. — Verhandlungen mit der preußischen Regierung. — Versammlung in Gotha. — Sicherung der Nordfahrt 1868 mit Kapitän Koldewey als Führer. — Das europäische Nordmeer. — Golf- und Polarstrom. — Der Walfischfang. — Abfahrt der Jacht Grönland von Norwegen. — Vergeblicher Versuch die Ostküste zu erreichen. — Nach Spitzbergen. — Abermaliger fruchtloser Versuch zur grönländischen Ostküste zu gelangen. — Fahrt nach der Hinlopen-Straße und Ostspitzbergen. — Vordringen im Norden von Spitzbergen. — Rückkehr über Bergen nach Deutschland. — Nutzen der Fahrt. — Empfang in Bremerhaven. Festmahl im Hause Seefahrt zu Bremen. — Dr. Petermann über die Friesenfahrt zum Nordpol im Jahre 1040. — Anregungen zu einer neuen deutschen Nordfahrt. — Bau des Dampfers Germania. — Bildung des bremer Comité. — Sammelcomités in verschiedenen deutschen Städten. — Das Begleitschiff Hansa. — Aufruf zu Beiträgen. — Kapitän Koldewey und Kapitän Hegemann, die Führer der neuen Expedition. — Wissenschaftliche Begleiter der Expedition. — Die Offiziere und Mannschaften der Schiffe. — Beschreibung der Germania. — Die Hansa. — Ausrüstung. — Schlußverhandlung vor der Abfahrt.

In den Morgenstunden des 13. Juni 1869 fand in dem Saale des alten Gildehauses „Schütting", dem Versammlungsorte der Handelskammer in Bremen, die letzte vorbereitende Handlung für die am 15. Juni ausgehende zweite deutsche Nordpolarfahrt statt. Das bremer Comité, die Führer und Gelehrten der Expedition waren vereinigt, um die verschiedenen Abmachungen, Verträge, Verabredungen endgültig festzustellen. Die Instruction, die Art und Weise, wo und wie Nachricht zu suchen sei, wenn eine Verzögerung der Heimkehr Hülfe nothwendig machen sollte, bildeten den wichtigsten Theil dieser Verhandlung. Die jetzt auszusendende Expedition war ein entscheidender Schritt zu dem Ziel, Deutschlands Beruf als maritimes Volk durch eine Entdeckungsreise zur See zu bethätigen. Nicht ohne Schwierigkeiten, nicht ohne die rastlosen Bemühungen vieler tüchtiger Männer war die neue Fahrt zu Stande gekommen. Auch bei ihr, wie bei so manchen andern Unternehmen ähnlicher Art, hatte sich aber die Kraft des daran sich knüpfenden nationalen Gedankens als unwiderstehlich bewährt, die thatkräftige Theilnahme der Nation

half über alle Schwierigkeiten hinweg. Vor vier Jahren wurden die ersten Anregungen zur Aussendung einer deutschen Nordfahrt gegeben. Ein Rückblick auf Das, was bis zur Aussendung der jetzigen Expedition erstrebt und geleistet, wird die Erzählung des Verlaufs dieser Expedition am besten einleiten.

In einer Versammlung des vom Freien Deutschen Hochstift berufenen Congresses deutscher Geographen in Frankfurt a. M. am 23. Juli 1865 war es Dr. August Petermann, der bei Besprechung wichtiger, die Hebung des deutschen Seewesens betreffender Fragen zuerst auf die Bedeutung einer deutschen Expedition zur Erforschung des Nordpolgebietes hinwies. Kurz vorher war in England durch einen hervorragenden arktischen Reisenden, den Kapitän Sherard Osborn, in einem vor der Königlichen Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage eine ähnliche Anregung gegeben worden.

Von den drei großen Seezugängen zum Polarbecken, der Beringsstraße (zwischen Asien und Amerika), dem Smith-Sund, zwischen dem arktischen Amerika und Grönland, und dem europäischen Nordmeere, empfahl man in England den durch zahlreiche frühere britische Expeditionen eingeschlagenen und vor vier Jahren durch den Amerikaner Hayes an der Westseite bis zum 81° 35′ nördl. Breite aufgeschlossenen Weg durch den Smith-Sund. Dr. Petermann, welcher zur Zeit der Franklin-Aufsuchungsexpeditionen in England lebte, dort ein lebhaftes Interesse für die Polarforschung gewann und seit 1852 dieses Interesse durch Herausgabe einer Reihe von Aufsätzen und Schriften über die Geographie und Erforschung der Polarregionen, welche in seiner berühmten geographischen Zeitschrift erschienen, in Deutschland bethätigt hatte, hielt auf jener frankfurter Versammlung einen längern Vortrag, in welchem er besonders betonte, wie wünschenswerth es sei, daß auch Deutschland sich nunmehr an diesen Forschungen betheilige. Er wies darauf hin, daß erfahrungsmäßig — und das hat sich auch noch bis heute bestätigt — die Polarforschungsreisen bei weitem weniger Menschenopfer kosteten, als z. B. die Afrikaexpeditionen, in deren Diensten so manche edle Kräfte Deutschlands erlagen. Dr. Petermann sagte unter Anderm: „Das europäische Nordmeer bis zum Pol und die dazu gehörigen Landgebiete liegen uns näher als das Innere des schwarzen Continents, und ihre Erforschung hat für uns Deutsche vielleicht mehr Werth als die der Wüste Sahara, des Tsadsee, des Kilimandscharo und anderer afrikanischer Gebiete. Und weshalb sollten sich deutsche Forscher und Seeleute nicht ebenso gut an der Lösung des größten noch übriggebliebenen geographischen Problems versuchen, als an der Erforschung von Afrika und andern Erdtheilen?" Petermann schlug als Basis und Ausgangspunkt das sozusagen vor unserer Thür liegende, von Ostgrönland bis Nowaja-Semlja sich erstreckende europäische Nordmeer vor, wie er dies schon seit 1852 wiederholt zur Beachtung empfohlen hatte. Die Ansichten unter den Fachmännern über den einzuschlagenden Weg waren getheilt. Auf der frankfurter Geographenversammlung hatte Petermann die Ausführung einer Recognoscirungsfahrt nach Spitzbergen und dem Meere östlich dieser Inselgruppe bis Nowaja-Semlja noch für die Monate August, September und October 1865 angeregt, es wurde indeß in der frankfurter Versammlung behauptet, daß eine Recognoscirungsfahrt, wie die von

ihm vorgeschlagene, für sechs Wochen mindestens 20000 Thaler kosten würde, und von der Veranstaltung derselben noch für das laufende Jahr überhaupt abgerathen. Dr. Petermann sicherte am 30. Juli 1865 demjenigen deutschen Seemanne, der noch in den übrigen Sommermonaten desselben Jahres eine Segelfahrt von Hammerfest in nordöstlicher Richtung unternehmen und die Strömungsverhältnisse zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja recognosciren würde, einen Preis von 1—2000 Thalern zu. Infolge dessen erklärte Kapitän Werner sich bereit, mit einem Dampfer eine solche Fahrt, deren Gesammtkosten für sechs bis acht Wochen etwa 7000 Thaler betragen sollten, zu unternehmen. Der zu diesem Zweck gecharterte englische Dampfer ging am 31. August 1865 von Hamburg ab, kam aber schon am nämlichen Tage noch im Elbstrome durch eine Störung in der Maschine zum Stillstande. Dieser Vorfall übte für längere Zeit einen lähmenden Einfluß auf die Anregungen zur deutschen Polarfahrt. Doch ließ Dr. Petermann die Sache nicht ruhen. Er suchte das Interesse der königlich preußischen Regierung zu gewinnen und wandte sich im November 1865 persönlich an die Staatsminister von Bismarck und von Roon in Berlin. Im December desselben Jahres veranstaltete er eine Versammlung und Besprechung von Freunden der Sache in Gotha. Am 22. December wurde von dem Kriegs- und Marineminister von Roon zur Feststellung der Aufgaben und der Bedürfnisse der Expedition eine Commission ernannt, die am 18. Januar 1866 und folgenden Tagen im Marineministerium in Berlin unter dem Vorsitze des Contreadmirals Jachmann zusammentrat und der auch Dr. Petermann beiwohnte. Ehe jedoch die eingeleiteten Verhandlungen zur Vorbereitung einer Entschließung der königlich preußischen Regierung beendigt waren, brach der Krieg von 1866 aus. Im October des folgenden Jahres traten in Gotha von neuem eine Anzahl zum Theil durch Petermann gewonnener Freunde der Sache zu einer abermaligen Berathung zusammen; Bremerhaven und Bremen waren in dieser Versammlung durch den Rheder Albert Rosenthal und Navigationsschuldirector Breusing vertreten. Es wurde ein bestimmter Plan aufgestellt, der eine Landexpedition, eine Seeexpedition und eine Ueberwinterung umfaßte. Die Landexpedition solle die Ostküste Grönlands erschließen und vom 75° nördl. Breite so weit als möglich nach Norden vordringen. Auf diese Küste, als eine geeignete Stütze zum Vordringen nach dem Pole hin, hatte zuerst der schottische Walfischfänger Kapitän David Gray, welcher längere Jahre hindurch jene Küstengewässer besuchte, in einem Gutachten an die englische Regierung im Jahre 1865 hingewiesen. Die projectirte Seeexpedition sollte in der ganzen Breite des europäischen Nordmeeres, zwischen Grönland und Nowaja-Semlja, operiren, und nach Norden vorzudringen suchen; allein die Hoffnung, daß zur Bestreitung der auf 60000 Thaler veranschlagten Kosten der Rest der im deutschen Volke gesammelten Flottengelder im Betrage von 106580 Gulden seitens des Deutschen Nationalvereins, welcher darüber zu verfügen hatte, zu erlangen seien, schlug fehl. Die Versammlung der Mitglieder dieses Vereins, im Herbst 1867, votirte diese Gelder dem Invalidenfonds. Erst im folgenden Jahre sollte der vielfach ausgesprochene Gedanke zur That werden, und zwar durch das entschlossene und beharrliche Vorgehen

Dr. Petermann's, dem es durch vielfache Unterstützung, namentlich auch aus den Rhederkreisen Bremens, gelang, die nöthigen Mittel zu einer ersten, im kleinen Maßstabe angelegten Nordfahrt zusammenzubringen. Die Führung derselben wurde dem Obersteuermann Karl Koldewey aus Bücken, Provinz Hannover, anvertraut und als erstes Ziel die Ostküste Grönlands bestimmt.

Indem wir später auf die Entdeckungsfahrten in den grönländischen Meeren, insbesondere die längs der Ostküste, zurückkommen werden (vgl. Kapitel 6), wollen wir jetzt eine kurze Schilderung des europäischen Nordmeeres geben.

Als die Grenze des arktischen oder nördlichen Eismeeres pflegt man den Polarkreis zu bezeichnen. Das hat zunächst einen physikalischen Grund; denn für jeden Punkt innerhalb dieses Kreises geht die Sonne im Winter eine gewisse Anzahl von Tagen hindurch gar nicht auf, ihr Einfluß ist bedeutend verringert und das „ewige" Eis vermag sich zu bilden. Aber auch geographisch ist der Polarkreis die Grenze, indem er gerade durch die Beringsstraße und den engsten Theil der Davisstraße geht, im übrigen aber über den Continent der Alten und Neuen Welt streicht, sodaß das ganze dazwischenliegende sogenannte Polarbecken von ihm eingefaßt wird. Nur einen einzigen breiten Zugang hat dieses letztere, und dieser liegt zwischen Skandinavien und Grönland. Hier finden wir, wie bei allen der Natur auferlegten künstlichen Schranken, das wechselweise Uebergreifen benachbarter Gebiete im allerhöchsten Grade: von der Westküste Norwegens bis weit über das Nordkap hin rauschen die niemals von Eis bedeckten Wogen des Atlantischen Oceans — an der Ostküste Grönlands bis zu seiner südlichsten Spitze hinab drängt sich jahraus jahrein eine gewaltige Masse schweren Eises. Die Grenze des Eismeeres als eines mit Eis bedeckten Meeres würde hier im allgemeinen durch eine Linie bestimmt werden, die man von Kap Farewell nach Island, von da nach Spitzbergen und schließlich nach Nowaja-Semlja zieht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wesentlich in zwei bedeutenden Meeresströmungen. An Norwegens Küsten hin bis hinauf nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja erstreckt sich der nordöstliche Ausläufer des Golfstroms. Er drängt alles Treibeis zurück und befördert durch die Berührung mit seinem relativ immerhin noch recht warmen Wasser die Auflösung desselben an der Eisgrenze.

An Grönlands Ostküste hingegen zieht die Polarströmung in südwestlicher Richtung weit hinab. Sie führt das schwere im höchsten Norden gebildete und das demselben unterwegs allwinterlich sich anlegende jüngere Eis mit sich fort und verhindert durch ihr kaltes Wasser das Schmelzen desselben in merklicher Weise. So erklärt es sich, da auch aus der Davisstraße ein solcher kalter, eisbeladener Strom nach Süden fließt, daß man auf der Reise von Deutschland nach Neuyork oft genug einzelne oder mehrere abgetriebene Stücke Eis, ja ganze Eisberge zu sehen bekommt. Noch in diesem Frühjahr (1875) war dies in ausgedehntem Maße der Fall. Dieser grönländische Eisstrom bildet die hauptsächliche Abfuhr des Polareises, und man kann ihn sehr passend mit einem riesigen, schwimmenden Gletscher vergleichen, dessen Firngebiet das Polarbecken darstellt.

Ueber die Natur des Eises in diesem Polarstrome mögen folgende Bemerkungen

aufklären. Im Anfange des Stromes, auf der Höhe von Spitzbergen und noch bis gegen Island hinab trifft man die mächtigsten Eisfelder, unübersehbare Flächen von gewaltiger Ausdehnung und von einer Dicke, die manchmal 15 Meter übersteigt. Zwischen ihnen liegen schon, und aus ihnen entstehen im Verlaufe der Zeit durch Zerfall kleinere Felder, sogenannte Eisflarden, und diese bilden weiterhin, wenn sie durch Thauen, durch gegenseitiges Stoßen und Drängen sowie durch die Dünung in kleine Flächen zerfallen, die eigentlichen Eisschollen, die an der Ostgrenze des Stromes, an der „Eiskante“ sowie in dem südlichsten Ende desselben vorherrschen. Als letzte Ueberbleibsel bei dem Zerstörungsprocesse treiben Eisblöcke umher, oder bedeckt das Brockeneis in kleinern Flächen oder weiten Ausdehnungen das Meer. Eigentliche Eisberge kommen fast nur längs des südlichen Theils der Küste vor; ein solcher Eisberg ist kein Meergebilde, sondern ein abgebrochenes Stück eines Gletschers, der mit seinem untern Ende ins Meer rückt, wobei durch den von unten wirkenden Druck des Wassers von Zeit zu Zeit größere Stücke abgebrochen und von der Strömung fortgetragen werden.

Die Breite dieses Eisstromes, also die Lage der Eiskante ist nun zu verschiedenen Jahreszeiten begreiflicherweise eine sehr verschiedene. Während sie im Frühjahre etwa von der Mitte Islands über Jan-Mayen nach der Südspitze Spitzbergens zu verläuft, rückt sie im Sommer viel näher an die Küste heran und streicht etwa in der Richtung vom Westende Islands nach dem Nordende Spitzbergens. Einzelne Eisstücke treiben natürlich unter Umständen sehr weit von jenen Grenzen nach Südost ab; sie erreichen zuweilen selbst die Färöer.

Aber auch zu derselben Jahreszeit kann die Eiskante eine ganz verschiedene Lage haben, und ist im Zusammenhange damit das Aussehen und namentlich die Dichtigkeit des Labyrinths von Feldern, Flarden und Schollen sehr wechselnd, und zwar je nach der Wirkung der herrschenden Winde.

Da alles Eis aus dem Wasser hervorragt und in seinen unregelmäßigen Formen dem Winde einen nicht unbedeutenden Angriffspunkt bietet, so wird es, von dem ihm durch die Wasserströmung vorgeschriebenen Wege durch stärkere Luftströmungen abgelenkt, in demselben beschleunigt oder aufgehalten werden. Ost- und Südostwinde müssen das Eis weiter nach Westen schieben und zugleich die Massen dichter zusammendrängen, während westliche und nordwestliche Winde das Eisgebiet zwar weiter nach Osten ausdehnen, aber auch die Massen mehr vertheilen und dadurch den Eisstrom schiffbarer machen.

Die Natur und Verhältnisse des europäischen Eismeeres waren im großen Ganzen dem praktischen Seefahrer schon seit Jahrhunderten wohlbekannt. Bald nach der Entdeckung Spitzbergens durch den Holländer Barents begann im großen Maßstabe der Walfang, zunächst in den Baien und Buchten dieser Inselgruppe, später im Eismeere selbst. Neben den Holländern und Engländern betheiligten sich auch deutsche Häfen in großem Umfange an diesem Betriebe. Dem Schiffsbarbier eines hamburger Walfängers, Friedrich Martens, verdanken wir die erste naturwissenschaftliche und geographische Kunde von Spitzbergen in deutscher Sprache (1671), und später gab ein biederer holländischer Commandeur (Kapitän eines Walfisch-

fangfahrzeugs, eines sogenannten Grönlandfahrers) neben einer umständlichen Beschreibung der Fischerei manche werthvolle Kunde vom europäischen Eismeere. Einzelne Fahrzeuge wurden auch wol einmal an die Ostküste verschlagen. Sie berichteten Entsetzliches über die erduldeten Leiden und bestandenen Gefahren; allein für die Kunde von der unbekannten Ostküste hatten ihre Mittheilungen nur geringen Werth. Erst der englische Walfänger William Scoresby war es, der über das europäische Eismeer sowie über Spitzbergens Inselgruppe werthvolle und zuverlässige, weil auf langjährige scharfe Beobachtungen begründete Mittheilungen machte (1822).

Der Walfang im europäischen Eismeere, vor 200 Jahren so ergiebig wie noch vor 20 Jahren im Ochotskmeere, ist heute nur noch ein in seinem Erfolge sehr unsicherer Betrieb weniger schottischer, norwegischer und deutscher Fahrzeuge. Am einträglichsten erwies sich der Robbenfang auf dem Eise bei der Insel Jan-Mayen im zeitigen Frühjahre. Der Ertrag dieser Jagd hat aber in den letzten Jahren, infolge rücksichtsloser Ausbeutung, ebenfalls nachgelassen.

Das europäische Eismeer sollte also das erste Operationsfeld der deutschen Polarexpedition des Jahres 1868 werden.

Der Plan war, daß in Norwegen eine Jacht, wie sie für den Walroß- und Robbenfang gebraucht wird, gechartert, mit deutschen Seeleuten bemannt, in Bergen ausgerüstet und damit der Versuch gemacht werde, die Ostküste von Grönland auf etwa dem 75. Grade zu erreichen. Gelänge dies, so sollte Kapitän Koldewey sie nördlich verfolgen und so weit wie möglich vorgedrungen werden, auf jeden Fall aber sollte gegen den Herbst die Rückkehr nach Europa erfolgen. Nachdem in Bremen der erste Steuermann in der Person von Richard Hildebrandt aus Magdeburg und ferner Georg Heinrich Sengstacke aus Holstein als zweiter Steuermann, sowie ein großer Theil der Mannschaft gewonnen waren, begab sich Koldewey nach Bergen in Norwegen, wo eine Jacht in der Größe von 32$\frac{1}{10}$ Commerzlast zu dem Preise von 3750 Thaler Courant gekauft wurde. Dr. Petermann trat sofort für die Zahlung des Kaufschillings ein. Es war ein durchaus neues Schiff, von Koldewey „Grönland“, von Dr. Petermann später „Germania“ getauft. Für die Eisfahrt wurde es durch verschiedene Verstärkungen noch tauglicher gemacht. Die Grönland verließ, mit Proviant für 12 Monate versehen, den Hafen von Bergen am 24. Mai. Die Bemannung des Schiffs bestand aus acht Deutschen, zwei Norwegern und einem Holländer, Alles Seeleute, ein Gelehrter befand sich nicht an Bord. Mit frischem südlichen Winde nordwärts segelnd, bestand das Schiff seine erste Probe der Seetüchtigkeit schon am 30. und 31. Mai, als ein schwerer Sturm zum Beidrehen zwang, und zugleich den Wunsch der Reisenden vereitelte, di prächtige Kuppe des 6448 Fuß hohen Beerenberges auf der Insel Jan-Mayen in dem hellen Sonnenglanze des langen Polartages zu schauen.

Doppelt hastig wegen des unliebsamen Aufenthaltes ging es dann am 1. Juni durch erstes Treibeis weiter nordwärts, bis man am 4. Juni sich in 74° 52′ nördl. Breite und 6° 7′ westl. Länge befand und zwischen den ersten, bis 12 Fuß im Durchmesser haltenden Eisschollen hindurch den Kurs westlich auf Grönland richtete. Tiefer, immer tiefer wurde in das Eis eingedrungen, bis am 9. Juni in 75° 20′ nördl.

Breite und 13° westl. Länge das Schiff im Eise festsaß und nun bis zum 22. Juni willenlos der Eisströmung folgen mußte, welche es die Küste entlang bis 73° nördl. Breite und 16° westl. Länge vertrieb. Am 16. Juni erblickte man vom Maste aus nachts die 16 deutsche Meilen entfernte Küste von Pendulum-Island bis Hudsons-Hold-with-Hope. Am 22. Juni, nach viertägigem höchst ermüdendem Arbeiten freigekommen, kreuzten unsere Reisenden nordwärts, sich von der östlichen Eisgrenze etwa drei Meilen entfernt haltend und fortwährend nach Eislücken ausspähend; sie überzeugten sich aber durch eigenen Augenschein wie durch die Mittheilung von vier Schiffen, die wegen Fischfangs sich dort am Eise aufhielten, daß augenblicklich an ein Durchdringen des Eises nach Westen hin nicht zu denken sei.

Damit endete der erste Vorstoß nach Grönland. Am 29. Juni wurde von 75° 10′ nördl. Breite und 11° 47′ westl. Länge östlich abgehalten; die Fahrt ging durch ein sich immer dunkler blau färbendes, wärmeres, mit Treibholz und Seekraut angefülltes Wasser auf Spitzbergen, wo der Belsund an der Südwestseite der Hauptinsel angelaufen, Ballast und Wasser eingenommen, und ein 2000 Fuß hoher Berg erstiegen wurde. Am 15. Juli ging die Fahrt bei leichter Brise längs der Küste von Prince-Charles-Foreland nach Norden. Am 17. morgens gewährte die Küste, im hellen Sonnenschein glänzend, einen prachtvollen Anblick. Es waren dies die außerordentlichen Wirkungen jener Strahlenbrechung, welche nur in den Polargegenden beobachtet werden kann. Die ganze Nordwestküste bis zur Amsterdam-Insel wurde so sehr gehoben, daß man alle Buchten und Inseln deutlich unterscheiden konnte; die merkwürdigsten Gestalten bildeten sich in der Luft und Eiswälle, Berge und Gletscher waren überall umgekehrt zu sehen. Am 19. Juli auf 80° 13′ nördl. Breite und 5° 52′ östl. Länge, machte indeß das Nordeis weiteres Vordringen unmöglich. Dort traf man das englische Schiff Jan-Mayen; der Kapitän brachte günstige Mittheilungen über das grönländische Eis zwischen 74° und 72° nördl. Breite; somit wurde jetzt der zweite Versuch dahin unternommen. Am Eise entlang, durch abwechselnde Streifen grünen und blauen Wassers ging der Weg südlich bis 76° nördl. Breite und von da bog man westlich ins Eis.

Kapitän Koldewey bemerkt in seinem durch ein Ergänzungsheft der „Petermann'schen Mittheilungen" (1871) veröffentlichten Reiseberichte: „Es gewährte mir ein außerordentliches Vergnügen, bei dem wunderschönen Wetter das Schiff zwischen den ungeheuern Eisblöcken hindurchzusteuern, die so ruhig und still dalagen und so harmlos aussahen, als ob sie niemals einem armen Schiffe Schaden zufügen könnten. Mit einem Fortgange von 3—4 Knoten gehorchte das Schiff dem Steuer außerordentlich schnell, und wir wanden uns durch die engsten und complicirtesten Kanäle, ohne auch nur ein einziges mal mit einer Scholle in Berührung zu kommen." Eine Zeit lang drang das Schiff weiter nach Westen vor, doch bald hemmte dicker Nebel die weitere Fahrt. Am 28. Juli abends ankerte die Grönland an einem großen Eisfelde. „Ich ging", schreibt Kapitän Koldewey, „in die Kajüte, um einige Stunden Ruhe zu genießen, indem ich Herrn Hildebrandt Ordre gab, scharf auszulugen und mich bei der geringsten Aenderung zu wecken.

Für diesmal sollte ich aber keinen Schlaf bekommen; ich hörte bald, daß die Mannschaft am Deck mit den Tauen wirthschaftete und das Schiff in eine andere Lage brachte. Herr Hildebrandt kam auch bald herunter und kündigte mir an, daß einige große Eisblöcke direct in den Wind auf uns zutrieben und uns zu zermalmen drohten. Ich sprang sofort aufs Deck. Eine große Scholle, die wol 10 Fuß über Wasser hatte, trieb mit großer Schnelligkeit gerade gegen uns an. Wir hatten noch eben Zeit, das Schiff rasch etwas weiter nach hinten zu holen, als die Scholle gerade vor unserm Klüverbaum heftig mit dem Felde zusammenstieß. Hätte sie uns getroffen, wir wären sicherlich vollständig zu einem Pfannkuchen zusammengedrückt worden." Nach zwei resultatlosen Vorstößen kamen die unverdrossenen Seeleute am 5. August bis 17° 22′ westl. Länge bei 73° 25′ nördl. Breite. Sie sahen deutlich auch diesmal die grönländische Felsenküste nur etwa 50 Seemeilen vor sich; aber ein zusammenhängendes, anscheinend bis zur Küste festliegendes Eisfeld hinderte sie, diese Strecke, die in zwei Wachten bequem zu durchsegeln gewesen wäre, zurückzulegen. Am 9. August von allen weitern Versuchen abstehend, verließen sie die unnahbare Küste und steuerten ost-, nachher westwärts, um jetzt nördlich um Spitzbergen herum durch die Hinlopen-Straße, welche das Nordostland von der Hauptinsel Spitzbergen (Westspitzbergen) trennt, den Versuch zu machen, Giles-Land, welches im Jahre 1707 vom Commandeur dieses Namens entdeckt und seitdem nicht wieder betreten war, zu erforschen. Schon am 18. August war die Grönland unter der Moffen-Insel, kreuzte die Hinlopen-Straße hinunter und legte dann in die Augusta-Bucht, nahe bei Kap Torell, fest, wo ein furchtbarer Andrang der Eismassen große Blöcke mehr als 20 Fuß hoch wild übereinandergeworfen und theilweise tief in den Sand gebohrt hatte. Hier blieb die Expedition bis zum 11. September, von Zeit zu Zeit mit dem Schiffe wegen Sturmwetters bald an die südliche, bald an die nördliche Seite des Eingangs in die Straße vorsegelnd; sie wartete, ob nicht ein Aufbruch des Eises einen Weg nach Giles-Land öffnen wolle. Auch dies war umsonst. Nachdem das Schiff stark vom Eise gelitten und seit dem 8. September viel junges Eis sich nächtlicherweile um das Schiff herum und in der Straße gebildet hatte, wurde das Warten aufgegeben, der Kurs nordwärts gesetzt und nun auf 17° östl. Länge ein letzter Vorstoß nordwärts unternommen. Am 13. September abends 8 Uhr kam die Grönland zur höchsten erreichten Breite von 81° 5′ nördl. in 16° 19′ östl. Länge; dann aber wendete sie ihr Steuer, da das Eis, von aufziehendem Unwetter getrieben, auf sie zusetzte und im Norden der helle Eishimmel einem weitern Vordringen doch keinen Erfolg versprach. Am 15. September mittags war das Schiff wieder in 80° 16′ nördl. Breite und 13° 14′ östl. Länge und am 16. September, nachdem auch westlich das Eis kein Vordringen gestattete, in 80° 14′ nördl. Breite und 6° 37′ östl. Länge; von nun an ging es rasch südlich zurück. Am 30. September lag die Grönland im Fjord von Bergen und am 10. October meldete ihre Ankunft an der deutschen Küste der Telegraph des Weserleuchtthurms.

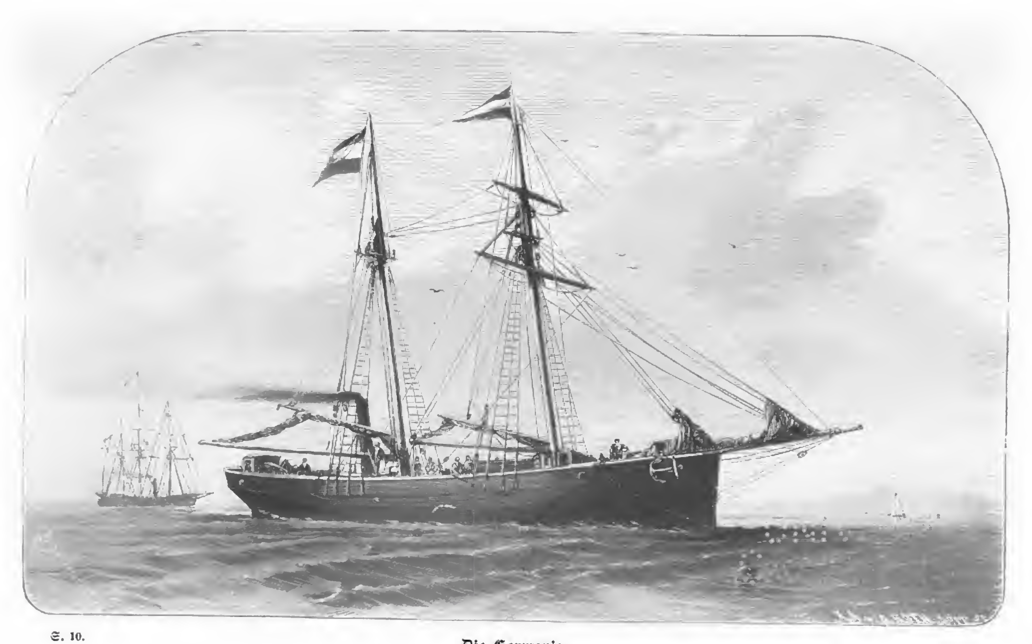
Geographische Entdeckungen hatte die Expedition nicht gemacht; ihr Verlauf bestätigte, daß bei einem neuen Versuch Dampfer zu wählen und zugleich eine

längere Dauer der Expedition ins Auge zu fassen sei. Immerhin hatten die an der Fahrt Betheiligten eine Reihe von praktischen Erfahrungen in Beziehung auf die Natur des Eismeeres gemacht, welche für eine neue Expedition von besonderm Werth waren. Die nautischen Beobachtungen und Ermittelungen der Expedition in Beziehung auf Meeres- und Lufttemperaturen, Meerestiefen u. s. w. wurden von dem Director der Norddeutschen Seewarte, von Freeden in Hamburg, in einer besondern Schrift veröffentlicht, während der eigentliche Reisebericht Koldewey's, wie schon erwähnt, im Jahre 1870 als Ergänzungsheft der „Petermann'schen geographischen Mittheilungen“ erschien.

In Bremerhaven sowol wie in Bremen wurde den zurückkehrenden deutschen Nordpolfahrern ein herzlicher Empfang zutheil. Am 24. October 1868 fand zu Ehren derselben in Bremen, und zwar im Saale des Hauses Seefahrt (einer frommen Stiftung zum Besten der Seefahrer und ihrer Witwen) ein Festmahl statt, bei welchem ein Senatsmitglied präsidirte und an dem Männer aller Berufsklassen theilnahmen. Auch Dr. Petermann war, einer an ihn ergangenen Einladung folgend, gekommen. Es gab wol keinen würdigern Ort für ein solches Fest und für die Anregung zu einer neuen Fahrt, als diesen Raum, wo schon vor Jahrhunderten die Seeleute der alten Hansastadt, bevor sie sich ihren gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauten, sich zu einem Abschiedsmahl zu vereinigen pflegten. Dr. Petermann erinnerte in seiner Tischrede an den von der Chronik uns überlieferten Bericht einer Friesenfahrt von der Weser aus nach Norden im 11. Jahrhundert: „Als in dem Zeitalter der Entdeckungen die ganze Welt vergeben wurde, da waren die Deutschen nirgends zur Stelle. Aber die Seefahrer von Bremen waren unter allen Völkern die ersten, die eine Nordpolfahrt unternahmen. Lange vor Columbus, noch länger vor Columbus als von 1492 bis auf den heutigen Tag, nämlich vor beinahe 900 Jahren, haben, wie uns der Chronist Adam von Bremen überliefert hat, die alten friesischen Seehelden von Bremen aus eine Nordpolexpedition unternommen. Man wußte, daß bei geradem Kurs von der Wesermündung aus gen Norden nach dem Pole zu kein Land anzutreffen wäre. Um dieses nun genau zu erforschen, verließen jene Urahnen unserer Nordfahrer zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Weser, fuhren über die Nordsee und durch den «Trichter», ließen Orkney links, Norwegen rechts liegen und passirten darauf Island. Von Island aus lagen sie gerade Nord an und kamen an die äußerste Nordaxe der Erde. Hier war es, wo sie in die finstere Nacht des Polarmeeres geriethen, da man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, und sie von einem heftigen Strom gefaßt wurden, der einige der Schiffe fortriß und verschlang. Die übrigen entkamen der drohenden Gefahr der Strömung und der Dunkelheit, erreichten glücklich die Gegend, wo sie wieder mit dem Strome fuhren, und kamen nach verschiedenen Erlebnissen nach Bremen, wo sie dem Bischof Alebrand alles erzählten, was sie erfahren hatten. Ich glaube an diese Nordpolexpedition, nach dem Spruch: «Alte Liebe rostet nicht!» — weil die Nachkommen jener Männer jetzt vollenden wollen, was vor nahezu 900 Jahren begonnen wurde.“

Die Bildung eines provisorischen Comité war das praktische Ergebniß dieses Festes. Diesem legte Dr. Petermann den von ihm ausgearbeiteten Planentwurf für die neue Fahrt vor; danach sollte ein Dampfer auf der Basis von Ostgrönland vorgehen und dort überwintern, ein zweiter Dampfer sollte zur See zwischen Grönland und Nowaja-Semlja den Nordpol zu erreichen trachten. Allein die Verhandlungen geriethen bald in ein bedenkliches Stocken, und so entschloß sich Dr. Petermann, um die Fortsetzung der Polarforschung noch im Jahre 1869 zu ermöglichen, aus den noch vorräthigen Geldern der 1868er Expedition den Bau eines Dampfers zu bestellen, dessen Dimensionen einestheils den Anforderungen für eine Polarfahrt angepaßt waren, anderntheils sich aber auch nach den beschränkten Mitteln richten mußten. Für die neue Fahrt galt im wesentlichen der Plan der 1868er Expedition, jedoch war diesmal eine Ueberwinterung mit aufgenommen und sollte die Expedition erst im Herbst 1870 zurückkehren. Die Sorge für die Vorbereitungen der neuen Expedition fiel großentheils einem am 9. April 1869 unter dem Vorsitz des jetzigen Reichstagsabgeordneten A. G. Mosle gebildeten bremer Comité anheim, wie denn auch später die Beschaffung der erforderlich gewordenen größern Geldmittel durch freiwillige Beiträge seine Aufgabe wurde. Auch in mehrern andern Städten: in Hamburg, Berlin, München, Königsberg und verschiedenen kleinern Küstenplätzen bildeten sich Sammelcomités. Am 10. Mai 1869 fand in Bremen eine Versammlung statt, in welcher der Plan und namentlich auch die Wahl eines größern Begleitschiffs, welches den Namen Hansa erhielt, definitiv und unter Zustimmung von Dr. Petermann und Kapitän Koldewey, dem Führer auch der neuen Expedition, festgesetzt wurde. Ein Aufruf erging, welcher die wissenschaftliche, nautische und nationale Bedeutung des Unternehmens hervorhob und die thatkräftige Theilnahme aller Kreise des deutschen Volks dafür in Anspruch nahm. Als Führer des zweiten Schiffs war Kapitän Paul Friedrich August Hegemann, gebürtig aus Hooksiel im Großherzogthum Oldenburg, gewonnen worden. Derselbe war soeben erst aus der Beringsstraße zurückgekehrt, wo er als Führer des bremer Schiffs Juliane dem Walfischfang obgelegen hatte; er hatte eine mehrjährige praktische Erfahrung in der arktischen Schiffahrt und war überhaupt ein äußerst tüchtiger Seemann. Die Expedition begleiteten sechs Vertreter der Wissenschaft. Es waren dies zunächst folgende Herren auf der Germania:

1) Dr. Karl Nik. J. Börgen, geboren am 1. October 1843 in Schleswig, besuchte die Domschule daselbst, bezog 1863 die Universität zu Kopenhagen, 1864 die Universität zu Kiel und 1865 die Universität zu Göttingen, wurde 1866 Assistent der Sternwarte daselbst, diente als Freiwilliger in der Armee des Norddeutschen Bundes vom 15. Januar 1867—68. Derselbe wurde auf zwei Jahre beurlaubt und empfing auf Veranlassung des königlich preußischen Cultusministeriums eine Unterstützung behufs Theilnahme an der Fahrt. Nach Rückkehr von der Expedition wurde Dr. Börgen zunächst als Assistent an die Sternwarte der königlichen Universität zu Leipzig berufen. Die kaiserliche Admiralität übertrug ihm darauf die Stelle des Vorstandes an dem neuerrichteten physikalischen Observatorium in Wilhelmshaven. Er wurde zeitweilig beurlaubt, um der Chef einer



S. 10.

Die Germania.

der fünf vom Deutschen Reiche im Jahre 1874 zur Beobachtung des Venusvorüberganges ausgesandten Expeditionen (der Kerguelen-Expedition) zu werden. Dr. Börgen übernahm auf der deutschen Expedition 1869—70 die Vertretung der astronomischen und physikalischen Wissenschaften sowie die Geodäsie, in Verbindung mit

2) Dr. Ralph Copeland. Copeland, geboren am 3. September 1837 zu Woodplumpton in Lancashire, England, erwarb sich in seiner Heimat wissenschaftliche Bildung, unternahm mehrere Reisen nach außereuropäischen Ländern und studirte 1865—67 in Göttingen Astronomie. Seit 1867 arbeitete er als freiwilliger Assistent auf der dortigen Sternwarte; übernahm nach der Rückkehr aus Grönland die Sternwarte des Lord Rosse in Parsonstown, Irland, und ist gegenwärtig an der Sternwarte zu Dublin thätig.

3) Julius Payer, Oberleutenant der Infanterie in der k. k. österreichischen Armee, wurde 1842 zu Teplitz in Böhmen geboren, wo sein Vater Rittmeister in einem Ulanenregiment war. Erziehung und Ausbildung erhielt er in der Neustädter Militärakademie; aus dieser trat er im Jahre 1859 als Offizier in die Armee. In Verona begann Payer, angeregt durch die Nähe der Alpen, seine orographischen Studien. Es erschienen in den „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt" verschiedene Abhandlungen von ihm: so über den Groß-Glockner, die Adamellogruppe, die Ortler Alpen. Im Jahre 1866 nahm Payer am Kriege in Italien theil und erhielt bei Custozza das Verdienstkreuz; 1868 wurde er durch den Kriegsminister mit der Aufnahme der unwirthbaren Regionen der österreichischen Gebirgswelt beauftragt. Den nachgesuchten Urlaub zur Theilnahme an der Expedition erhielt Payer in der liberalsten Weise vom Kriegsministerium; zugleich bewilligte dasselbe die Verabfolgung von Schießwaffen, eines ansehnlichen Vorrathes von Pulver und verschiedener wissenschaftlicher Instrumente. Payer fielen auf der Expedition die seiner bisherigen wissenschaftlichen Thätigkeit entsprechenden wichtigen Aufgaben zu. Nach seiner Rückkehr nahm Payer an den beiden österreichischen Polarexpeditionen bekanntlich hervorragenden Antheil.

4) Adolf Pansch, Dr. med., Vertreter der Zoologie, Botanik, Ethnologie und Anthropologie, Arzt an Bord der Germania, 28 Jahre alt, studirte 1860 in Berlin Medicin und Naturwissenschaft, 1861 in Heidelberg besonders Physiologie und Geologie, bereiste die Schweiz, besuchte dann die Kliniken in Berlin und Halle und bestand später in Oldenburg die vorgeschriebene Staatsprüfung als praktischer Arzt, wurde im Juli 1865 Prosector, 1866 auch Privatdocent an der Universität in Kiel. Pansch hat mehrere wissenschaftliche Abhandlungen verfaßt, von denen wir nur die aus eigenen vielseitigen praktischen Studien geschöpfte Schrift über die Meeresflora erwähnen. Dr. Pansch erhielt von dem königlichen Ministerium Urlaub, um an der Expedition theilnehmen zu können.

Die wissenschaftlichen Begleiter der Hansa waren folgende zwei Herren:

1) R. Buchholz, Dr. med., Arzt an Bord der Hansa, Vertreter der Zoologie, Ethnologie und Anthropologie, Docent an der Universität zu Greifswald, erhielt den nachgesuchten Urlaub zur Theilnahme an der Expedition und wurde ihm von dem Herrn Cultusminister und der Universität eine Beihülfe zu

seiner Ausrüstung bewilligt. Buchholz, 1837 zu Frankfurt an der Oder geboren, studirte in Königsberg und Berlin und war im böhmischen Feldzuge 1866 Assistenzarzt in einem Feldlazareth der preußischen Armee. Dr. Buchholz, jetzt Professor, weilt seit fast drei Jahren zu wissenschaftlichen Forschungen in Westafrika.

2) Dr. Gustav Laube aus Wien, Vertreter der Geologie, Docent an der Universität und der Polytechnischen Schule in Wien, 30 Jahre alt, in Teplitz geboren, studirte in Prag, München und Tübingen und wurde dann Assistent von Professor Hochstetter in Wien, der ihn aufs wärmste für die Expedition empfahl. Nach Rückkehr von der Polarexpedition wurde Dr. Gustav Laube zum Professor an dem k. k. Polytechnikum in Prag ernannt.

Die Bemannung der Schiffe bestand durchweg aus „befahrenen" Leuten, und die meisten hatten schon mehrjährige transatlantische Reisen (nach Amerika, Ost- und Westindien, resp. der Südsee) gemacht. Bis auf den Koch der Hansa, einen Holländer, waren Alle Deutsche. Folgende Liste gibt die Namen:

1) Schiff Germania.

Kapitän: Karl Koldewey, 32 Jahre alt, aus Bücken bei Hoya, Provinz Hannover.

1. Offizier: Heinrich Sengstacke, 27 Jahre alt, geboren zu Bremen, wohnhaft in Legerdorf in Holstein.

2. Offizier: Otto Tramnitz, 23 Jahre alt, geboren zu Zippnow, wohnhaft in Breslau.

Maschinist: Karl August Krauschner, 25 Jahre alt, geboren zu Adelsberg, wohnhaft in Wien.

Bootsmann: Hermann Warkmeister, 44 Jahre alt, aus Vegesack.

Zimmermann: Johann Friedrich Büttner, 32 Jahre alt, aus Logau, Regierungsbezirk Frankfurt a. O.

Koch: Louis Ollenstädt, 35 Jahre alt, aus Hamburg.

Matrosen: Georg Herzberg, 18 Jahre alt, geboren zu Ostrowo, wohnhaft in Bromberg. Peter Ellinger, 22 Jahre alt, aus Frankfurt a. M. Theodor Kleutzer, 26 Jahre alt, aus Bremerhaven. Wilhelm Mieders, 32 Jahre alt, geboren zu Pieperlein, wohnhaft in Sanct-Goar. Peter Iversen, 26 Jahre alt, aus Heisager, Kreis Hadersleben.

Heizer: Louis Wagner, 24 Jahre alt, aus Schlieben, Regierungsbezirk Merseburg.

Arzt: Dr. med. Adolf Georg Pansch, 28 Jahre alt, geboren zu Eutin, wohnhaft in Kiel.

2) Schiff Hansa.

Kapitän: Paul Friedrich August Hegemann, 33 Jahre alt, geboren zu Hooksiel, wohnhaft in Oldenburg.

1. Offizier: Richard Hildebrandt, 26 Jahre alt, aus Magdeburg.

2. Offizier: Wilhelm Bade, 26 Jahre alt, geboren zu Hohen-Wieschendorf, wohnhaft in Rostock.

Zimmermann: Wilhelm Bowe, 46 Jahre alt, geboren zu Groteliste, wohnhaft in Grohn.

Koch: Johann Wüpkes, 25 Jahre alt, aus Jourse (Holland).

Matrosen: Philipp Heyne, 25 Jahre alt, aus Helsta, Mansfelder Seekreis. Friedrich Kewell, 36 Jahre alt, aus Bremen. Bernhard Gätjen, 33 Jahre alt, aus Sanct-Magnus. Max Schmidt, 22 Jahre alt, geboren zu Beuthen, wohnhaft in Königsberg. Paul Tilly, 21 Jahre alt, geboren zu Brakel, wohnhaft in Preußisch-Minden. H. Büttner, 39 Jahre alt, aus Bremen.

Leichtmatrose: Konrad Gierke, 19 Jahre alt, geboren zu Bromberg, wohnhaft in Stettin.

Arzt: Dr. med. Reinhold Wilhelm Buchholz, 32 Jahre alt, geboren zu Frankfurt a. O., wohnhaft in Greifswald.

Von diesen hatten 1868 außer Kapitän Koldewey die ersten Offiziere der beiden Schiffe, Heinrich Sengstacke und Richard Hildebrandt, die Matrosen Peter Iversen, Paul Tilly und H. Büttner bereits an der ersten Fahrt theilgenommen.

Der Bau der Germania, des Hauptschiffes der Expedition, wurde am 10. März 1869 auf der Werft von Joh. C. Tecklenborg in Bremerhaven begonnen. Am 16. April lief das Schiff vom Stapel. Am 9. Mai führten Kapitän Koldewey und Dr. Petermann verschiedene Mitglieder des bremer Comité, ferner den Director der Norddeutschen Seewarte W. von Freeden und einige andere Freunde des Unternehmens (unter ihnen mehrere erfahrene Seeleute) an Bord. Der Bau wurde in allen Theilen besichtigt.

Die Germania hatte eine Länge von 90 Fuß, eine Breite von 22½ Fuß und eine Tiefe von 11 Fuß. Die Tragfähigkeit war 143 Tons. Für die Fahrt im Eismeere war das Schiff in folgender Weise eingerichtet: eine handdicke, bis nach innen durchgebolzte und verklinkte Spikerhaut umgab die Beplankung, über dieselbe war eine Lage starken Eisenblechs gelegt, und so war zwiefach dafür gesorgt, daß das an der Schiffswand nagende Eis nicht den Werg aus den Fugen reißen und einen Leck verursachen konnte. Auch im Innern war das Schiff besonders verstärkt. Die Zwischendecksbalken waren äußerst kräftig, Verticalstützen unterhalb und oberhalb der letztern, untereinander wieder durch eiserne Bänder verbunden, sorgten dafür, daß ein seitlicher Druck der Eismassen auf die Schiffswände weder Kiel noch Deck aus ihrer Lage bringen konnten. Die scharfe Bauart des Schiffs hatte den Zweck, zu bewirken, daß dasselbe inmitten drängender Eismassen eher gehoben als von denselben zerquetscht werde. Die Bemastung war derartig, daß kein Segeldruck, kein Stoß nach der Ansicht Sachverständiger das Fahrzeug je entmasten konnte. Das Schiff war auf einen geringen Tiefgang, von 9—10 Fuß, gebaut, da es den Zweck hatte, längs der Küste vorzudringen. Die Maschine des Schiffs, welche nur in Thätigkeit gesetzt werden sollte, wenn das Schiff im Eise gegen den Wind aufkreuzen müsse, hatte 30 Pferdekraft und konnte die zweiflügelige Schraube für den Fall, daß ihre Beschädigung durch Eis zu befürchten oder wenn die Maschine nicht in Thätigkeit, in einem Koker ohne Mühe aus- und emporgehoben werden. Eine Reserveschraube wurde mitgenommen. Was

die innere Einrichtung betrifft, so nahm neben dem Maschinenraum der Proviantraum natürlich einen bedeutenden Theil in Anspruch. Die Kajüte der Gelehrten war etwas eng, aber durch Oberlicht erhellt und mit allen nöthigen Mobilien versehen. An den Wänden lagen acht Kojen für die Offiziere und Gelehrten. Der Kapitän hatte seine eigene, freilich sehr kleine Kajüte. Unter der Gelehrtenkajüte lagen die Wassertanks und Kohlenräume, der Gelehrtenkajüte gegenüber das ziemlich geräumige Volkslogis. Seitwärts, an Steuerbord, befand sich die Kombüse (Schiffsküche). Die Oefen, von Meidinger in Karlsruhe, sollten sich bei der Ueberwinterung aufs beste bewähren. Die Germania hatte drei Böte. Eine am 3. Juni nach Nordenhamm (einem Orte an der oldenburgischen Seite des Weserufers) unternommene Probefahrt lieferte die erwarteten Ergebnisse. Bei dieser Gelegenheit bekundete sich die Sympathie der oldenburgischen Bevölkerung, welche bekanntlich ein bedeutendes Contingent zur deutschen Handelsmarine stellt und der auch der Führer des zweiten Schiffs, der Hansa, angehörte, auf das herzlichste. — Das zweite Schiff, die Hansa, bisher der preußische Schoner Fulton, erbaut 1864 an der Weser, von 76¾ Commerzlast Tragfähigkeit, wurde auf der Werft von F. W. Wenke u. Co. (A. Rosenthal) in Bremerhaven für die Polarreise in ähnlicher Weise wie die Germania eingerichtet. Die verschiedenen Abtheilungen waren hier geräumiger als auf der Germania. Die Hansa hatte drei Böte; das größte und schwerste, König Wilhelm getauft, war etwa 18 Fuß lang, 6 Fuß breit und 4 Fuß tief; das zweite, ein an der Weser neugebautes Walfischboot, war 26 Fuß lang 6¼ Fuß breit und 2½ tief, mit Harpunen zum Walfischfang versehen und hieß Hoffnung. Das dritte, kleinste Boot war Bismarck genannt.

Ein schwieriger und wichtiger Theil der Vorbereitungen war die Ausrüstung mit Proviant und sonstigem Material. Eigene Erfahrung lag in dieser Beziehung nur seitens der von der Weser ausgehenden Grönlandfahrer vor. Zwar gab die Orientirungsfahrt der Grönland im Jahre 1868 einige Fingerzeige. Aber noch nie waren deutsche Schiffe von deutschen Küsten mit der Absicht, in arktischen Breiten zu überwintern, ausgegangen. Bei der Ausrüstung wurden daher die Erfahrungen der Engländer, Amerikaner und Russen auf das sorgfältigste berücksichtigt. Vor allem wurde auf Vollständigkeit, auf besonders reichliche Ausstattung, sowie auf ausgezeichnete Qualität der einzelnen Artikel gesehen. Eine vollständige Ausrüstung beider Schiffe für zwei ganze Jahre war durchaus nothwendig, war eine Ehrensache.

Bezüglich der Nahrungsmittel standen Fleisch und Brot in erster Linie. An geräuchertem und gesalzenem Fleisch wurde von beiden Schiffen nur eine kleine Portion mitgenommen; dagegen war von präservirtem Fleisch eine reichliche Menge in Büchsen an Bord, für die Germania z. B. gegen 3000 Pfund, wobei zu bemerken, daß dieses von einer der renommirtesten Fabriken gelieferte Fleisch hinsichtlich des Nahrungswerthes sich zu dem frischen Fleisch wie 2 : 1 verhält. Ferner war eine freilich nicht reichlich bemessene Quantität des für Schlittenreisen unentbehrlichen Pemmikan geliefert. Die Mitglieder der Expedition hatten einige Tage vor der Abfahrt in Bremerhaven sich eine Mahlzeit von den Preserves der Expedition bereiten

Die Hansa.

S. 14.

lassen, wobei sich ergab, daß jenes Verhältniß ein vollständig richtiges sei. Brot wurde um Platz zu sparen nicht in übergroßer Menge mitgenommen, dagegen sehr reichlich Mehl. Ueberreich war die Liste an Conserven; da finden wir zahlreiche Büchsen, Gläser und Dosen oder Kisten voll Spinat, Spargel-(Brech-)bohnen, Erbsen, Milch, Wurzeln, Sardinen, Spargel, Schnittbohnen, Pickles, Schalotten, Kronsbeeren, Zwetschen, Kartoffeln, Julienne, Wirsingkohl, Rosenkohl, braunen Kohl, rothen Kohl, Sauerampfer, Petersilie, Thymian, Zwiebeln, Eigelb u. s. w. In Kiel wurden bei einem zu dem Zweck veranstalteten Mahle die Fleisch- und Gemüseconserven probirt und von Dr. Pansch sowie verschiedenen andern Aerzten trefflich befunden. Gute Getränke sind auf arktischen Reisen unentbehrlich; ganz abgesehen von zahlreichen Geschenken an Wein und besonders an französischem Rothwein, wurden für die Germania angeschafft:

2 Anker Kornbranntwein; 24 halbe Flaschen Boonekamp; 60 Flaschen Cognac; 348 Flaschen Sherry; 24 Flaschen Jamaicarum; 24 Flaschen Portwein; 48 Flaschen Ingber-Liqueur; 96 halbe Flaschen Himbeeressig; 6 Dutzend Flaschen Bier; 32 Korbflaschen Citronensaft; 5 Anker f. Cantenac-Medoc; 5 Anker Rauenthaler; 6 Anker Oporto; 40 Kisten, 6 Körbe und 2 Anker div. Weine; 16 Tonnen und 1 Korb Bier; 16 Kisten Spirituosen, Essig u. s. w.

Was die Bekleidung betrifft, so glichen die Vorrathslager der Germania und der Hansa Magazinen von schwersten Winterstoffen. Da waren z. B. an Bord 4 Dutzend Paar weiße wollene lange Mannsstrümpfe, 6 Dutzend braunmelirte do., 4½ Dutzend weite wollene lange dicke Mannsstrümpfe, 3 Dutzend do. Unterbeinkleider, 5 Dutzend braunmelirte do., 3 Dutzend blauwollene dicke Unterbeinkleider, 4 Dutzend weiße wollene Unterjacken, 4 Dutzend graue do., 3 Dutzend isländer Jacken, 3 Dutzend Paar weiße wollene Mannshandschuhe, 3 Dutzend Paar graue do. mit Manschetten, 3 Dutzend Paar couleurte wollene Mannshandschuhe, 3 Dutzend Paar do. mit Manschetten, 3 Dutzend Paar dicke Fausthandschuhe, 9 Paar graue wollene Decken, 8 Paar weiße do., 2 Dutzend weiße wollene Shawls, 1 Dutzend braune do., 3 Dutzend Jagdmützen, 23 Stück Jacken, 36 Stück Beinkleider, 36 Stück Westen, 3 Dutzend Pelzmützen und Pelzhandschuhe, 24 fertige Pelzanzüge aus Schaffellen, 3 Dutzend bocklederne Strümpfe, 3 Dutzend rindslederne Stiefel mit Pelzfutter, Schuhmachergeschirr und Schuhpflöcke, Wollgarn, Zwirn und Nähgeschirr, Geschirr, um Pelze zu machen.

Die Jacken waren von rein wollenen Doublestoffen mit sogenanntem Pelzfutter gefertigt und außerdem noch mit bestem Coating gefüttert. Die Beinkleider wurden von dem Stoff der Jacken gemacht und auch noch mit rein wollenem Flanell unterfüttert. Mützen und Handschuhe wurden aus Hundefellen gefertigt. Die Form der Mützen war dieselbe, wie sie bei der Kane'schen und andern Expeditionen in Anwendung gekommen war. Sie gewährten den möglichsten Schutz gegen Wind, Schneetreiben und Kälte. Aehnlich waren die Handschuhe beschaffen. Es wurde ferner eine größere Anzahl Pelze (Schaf- und Büffelfelle) mitgenommen und haben sich namentlich letztere als Schlafsäcke sehr bewährt. Der jetzt festgestellte Wild-

reichthum Ostgrönlands würde für künftige Expeditionen eine bedeutende Beschränkung in der Anschaffung von Pelzen zulassen.

An Feuerungsmaterial nahm die Germania 70 Tons, die Hansa 110 Tons Kohlen auf, unter letztern ein bedeutendes Quantum sogenannter Brickets (Kohlensteine). Ein Theil des an Bord der geräumigern Hansa befindlichen Feuerungsmaterials war für die Germania bestimmt.

Bei der sehr reichen Ausstattung der Expedition mit wissenschaftlichen Apparaten und Instrumenten stand besonders das berliner Comité fördernd den Führern und Gelehrten zur Seite.

Mehrere Freunde der deutschen Polarforschung hatten diese Abtheilung der Ausrüstung durch Darleihung verschiedener Objecte noch vervollständigt.

Von der sonstigen Ausstattung mögen hier noch erwähnt werden: Waffen, Medicamente, Angelgeräthschaften, photographische Apparate, Schneebrillen, Schlitten und Schlittschuhe, Sachen zum Umtauschen und Verschenken, wie: Perlen und Spiegel, Feilen, kleine Sägen, Messer, Tücher und zahllose Kleinigkeiten ähnlicher Art. Die in den Kajüten aufgestellten Oefen wurden von Professor Meidinger in Karlsruhe geliefert; sie hatten sich, wie die Steuerleute der Schiffe bezeugten, bei der an Bord stattgehabten Probe hinsichtlich ihrer Heizkraft sowol als zugleich der Sparsamkeit des Verbrauchs von Feuerungsmaterial durchaus bewährt. Die Erfahrungen der Expedition selbst sollten diese Probe glänzend bestätigen. Zahlreiche sonstige Naturalgeschenke wurden der Expedition aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zutheil.

Der Büchersammlung muß noch besonderer Erwähnung gethan werden. Eine größere Anzahl deutscher Buchhändler hatte eine Reihe von wissenschaftlichen Werken und Unterhaltungsbüchern geschenkt. Die Polarreiseliteratur war aber leider nicht so vollständig vertreten, als es wünschenswerth gewesen wäre.

Am 28. Mai hatte Kapitän Koldewey Audienz bei Sr. Majestät König Wilhelm in Babelsberg. Se. Majestät ließ sich von Kapitän Koldewey dessen Vorhaben näher auseinandersetzen und auf der Karte erläutern, sprach seine Befriedigung darüber aus, daß sich ein Mann gefunden habe, der das Unternehmen durchführen wolle, und stellte seinen Besuch an Bord der Expeditionsschiffe bei seiner bevorstehenden Reise nach Bremen in Aussicht.

Die Zeit der Abfahrt war auf Mitte Juni festgesetzt. Mit Aufwendung aller Kräfte war vom März bis Juni daran gearbeitet worden, die Vorbereitungen rechtzeitig zu vollenden. Es gelang, die Ausrüstung bis zu jenem Termine in jeder Beziehung vollständig zu beschaffen, und am 13. Juni konnte eben jene letzte Verhandlung, deren wir bereits gedacht haben, zwischen dem bremischen Comité und den Theilnehmern der Expedition zu Bremen im Sitzungssaale der Handelskammer in Gegenwart zweier Notare als Protokollführer stattfinden. Nachdem alles für die Abfahrt vollendet war und die Schiffe segelfertig lagen, wurde noch einmal alles bisher Geleistete und ferner zu Erstrebende zusammengefaßt. Zunächst wurden die Gelehrten begrüßt mit warmen Worten des Dankes für ihren muthigen Entschluß und der Hoffnung auf erfolgreiche Thätigkeit. Alsdann beschloß

die Versammlung, daß am 15. Juni mittags die Expedition von Bremerhaven aus in See gehen solle. Ein an Kapitän Koldewey gerichtetes Telegramm des Königs Wilhelm bestätigte das Interesse, welches der König für das Unternehmen hegte; da derselbe am 15. in Bremerhaven und Geestemünde anwesend sein würde, wurde beschlossen, Alles zum königlichen Besuche und zur sofortigen Abfahrt bereit zu machen.

Nachdem nun die Certificate der Expeditionsschiffe, die Proviantlisten, die Verzeichnisse der Medicamente, der chirurgischen, nautischen und wissenschaftlichen Instrumente vorgelegt, geprüft und richtig befunden waren, schritt man zur Feststellung der persönlichen Verhältnisse der Theilnehmer der Expedition. Die Musterrollen der beiden Schiffe waren von allen unterzeichnet worden. Der Vorsitzende, Herr A. G. Mosle aus Bremen, hob noch besonders hervor, wie der Kapitän an Bord eines Seeschiffes der alleinige Befehlshaber sei; Jeder habe seinen Befehlen sich unbedingt und in einer Weise, wie sie nirgends schärfer gefordert werde, zu fügen; dies gelte auch von den Gelehrten. „Während der Expedition hat der Kapitän Niemandem Rechenschaft über sein Thun und Lassen zu geben; jedoch wird er, wenn er zurückgekehrt ist, sich zu verantworten haben. Ein getheiltes Kommando kann nicht geduldet werden; auch auf den Expeditionsschiffen ist die autokratische Stellung der Kapitäne aufrecht zu halten.“ Alle Theilnehmer erklärten, solchen Gehorsam üben zu wollen.

Die Aerzte der Expedition versichern hierauf, daß sie die Mannschaft untersucht und jeden Einzelnen gesund befunden hätten; Kapitän Koldewey überreicht das amtliche Attest über die Tüchtigkeit des Maschinisten auf der Germania. Sodann wird der Vertrag zwischen Kapitän Koldewey und Kapitän Hegemann, welcher in Uebereinstimmung mit der Instruction von beiden Herren verabredet war, vollzogen. Nach dieser Uebereinkunft führt für den Fall des Ablebens des ersten der andere das Kommando; im übrigen machen die beiden Kapitäne für sich aus, in welcher Reihenfolge das Kommando für den Fall des Ablebens des jedesmaligen Höchstkommandirenden auf die Offiziere übergehen soll. Solche Bestimmungen sollen an Bord beider Schiffe versiegelt vorhanden sein und zwar, in doppelter Ausfertigung, in den Händen des Kapitäns und des Arztes; sie sollen nicht eher eröffnet werden, als es erforderlich erscheint. Der jedesmalige Befehlshaber einer Boot- oder Landexpedition wird vom Kapitän ernannt.

Den Schluß der Berathungen bildete die von Dr. Petermann am 7. Juni ausgearbeitete „Instruction für die zweite Deutsche Nordpolar-Expedition 1869—70“.

In den Hauptsachen erklärten sich Kapitäne und Gelehrte mit derselben einverstanden, obgleich einige Punkte ernsthafte Bedenken zu erwecken geeignet schienen; allein zu weitern Verhandlungen war keine Zeit mehr. Rasch einigte man sich wegen einiger unwesentlichen Aenderungen, mit welchen sich Dr. Petermann telegraphisch einverstanden erklärte.

Den wichtigsten Theil der Verhandlungen bildete die letzte Rücksprache, wo und wie von den Männern der Expedition Nachricht zu suchen sei, wenn ihre Heimkehr sich so lange verzögern sollte, daß Hülfe Noth thäte, oder wenn ihnen der Tod auf den Eisfeldern Grönlands beschieden wäre. „Die Expedition hat auf

den Küsten oder Inseln möglichst genau unter jedem vollen Breiten- oder Längengrade Steinhaufen oder sonstige Aufbaue zu errichten; die Niederlegung von Documenten über den Verlauf und Stand des Unternehmens soll nicht im Innern dieser Merkzeichen geschehen, sondern in einer Entfernung von 20 Meter gegen wahren Norden; falls nach der Natur des Terrains keine Entfernung von 20 Meter zu nehmen ist, werden die Documente sonst in nördlicher Richtung deponirt. Die Merkzeichen sind vorzugsweise auf vorspringenden Punkten zu errichten. Da die Eskimos Gräber angeblich aufs Strengste achten, so werden, falls Todesfälle eintreten, Nachrichten über die Expedition unter den Leichen deponirt."

Hierauf folgte die feierliche Verpflichtung der Theilnehmer der Expedition auf den vereinbarten Plan des Unternehmens; beide Kapitäne wie die Gelehrten versprachen mit Wort und Hand den vorgesteckten Zielen nach besten Kräften und unter allen Umständen nachstreben zu wollen.

Die Instruction umfaßte 31 Paragraphen: In den §§. 1 und 2 wurde als Zweck und Ziel der Expedition die Entdeckung und wissenschaftliche Erforschung der arktischen Central-Region von 75° nördl. Breite an, zunächst auf der Basis der Ostgrönländischen Küste hingestellt. Zwei Aufgaben waren so gegeben: 1) die Lösung der sogenannten Polarfrage; 2) die Entdeckung, Aufnahme, Durchforschung von Ostgrönland und der damit nordwärts, gegen die Beringsstraße hin, in Verbindung stehenden Länder, Inseln und Meeresgebiete, eine Gradmessung in Ostgrönland, Gletscherfahrten ins Innere des continentalen Grönlands.

Zweites Kapitel.

Abfahrt und gemeinschaftliche Reise der beiden Schiffe bis zu ihrer Trennung am 20. Juli 1869.

Abfahrt. — Ansprache des Präsidenten des Bremer Comité. — Bei Helgoland. — Leben an Bord. — Die Hansa im Schlepptau. — Ein holländischer Fischermann. — Sturm und Nebel. — Das Nordmeer erreicht. — Dreizehige Möve. — Sturmvogel. — Polartaufe. — Erste Mitternachtssonne. — Seevögel. — Mallemucke. — Der Golfstrom. — Wasserwärme. — Strömung. — Jan-Mayen in Sicht. — Beschreibung dieser Insel. — Die holländische Ueberwinterung auf derselben. — Die Robbenküste. — Robbenfang. — Krähennest. — Das erste Polareis. — Germania und Hansa treffen sich wieder.

Die Abfahrt der Expedition von Bremerhaven erfolgte am 15. Juni 1869, nachmittags 3 Uhr, in Gegenwart Sr. Majestät des Königs von Preußen, dessen warmes Interesse für das schöne nationale Unternehmen sich in dieser feierlichen Stunde in einer allen Anwesenden unvergeßlichen Weise kundgab. In dem zahlreichen Gefolge Sr. Majestät befanden sich Se. königl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Graf Bismarck, Kriegs- und Marineminister von Roon, General von Moltke und Viceadmiral Jachmann. Die Schiffe lagen in der Einfahrt des neuen Hafens außerhalb der Schleuse. Nachdem der König die ihm vorgestellten Führer und Gelehrten der Expedition mit freundlichem Händedruck begrüßt hatte, erbat sich der Präsident des Bremer Comité, Herr A. G. Mosle, von Sr. Majestät die Erlaubniß zu einigen Worten des Abschiedes. Er sagte:

„Landsleute! Der Augenblick des Absegelns der zweiten Deutschen Nordpolarfahrt ist gekommen. Ihr alle werdet es als ein sehr glückliches Vorzeichen betrachten, daß dieselbe in See geht unter den Augen Sr. Majestät des Königs. Das Gedeihen des Werkes hängt ab von euch Theilnehmern der Expedition, Vertretern deutscher Wissenschaft und deutschen Seewesens. Ihr habt euerer ganzen Nation gegenüber gelobt, alles einzusetzen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Zur Ehre des Vaterlandes, zur Ehre der jungen deutschen Flagge, zur Ehre deutscher Wissenschaft und Seefahrt soll das nördliche Polarmeer der Kenntniß aller Völker durch euch erschlossen werden. Das Ziel ist groß, die Beschwerden und Entbehrungen, denen ihr entgegengeht, sind nicht gering; ihr habt, wenn euer Werk gelingen soll, auf

nie betretenen Wegen gar trotzige Mächte, Eis und Winternacht, zu bekämpfen. Doch aber werdet ihr bei festem ausdauernden Willen aller Schwierigkeiten Herr werden. Geht deshalb getrost ans Werk, murrt aber auch nicht, wenn höhere Mächte euer Wollen vereiteln. Möge eine gütige Vorsehung euer steter Begleiter sein und gestatten, daß ihr wohlbehalten und mit Erfolg gekrönt zur Heimat und zu den Eurigen zurückkehrt! Und nun ihr, die ihr scheidet, und ihr, die ihr daheim bleibt, vereinigt euch in diesem feierlichen Augenblick nach guter alter Sitte zu einem Hoch auf den uns durch seine Gegenwart hoch ehrenden erhabenen Monarchen, auf unser Vaterland, dessen mächtiger Schutz er ist, und zu einem Glückauf für die beiden Schiffe, welche unter der uns von Sr. Majestät verliehenen nationalen Flagge der Wissenschaft dienen sollen, die Germania und Hansa und deren Besatzung! Hoch!" Nachdem ein tausendstimmiger Zuruf dieses Hoch zu den Wolken getragen, reichte der König den Theilnehmern der Expedition nochmals die Hand und sprach herzliche Wünsche aus für eine glückliche Rückkehr. An der Spitze seines Gefolges begab sich Se. Majestät sodann an Bord der Germania, die mit großer Aufmerksamkeit in allen Einzelheiten ihrer vollendeten Ausrüstung besichtigt wurde. Aber nun war auch der entscheidende Augenblick gekommen. Böllerschüsse erdröhnten. Ein letztes dreimaliges Hoch herüber und hinüber, und die Germania im Schlepptau des Dampfers Simson, die Hansa in dem des Dampfers Vulcan, ging's auf die Wesermündung zu. Grüße zuwinkend gab König Wilhelm den Schiffen bis zur äußersten Spitze der Hafeneinfahrt das Geleit.

Die Bugsirdampfer schleppten beide Schiffe zur Mündung der Weser. Hier schieden zwei Freunde, welche es sich nicht hatten nehmen lassen, die Expedition bis ins Meer hinaus zu begleiten. Es waren der Director der Norddeutschen Seewarte, von Freeden, und der Director der göttinger Sternwarte, Professor Klinkerfues. In der Kajüte aber, wo prächtige Blumensträuße von schöner Hand gebunden und begleitet von sinnig-poetischen Worten des Abschieds, uns in anmuthigster Weise überrascht hatten, saßen wir mit den Freunden bei einem guten Glase Wein, noch einmal alle Wünsche und Hoffnungen erneuernd. Hier schrieb einer noch in Eile letzte Abschiedsgrüße an Verwandte und Freunde, ein anderer überlieferte den Zurückkehrenden seine Gelder (ein auf dieser Reise ziemlich unbrauchbares Besitzthum), ein dritter hatte nur noch Grüße und Bestellungen — noch einmal klangen die Gläser auf gutes Gelingen, auf frohes Wiedersehen. Dann erfolgte die Trennung.

Die Schiffe segelten ziemlich gleichmäßig, doch war die Hansa bei der leichten Brise etwas im Vortheil, da die Segelfläche der Germania für solche Winde nicht groß genug war; wir hatten indeß keinerlei Schwierigkeiten, zusammenzubleiben.

In den Kajüten gab es zunächst noch genug zu thun, um Ordnung herzustellen. Unsere Kisten wurden vollends gepackt, und die Kojen, in denen wir ja unsere meisten Habseligkeiten unterbringen mußten, etwas aufgeräumt, damit wir doch wenigstens Platz für uns selbst erlangten. Um 8 Uhr sahen sich die beiden Kapitäne noch einmal und trafen die nöthigen Verabredungen über den zunächst einzuschlagenden Kurs. Gegen Mitternacht wurde das Leuchtfeuer von Helgoland passirt.

Das Leben an Bord schildert uns Dr. Pansch anschaulich. Wir wurden um $6\frac{1}{2}$ Uhr geweckt, kleideten uns an, machten der Reihe nach in dem kleinen Waschzimmer Toilette und gingen auf Deck, um die frische Morgenluft zu genießen und nach dem Wetter zu sehen, was auf See ja noch weit wichtiger ist als am Lande. In der Kajüte, deren Reinigung bereits in aller Frühe vorgenommen war, wurde unterdessen der Tisch gedeckt, und punkt 7 Uhr setzten wir uns zum Frühstück, das uns neben Brot und Butter auch kalte Fleischkost in irgendeiner Form bot. Der Kapitän speiste mit uns, sodaß wir, da der eine der Offiziere ja stets oben bleiben muß, zu sieben waren. Nach dem Frühstück verweilten wir meist eine Zeit lang auf Deck, auf der Riegelung sitzend oder auf- und abspazierend, pfiffen ein Liedchen oder rauchten eine Morgencigarre. Vor Tisch machten wir uns dann meist noch eine Zeit lang in der Kajüte zu thun, obgleich in der ersten Zeit bei trockenem Wetter nicht viel daraus wurde. Um 12 Uhr war der Arbeitstisch wieder in den Eßtisch verwandelt, und mit hungerndem Magen setzten wir uns um die dampfende Suppe.

Die Speisekarte für unsern Mittagstisch bot einige Abwechselung. Auf die Suppe folgte Braten oder Fleisch mit Kartoffeln und Gemüse und außerdem noch zweimal in der Woche, Sonntags und Donnerstags, ein Rosinenpudding mit Weinsauce, Bouillon mit Reis oder Julienne, Weinsuppe, Milchsuppe, Graupen-, Erbsen-, Bohnen- und Kartoffelsuppe — frisches Fleisch, Fleisch in Blechbüchsen, Rauchfleisch, Corn-Beef, Salzfleisch und Salzspeck — Grüner Kohl, Rosen- und Wirsingkohl als comprimirte Gemüse, grüne Erbsen, Carotten und Spargel als Conserven, sowie gelbe Erbsen, weiße und braune Bohnen. Dazu hatten wir in der ersten Zeit täglich zwei Flaschen Wein.

Nach dem Essen hielten wir wol, wie es üblich ist, ein kleines Schläfchen in der Koje oder — was weit angenehmer war — bei schönem Wetter auf Deck, wo uns ein Segel oder eine unserer auslüftenden Decken als Unterlage diente. Dann wurde wieder eine Cigarre angezündet, und gegen 4 Uhr gab es Kaffee, den wir auch häufig in Freien einnahmen. Nachmittags ging jeder seinen Beschäftigungen und Liebhabereien nach, und punkt 7 Uhr stand wieder das Abendbrot auf dem Tische, Thee mit Brot und Butter nebst kalter Fleischkost. Der Abend fand uns in verschiedenen Beschäftigungen unten oder oben; man spielte Schach oder Karten, rauchte und suchte sich in gegenseitigen Mittheilungen aus der Heimat und Besprechung von Plänen für die Zukunft die Gedanken zu zerstreuen, welche unter dem verpönten Namen des Heimwehs sich hier und da doch wol ein wenig einschlichen, besonders wenn wir an stillen Mondscheinabenden bis gegen Mitternacht draußen waren. Zwischen 10 und 12 Uhr kletterten wir in unsere Kojen hinein und genossen dann, mit Ausnahme stürmischer Nächte, einen gesunden Schlaf.

Gleich am zweiten Tage unserer Fahrt begann die See sich ernstlich fühlbar zu machen. Der Wind war nach Nordwest übergegangen und wuchs zum leichten Sturme an, sodaß es kein Wunder war, wenn die Mehrzahl der Gelehrten dem Neptun ihr Opfer bringen mußte. In der Kajüte der Germania verursachten die

beschränkten Räumlichkeiten allerlei kleine Unannehmlichkeiten, die indeß durch die Gewohnheit bald nicht mehr fühlbar wurden.

Auch auf Deck war der Aufenthalt nicht der angenehmste, denn Kisten und Fässer beengten den ohnehin nur kleinen Raum in peinlicher Weise. Bei hoher See „rollte“ ferner das Schiff derart, daß es fortwährend an der Lehseite, öfters auch an beiden Seiten Wasser übernahm, und man eigentlich nur ganz hinten trockenen Fußes bleiben und sich einigermaßen frei bewegen konnte.

Das stürmische Wetter am 17. und 18. Juni wühlte eine hohe See auf, dabei mußte die Hansa mehr in Leh zurückbleiben, sodaß wir, um nicht gar zu weit auseinanderzukommen, abends meistens wieder zu ihr hinhielten. Der erste Blick und die erste Frage, wenn man auf Deck kam, war natürlich stets nach der Hansa, und so entstand schon damals der später oft wiederholte Frage- und Antwortscherz: „Wo ist die Hansa? — In Leh!“

Am 19. bei Windstille und schönem Wetter wurde von seiten der Germania ein Versuch mit dem Schleppen der Hansa angestellt. Derselbe gelang über Erwarten gut. Mit einem Dampfdruck von nur 40 Pfund schleppte die Germania die Hansa bei einem Fortgang von $2\frac{1}{2}$ Knoten gegen eine leichte Dünung aus Norden. Am Nachmittag kam eine leichte Brise aus Nordost durch, es wurden wieder Segel gesetzt, welche die Fahrzeuge in 1 Etmal (die Zeit von einem Meridiandurchgange der Sonne bis zum nächsten) um 88 Seemeilen weiter brachten. Dann folgten wieder über eine Woche lang fast ununterbrochen anhaltende heftige Nordwestwinde, und während mehrerer Tage kam man über den 57. Breitegrad nicht hinaus.

Das einzige Gute bei diesem unfreiwilligen Aufenthalt war wenigstens, daß wir die Eigenschaften unsers Schiffes aus dem Grunde kennen lernten. Der Kapitän war damit außerordentlich zufrieden, daß sich dasselbe nicht allein als leicht und gut manövrirbar zeigte, sondern sich auch als ein tüchtiger Luvhalter herausstellte. Die Hansa stand uns in dieser Beziehung bedeutend nach, und waren wir somit öfter genöthigt, eine Zeit lang vor dem Winde zu halten, um uns mit derselben wieder zu vereinigen.

Die Mannschaften beider Schiffe erwiesen sich schon in der ersten Zeit als tüchtig. Auch zwischen den Seeleuten und den wissenschaftlichen Begleitern stellte sich sehr bald ein gutes Einvernehmen heraus.

Der 26. Juni bildete in dieser Sturmwoche einen wohlthätigen Ruhepunkt; der Wind, der schon am Nachmittage vorher abflaute, erstarb in der Nacht gänzlich, und das Schiff schwankte morgens schon auf der zusehends abnehmenden Dünung hin und her. An diesem Morgen traf die Germania, es war auf 57° nördl. Breite und 2° 43′ östl. Länge, mit einem kleinen Fahrzeuge zusammen, das die Seeleute schon längst als einen „Fischermann“ erkannt hatten. Beim Näherkommen bestätigten dies die in den Wanten zum Trocknen aufgehängten Fische.

Dr. Pansch erzählt: „Sofort wurde in uns die lebhafteste Sehnsucht wach, billige frischgefangene Exemplare für unsern Tisch zu erlangen. In der Meinung, einen «Norman» vor uns zu haben, schrien wir nun hinüber: «Skip ahoi! — har

de fisk ombord? — «Jo.» — «Friske fisk?» — «Jo.» — «Komm ombord!» — Sogleich wurde es auf dem kleinen Fahrzeuge lebendig; eine Jölle wurde ins Wasser gelassen und lag in kurzer Zeit bei uns langseits. Mit einem Korbe voll der schönsten Exemplare, großen Steinbutten und Seezungen, kamen zwei junge Matrosen, die sich als Holländer auswiesen, an Bord. In dem Kauderwelsch, in welchem sich alle seefahrenden Umwohner der Nordsee bald verstehen lernen, mag ihre Muttersprache plattdeutsch, holländisch, dänisch, norwegisch, schwedisch oder englisch sein, wurde nun unterhandelt und als Preis trugen unsere Fischer mit froher Miene ein Stück Salzfleisch und Speck sowie ein Fläschchen Branntwein davon. Dann fragten sie, ob wir einen Doctor an Bord hätten, und baten diesen, mit hinüberzukommen, da ihr «Kaptainje» «ziek» sei." Zu solch romantischem Abstecher und ungeahnter Ausdehnung seiner Praxis ließ sich Dr. Pansch nicht zweimal auffordern und fuhr zu dem altehrwürdigen breitbauchigen Holländer hinüber. Mit Zuhülfenahme aller einst in Holland erworbenen linguistischen Weisheit gelang es ihm auch, in dem besagten Kauderwelsch eine Unterhaltung mit den biedern Fischersleuten zu pflegen und dem „Kaptainje", dem der Baum vor die Brust geschlagen, und einem alten Matrosen mit skorbutischem Zahnfleisch seinen besten Rath zu ertheilen und geeignete Mittel in Aussicht zu stellen. Als Honorar brachte er einen zweiten Korb voll Fische mit zurück, und so hatten wir die Freude, daß das ganze Schiff, oder wie der Seemann sich ausdrückt: „all hands", sich mittags und abends einmal an so leckerm Gericht gütlich thun konnten. Als jenen Matrosen das Ziel unserer Reise genannt wurde, hielten sie uns begreiflicherweise zunächst wol für Walfischfänger, als sie aber erfuhren, welch andere ungewöhnliche Aufgabe unserm Schiffe geworden war, da sperrten sie nicht etwa in mitleidigem Unverständniß das Maul auf — nein! ihre Augen leuchteten; „ah! nieuwe ontdekking in Groenland", riefen sie und schienen gleich orientirt. Es war als ob die stolze Erinnerung jener längstvergangenen Zeit, wo holländische Schiffe jährlich Millionen beim Fange der nordischen Meeresriesen erbeuteten und holländische Seefahrer die polare Geographie durch die wichtigsten Entdeckungen bereicherten, bei diesen Leuten noch lebendig sei. Mit erhöhtem Interesse betrachteten sie nun das Schiff, thaten mehrere sehr verständige Fragen betreffs der Ueberwinterung und verabschiedeten sich mit wiederholten und so herzlichen Glückwünschen, daß mancher Seemann daheim, der mit Gleichgültigkeit oder Spott auf unsere Fahrt blicken zu dürfen geglaubt hat, durch diese einfachen holländischen Fischersleute gründlich beschämt worden wäre. Der „Kaptainje" hat es auch nicht unterlassen, gleich nach dem Einlaufen seines Fahrzeugs in den heimatlichen Hafen sein Begegniß mit der Germania in den Schiffsnachrichten mitzutheilen, und so kam diese Notiz als erste Nachricht von der Expedition in die Zeitungen.

Diese Fischer mit ihren alterthümlich geformten Fahrzeugen treiben sich wochenlang auf den Bänken der Nordsee herum. Sie fangen mit Angeln und Netzen besonders Steinbutten, Seezungen und Kabeljaue. Diese werden sogleich ausgeweidet, in passende Stücke zerschnitten, in Fässern eingesalzen und dann verpackt. Wenn sie volle Ladung haben, so laufen sie in einen Hafen ein, löschen und laufen wieder aus, und treiben dies so lange, als die Zeit es erlaubt. Kapitän

und Steuerleute sind seit vielen Jahren in diesen Gegenden der Nordsee heimisch und wissen sich dort durch die gewonnenen Erfahrungen zuweilen besser zu orientiren als der geschulteste Seemann. Nautische Instrumente gebrauchen sie nicht, ja sie kennen sie nicht einmal. Nach den gelotheten Tiefen und den Eigenschaften des mit dem Lothe heraufgeholten Grundes wissen sie sich hinreichend zurechtzufinden.

Vor einer aufkommenden leichten Brise trieben wir dann lansam weiter, und wurden gegen Mittag von unserm Begleitschiffe eingeholt. Kapitän Hegemann und Dr. Laube kamen an Bord, während Herr Sengstacke und Dr. Pansch nach der Hansa hinüberfuhren, ihre Freunde einmal wieder von Hand zu Hand zu begrüßen.

Vom 26. bis 28. Juni wehte ein harter Sturm aus Nordnordwest. Er übergoß aufs neue Deck und Kajüte mit Wasser; es sollten diese Tage uns die letzten trüben Erinnerungen an das „Deutsche Meer" bringen. Mit der Annäherung an den 59.° nördl. Breite, gerade zwei Wochen nach unserer Abfahrt, erreichte der hemmende Einfluß der nördlichen Winde sein Ende und es ging frisch nordauf. — Unser Seemann hat für solches oft recht auffallende Glück oder Unglück in dem Fortgange der Fahrt beim Aus- oder Einlaufen eines Hafens seinen charakteristischen Ausdruck. Ist nämlich die Fahrt zu Anfang eine langsame oder behinderte, so wird die Schuld davon den geheimen Banden zugeschrieben, die das Herz eines oder des andern der Besatzung an die Heimat fesseln. Praktisch ausgedrückt, haben dann zarte Hände das Ende des großen Zugtaues („towline") des Schiffes in ihrer Gewalt und halten dieses dadurch möglichst zurück, oder ziehen es bei der Heimkehr mit Macht in den Hafen. Findet einmal plötzlich das Gegentheil statt, so ist das Tau ihren Händen entfallen, sie haben es „slippen lassen". — Diese Redensart veranlaßte natürlich manche Sticheleien, doch war es mit dem besten Willen nicht herauszubringen, wer eigentlich unter uns der Hauptschuldige sei.

Am 30. Juni mittags kam Nebel auf, der schon am Abend so dick wurde, daß während 16 Stunden auf beiden Schiffen, um eine Trennung zu verhüten, von Zeit zu Zeit Signale mit dem Nebelhorn gegeben werden mußten. Am 1. Juli wurde unter dem 61. Breitengrade die Pforte zwischen Norwegen und den Shetlandsinseln passirt. Das Deutsche Meer war damit verlassen, das Nordmeer erreicht; immerhin hatte man für diese Fahrt 16 Tage gebraucht, während bei günstigem Winde 2½ Tage genügen.

Die Dunkelheit der Nächte hatte inzwischen zusehends abgenommen, und schon um Mitternacht vom 1. zum 2. Juli, nachdem die Sonne erst gegen 10¼ Uhr uns verlassen hatte, war Lampenlicht auf Deck, selbst das beim Kompaß, unnöthig. Man konnte die feinste Schrift bequem lesen. Wie ein Blick auf die Karte zeigt, kamen wir jetzt in eine Gegend, die nur von den verhältnißmäßig wenigen Schiffen frequentirt wird, welche die nördlichen norwegischen Häfen und die eigentlichen Polargegenden besuchen. Während wir in der Nordsee meist ein oder mehrere Segel am Horizont sahen, oder in der Ferne die Rauchwolke eines Dampfers erschien, fanden wir uns jetzt ganz vereinsamt auf der weiten Fläche, die dem Einen

nur das Bild grenzenloser Oede und ewigen Einerleis darbietet, dem Andern aber das Gewaltige und Erhabene einer unendlichen Natur lebendig vor Augen führt.

Dagegen nahm das Thierleben in auffallender Weise zu, was zum Theil, wenigstens bei den Vögeln, mit der Nähe des Landes zusammenhing. Das Schiff wurde jetzt fast den ganzen Tag von der dreizehigen Möve (Larus tridactylus L.) umschwärmt. In Scharen von 20—50 Stück, gewandten leichten Flugs, wie es dieser kleinen Möve eigen, ziehen sie hinter dem Schiffe her, die mannichfaltigsten Windungen und Wendungen unermüdlich ausführend, im Kielwasser dabei nach Beute spähend, und dann auf ein kleines von der Strömung aufgewirbeltes Krebsthierchen blitzschnell hinabschießend. Oder sie sitzen in einiger Entfernung zur Seite des Schiffes gesellschaftlich auf dem glatten oder selbst stark bewegten Wasser, sich sonnend, sich putzend oder fischend. Man hat dabei gute Gelegenheit, diese in der That schönen Vögel mit Muße zu betrachten. Auf dem kurzen Halse dreht sich der runde Kopf mit den klugen dunkeln Augen aufmerksam hin und her, die Flügel bewegen sich in zierlichen Linien, die kleinen schwarzen Füße sind fest unter den Schwanz gezogen. Die ganze Unterseite des Vogels zeigt das schönste und reinste Weiß, während die obere Seite blaugrau ist. Was aber am meisten in die Augen fällt, ist, daß die Spitzen der schlanken Flügel und des fächerförmigen Schwanzes tiefschwarz sind. Trotz aller dieser äußern Schönheit, in der sie höchstens von der Elfenbeinmöve übertroffen werden, bleibt ihnen doch eine häßliche Eigenthümlichkeit ihrer Gattung: nämlich das widerlich krächzende und heisere Geschrei. Bei stillem und bei stürmischem Wetter, bei langsamem und schnellen Fluge, immer ertönt mit einzelnen Unterbrechungen das scharfe „ih ih hä hä“ in den verschiedensten Modulationen. Es sind dieselben Möven, die in den nordischen Gegenden zu vielen Tausenden gesellschaftlich an den Felsen nisten und die sogenannten Mövenberge bilden, die wir aber in Ostgrönland nicht antrafen. Sie sind allgemein als sehr verträgliche sanfte Thiere bekannt, und so drückt jenes Geschrei auch wol nur ihre Zufriedenheit und Lebendigkeit aus. Hin und wieder aber wurde man aufmerksam, wenn jene Töne in schnellerm Tempo, schärfer accentuirt und zum Schluß tiefer abfallend zum Ohr drangen. Man sieht sich um nach der Ursache und sieht drei jener Möven ängstlich dahinfliegen, hinter ihnen her einen andern Vogel, der durch dunkles Gefieder, längere Flügel schnellern kräftigern Flug auffällt. Es ist eine Raubmöve (Lestris), und jetzt bietet sich uns ein eigenthümliches Schauspiel dar. Eine unserer kleinen Möven hat soeben ein neugieriges Fischchen von der Oberfläche weggefangen und fliegt jetzt eiligst fort, bemüht, dasselbe hinunterzuwürgen. Ihr räuberischer schwarzer Vetter, in der Nähe scheinbar arglos über die Wogen streichend, erspäht dies kaum, als er in schnellstem Fluge heranschießt, die entfliehende Möve einholt und ihr unablässig zusetzt, bis sie in jenes ängstliche Klappergeschrei ausbricht und zugleich die Beute aus dem Schnabel fallen läßt. Damit hat der Räuber seinen Zweck erreicht; er läßt augenblicklich von der Verfolgung ab und stürzt sich gierig auf das fallende Fischchen, das er mit unglaublicher Behendigkeit bereits in halber Höhe erfaßt hat. Im nächsten Augenblick sehen wir den Vogel schon wieder, als ob nichts geschehen

wäre, ruhig über die Wellen dahinkreisen, oder langsam in die Ferne ziehen, um andern Möven auf dieselbe Weise ihren sauern Erwerb abzujagen.

Außer den Möven sahen wir jetzt auch häufiger einen kleinen, jedem Seefahrer bekannten Vogel, den Schwalbensturmvogel (Thalassidroma pelagica L.), oder Petersvogel, „Mother Carey's Chicken" der englischen Seefahrer. Es ist das ein schwalbengroßer fast ganz dunkelbrauner Vogel, der unermüdlich mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser zu laufen scheint, oder schmetterlingsartig von einer Woge zur andern flattert. Den alten Seeleuten ist er ein Unglücksvogel; sie behaupten, sein Erscheinen bedeute Sturm.



Nordkaper.

Es wurde auf die Möven wenig gejagt. Nur einmal bot die ruhige See die Möglichkeit, die gemachte Beute auch wirklich zu erlangen. Dieser Fall hätte aber fast Anlaß zu einem Unglück an Bord der Germania gegeben. Einer der Matrosen sprang nämlich unbedachtsam ins Wasser, um eine geschossene Möve für den Doctor herauszuholen, doch gelang die Rettung, da das Boot noch zu rechter Zeit zur Stelle war.

Delphine tauchten jetzt öfter in der Nähe der Schiffe auf, und in den ersten Tagen des Juli kamen sie so nahe, daß Dr. Pansch eine genauere Zeichnung des Rückens und namentlich der Rückenflosse machen konnte. Es war dieses nämlich der allen Seefahrern als „Nordkaper" oder „Butzkopf" wohlbekannte Delphinus orca Fabr., eine der größten Arten aus der Familie der Delphine, die bis zu 25 Fuß lang wird. Ausgezeichnet und darum auch leicht aus größerer Entfernung zu kennen ist er durch die schmale, lange und steil aufstehende Rückenflosse. Diese großen Thiere heben sich aus der Tiefe heraus, um Athem zu holen, und

bewegen sich dabei meist in Schlangenwindungen längs der Oberfläche vorwärts, wobei sie etwa drei- bis sechsmal sichtbar werden, jedoch nur mit der obern Hälfte ihres glänzendschwarzen Körpers. Zuerst tritt die Schnauze hervor, aus deren „Spritzloch" der Athem und etwas Wasserstaub hervorgestoßen wird; dann kommen die Flosse und der hintere Theil des Rückens zum Vorschein. Den Schwanz sieht man nur, wenn das Thier wieder untertaucht, wobei derselbe oft ganz frei aus dem Wasser hervorragt. Den Namen „Nordkaper", mit dem ihn unsere Matrosen bezeichnen, erhielt dieser Delphin schon weit früher, als er sich noch scharenweise in der Nähe des Nordkaps aufhielt. Dagegen weisen die amerikanische Bezeichnung „Killer" (Tödter) und die norwegische „Speckhauer" auf eine Beobachtung hin, die, lange Zeit für eine Fabel erklärt, seither von den vorurtheilsfreiesten Walfischfahrern und Forschern bestätigt wurde. Danach ist er nämlich der schlimmste Feind der Walfische, die er, zu größern Scharen vereint, mit Erfolg angreift und tödtet.

Außer diesen Nordkapern konnten wir eines Tages (10. Juli) noch eine andere Art von Delphin beobachten, von welcher drei bis fünf Stück unmittelbar vor unserm Bug spielten. Sie waren ganz braun, ohne erhebliche Rückenflosse, zeigten einen dicken Kopf mit steiler Stirn und gehörten wahrscheinlich zum Grind-Delphin (Delphinus globiceps). Es war ein eigenthümlich fesselnder Anblick, diese gegen 15 Fuß langen ungeschlachten Cetaceen mit solcher Ruhe und Sicherheit und doch wieder rasch und gewandt das Wasser durchfurchen zu sehen.

Am 4. Juli statteten einige Herren von der Hansa der Germania einen Besuch ab. Am 5. wurde bei frischer Brise aus Ostnordost um 11 Uhr 50 Minuten abends der Polarkreis (auf 66° 33′) passirt. Der Sitte gemäß kam ebenso, wie es bei der Ueberschreitung des Aequators geschieht, Neptun an Bord der Schiffe. Den feierlichen Act der Polartaufe auf der Hansa schildert Dr. Laube so:

„Unser Zimmermann ging schon den ganzen Tag mit schlaulächelndem Gesicht umher und hatte abends seine sonstige Gesprächigkeit ganz verloren. Wir mußten in der Kajüte bleiben, um nichts von den Vorbereitungen zu sehen. Um Mitternacht wurden wir auf Deck gerufen. Ein Kanonenschuß erdröhnte, und als sein Donner verhallt war, ertönte von vorn der wohlbekannte Ruf: «Ship ahoi!» — Drei wunderliche Gestalten kletterten dort am Bugspriet aufs Deck, voran Neptun im Eskimopelz mit großem weißen Baumwollbart, eine siebenzinkige Delphinharpune als Dreizack in der einen Hand, das Sprachrohr in der andern. Auf dem Achterdeck war auf einem ausgebreiteten Theertuche ein Schemel aufgestellt: es sah aus wie eine Richtstätte; hier wurden wir einzeln mit verbundenen Augen hingesetzt und von den vermummten Begleitern des nordischen Herrschers die übliche Procedur vorgenommen. Ich wurde eingeseift und geschabt; Gott Neptun war mir sehr wohlwollend, er weiß, was gute Cigarren sind, und schätzt den, der sie hat. Dann kam die Taufe, die hier nicht, wie sonst, dem Haupte, sondern dem Schlunde und Magen galt. Herr Neptun gebot mir, einige Fragen, die er an mich richtete, durch das Sprachrohr zu beantworten. Ich merkte die Absicht, antwortete mit kurzem «Ja» und schloß die Lippen. Der tückische Wasserschwall prallte daran

ab. Allgemeine Heiterkeit. Man nahm mir die Binde von den Augen, damit ich nun mein verschönertes Antlitz im Spiegel beschauen könnte. Aber statt des spiegelnden Glases war es ein breterner Lukendeckel, den mir höchst ernsthaft des Barbiers Gehülfe vorhielt. Jetzt war ich absolvirt und konnte nun auch lachen wie die andern, indem ich zusah, wie meine Gefährten der Reihe nach dieselbe Procedur durchmachen mußten."

Ein allgemeiner Grog beschloß auf beiden Schiffen die altherkömmliche heitere Ceremonie.

Gleich in der ersten Nacht, wo die erreichte Breite es uns gestattete, die Mitternachtssonne zu erblicken, war es uns auch wirklich vergönnt, dieses wundervolle neue Schauspiel zu genießen. Die dichten Wolken, welche den ganzen Tag über den Himmel bedeckt hatten, zogen sich gerade um jene Zeit im Norden etwas zusammen, und über der Kimmung des unendlichen Meeres schwebte, fast in seiner ganzen Größe sichtbar, der rothe Ball der Sonne, umgeben von prachtvollen gelb- und purpurviolettgefärbten Wolken. Aber das erhabene Schauspiel war leider nur von kurzer Dauer; der Wolkenvorhang zog sich wieder zusammen, und es währte nun mehrere Wochen, ehe wir abermals eine Mitternachtssonne erblickten.

Die Temperatur der Luft nahm beständig und merklich ab.

Am 7. Juli schneite es etwas. Am 8. begann der Nebel seine Schreckensherrschaft, die mit kurzen Unterbrechungen volle vier Wochen dauern sollte.

Die umschwärmenden Vögel wurden zahlreicher; auch sah man auf den ersten Blick, daß es andere Arten waren, die das Eismeer bevölkerten. Es zeigten sich die meistens jedem Nordfahrer bekannten Alken (Alca torda L.), Lummen (Uria Brünnichii), Teiste (Uria grylle), Papagaitaucher (Lunda arctica) und Rotjes (Mergulus alle). Außerdem wurden die früher nur vereinzelnt bemerkten grauen Eissturmvögel (Procellaria glacialis L.) häufiger. Diese dem Walfischjäger unter dem Namen „Mallemucke" wohlbekannten Vögel fallen dem Beobachter sogleich auf durch die langen und ausgestreckten Schwingen, mit denen sie fast bewegungslos unmittelbar über dem Wasser hinschweben. Der etwa entengroße Vogel sieht nicht häßlich aus; seine Farbe ist sehr wechselnd: die jüngern sind über den ganzen Körper graulich, während die alten bis auf die grauen Flügel fast ganz weiß werden. Am eigenthümlichsten ist das Ansehen des Kopfes: er ist auffallend hochgewölbt und ebenso ist der starke bläuliche schwarzgezeichnete Schnabel sehr hoch und vorn hakig umgebogen.

Schon seit einigen Tagen versammelten sich diese behenden und anziehenden Vögel in großen Schwärmen beim Schiffe, sobald nur durch etwas Speck einige derselben angelockt worden waren. Nachdem sie mehrmals hin und her und um das Schiff herum geflogen sind, fallen sie in der Nähe des hingeworfenen Köders aufs Wasser nieder, und rudern diesem nun mit aller Macht zu. Mit lang vorgestrecktem Halse ergreifen sie die Lockspeise, schlingen und würgen sie hinunter, wenn es irgend möglich ist, wobei die Kehle sich dick vorwulstet, oder sie ergreifen sie nur mit dem Schnabel und fliegen mit ihr davon, um in einiger Entfernung in größerer Sicherheit ihr Geschäft vollenden zu können, dann aber sogleich wieder

zurückzukehren und jeden folgenden Bissen mit immer größerer Gier zu verschlingen. Gefräßigkeit ist der Hauptcharakter dieser Vögel, und gerade dadurch bieten sie stets von neuem ein unterhaltendes Schauspiel dar. Wenn eine größere Schar versammelt ist, so wird diese auch kühner und kommt nahe ans Schiff heran, sodaß man sie fast mit Stangen todtschlagen kann. Wirft man dann ein größeres festeres Stück Speck ins Wasser, das sich nicht auf einmal verschlingen läßt, so entsteht um dasselbe ein wüthender Wettstreit. Eine entreißt es der andern oder zwei und drei zerren zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten daran, wobei sie in stärkster Weise mit Füßen und Flügeln arbeiten. Oder eine ist gerade im Begriff einen großen Bissen zu verschlingen, da wird sie von einer andern stärkern verfolgt, sie muß ihre Beute wieder von sich geben und dem Verfolger überlassen. Dabei stoßen sie ein krächzendes Geschrei aus, so recht ein Ton der Misgunst und der Eifersucht, ein wiederholtes: ga ga ga gak, das im Laut eine gewisse Aehnlichkeit mit dem lauten Quaken eines Teichfrosches hat. Wir banden öfters ein Stück Speck an einen Faden oder an eine Angel, wodurch wir leicht einige Vögel lebendig auf Deck erlangten, wo sie in höchst plumper Weise umherwatschelten, wie ein Seekranker sich aufführten, aber gegen jeden, der sich ihnen näherte, mit Geschrei losstürzten und mit dem Schnabel hackten.

Schon bisher waren die Temperatur der Wasserfläche alle zwei Stunden, die Temperatur in größern Tiefen viermal täglich beobachtet. Im Anschluß daran begannen jetzt die Herren Dr. Börgen und Copeland eine Reihe Bestimmungen des Salzgehaltes des Wassers der Oberfläche und der Tiefe. Auch auf die Färbung des Meeres wurde fortwährend geachtet, ebenso auf etwa vorkommendes Treibholz. Lothungen wurden alle sechs Stunden angestellt und die dabei erlangten Grundproben sorgfältig aufbewahrt.

Die Schiffe befanden sich auf den Grenzen der aus dem Süden kommenden (warmen) sogenannten Golfströmung und der aus dem Norden kommenden (kalten) Polarströmung.

Der Golfstrom zeichnet sich außer durch seine relative Wärme im allgemeinen noch durch einen stärkern Salzgehalt und tiefer blaue Farbe des Wassers aus. Ein schöneres Blau des Meeres war uns auch sogleich aufgefallen, nachdem wir die Nordsee verlassen hatten. In der Folge aber bis zum Eise hin wechselte diese Farbe sehr häufig und oft recht schnell mit schmuzigem Blau, Hellblau, Grünlichblau, Bläulichgrün, klarem und durchsichtigem Grün, Graulichgrün und so fort, sodaß uns der Versuch schlecht gelang, auch nur eine kleine Reihe dieser Färbungen künstlich wiederzugeben.

Um die wirkliche Farbe des Wassers zu erkennen, genügt nicht der Blick auf die Oberfläche, da dieselbe durch die reflectirte Farbe des Himmels getrübt und verändert wird. Man muß letztere Einflüsse deshalb ausschließen und durch eine bis aufs Wasser geschlossene Röhre hinabsehen. Eine solche bot sich uns sehr bequem in der für das Aufholen der Schraube bestimmten Oeffnung (Koker).

Die Wärme des Wassers nahm bei dem Vorrücken der Fahrzeuge nach Nordwesten ziemlich allmählich ab. Erst unmittelbar am Eise sank die Temperatur auf

0 Grad oder darunter. Als Zeichen der Strömungen erschienen am 6. Juli Treibholzstücke.

Um genauern Aufschluß über die Oberflächenströmungen zu bekommen, pflegt man seit langer Zeit schon leere verkorkte Flaschen auszuwerfen, die einen Zettel enthalten, auf dem Zeit und Ort genau angegeben werden. Bemerkt ein Schiffer solche Flaschen im Wasser, so fischt er sie auf, notirt wiederum genau Ort und Zeit der Aufnahme und sendet den Zettel an den darauf angegebenen Ort. Zu diesem Zwecke warfen auch wir von Zeit zu Zeit solche Flaschen aus.

Die Lothungen ergaben von dem Ausgange der auffallend seichten Nordsee an gerechnet ein ziemlich gleichmäßiges Abfallen des Meeresgrundes bis zur Insel Jan-Mayen und weiterhin bis zur Eisgrenze. Von 80 Faden ging es weiter zu 180 und 270 Faden (2. Juli), 406 Faden (3. Juli), 569 Faden am 4. und 1066 Faden am 7. Juli.

Am 9. Juli kam die Insel Jan-Mayen in Sicht. Bei klarem Wetter hätte man den höchsten Gipfel der Insel, den Beerenberg, dessen 2094 Meter hohe leuchtende Schneekegelspitze zwei frühern Nordfahrern, dem Lord Dufferin, und später dem deutschen Naturforscher Karl Vogt zu schauen vergönnt war, schon längst bemerken müssen, allein der Himmel war bedeckt und die Luft trübe, und nur auf kurze Zeit ließ der herrschende Nebel das undeutliche verschwommene Bild der schroffen, zerrissenen Felsenküste erscheinen.

Die Insel Jan-Mayen, nach einem Holländer, der sie im Jahre 1611 entdeckte, so genannt, liegt einsam in der Mitte des weiten und tiefen Oceans zwischen Norwegen und Grönland, Island und Spitzbergen; von der grönländischen Küste ist sie gegen 60 geographische Meilen entfernt. Neun Meilen lang und durchschnittlich eine Meile breit, ist sie durchaus gebirgig, meist mit schroffen Felsen ins Meer fallend, und bietet eigentlich nur an zwei Stellen flachen Strand und geeignete Landungsplätze. Der nordöstliche Theil erhebt sich zu dem 2094 Meter hohen Beerenberge, der einen erloschenen großen Krater darstellt, wie denn auch die ganze Insel vulkanischen Ursprungs ist. Noch im Jahre 1732 wurde, wie der Bürgermeister Anderson aus Hamburg berichtet, von einem Schiffer ein vollständiger Ausbruch aus einem kleinen Seitenkrater beobachtet, und im Jahre 1818 sahen Scoresby und ein anderer Kapitän in derselben Gegend mächtige Rauchsäulen aufsteigen.

Den ganzen Winter und oft noch länger vom Treibeise umlagert, liegt Jan-Mayen im Frühjahre und Vorsommer so ziemlich an der Eiskante und bot deshalb den englischen und holländischen Walfischfängern 1612—40 eine bequeme und gesuchte Station für ihren Fang und ihre Thrankochereien dar. Es wird erzählt, daß ein einziges Schiff in einem Jahre damals 2000 Quardeelen (700 Tons) Thran von Jan-Mayen nach Hause gebracht habe.

Um den Versuch einer Colonisirung zu machen, überwinterten hier 1633—34 sieben holländische Seeleute.

Die kleine Gesellschaft bestand die Strenge des Winters ohne besondere Gefahr für ihr Leben, bis der Skorbut ausbrach. Da die Leute sich die noth-

wendigen frischen Nahrungsmittel nicht verschaffen konnten, so machte die Krankheit rasche Fortschritte. Der erste von der Gesellschaft starb am 16. April; alle übrigen erreichte dasselbe Schicksal etwa einen Monat später. Ihr Tagebuch endet mit dem 30. April. Als die holländische Flotte am 4. Juni bei der Insel erschien, fand man sie alle todt in ihrer Hütte.

Scoresby, der berühmte englische Nordfahrer, besuchte im August 1817 die Insel und lieferte die ersten genauern Berichte über dieselbe. Das Interesse, welches dadurch angeregt wurde, führte ihr in der Folge noch zweimal einen Besuch zu. Lord Dufferin betrat 1856 Jan-Mayen an der Nordseite, konnte aber wegen Nebel und Treibeis nicht länger als eine Stunde bleiben. Mehr Glück und Erfolg hatten 1861 die deutschen Reisenden Dr. Berna und Karl Vogt. Es gelang ihnen an zwei Stellen zu landen, und das Wetter gestattete an beiden Tagen interessante Beobachtungen; dann trat wieder der Nebel ein und man mußte weiter segeln.

Auch unsern Nordfahrern blieb dieser unvermeidliche Jan-Mayen-Nebel nicht erspart. Denn vom 9. bis 14. herrschte Nebel, dichter Nebel, dichtester Nebel.

Es kann in der That nichts Melancholischeres geben als dieser ewige, einförmige, graue Schleier. Ein Blick in die verschiedenen Tagebücher aus dieser Zeit zeigt am besten, wie drückend solch Nebelwetter wirkt. Und wenn es noch dabei bliebe! Aber jetzt verdichten sich die Bläschen und fallen zuerst als feiner Wasserstaub, bald aber als ein regelrechter Platzregen herab. Der Nebel bleibt. Die Segel lecken, die Takelung trieft, dazu bläst ein frischer, kalter Wind, und das Schiff schwankt hin und her.

Die Schiffe befanden sich jetzt in dem Hauptgebiet des Robbenfanges, d. h. in dem Theil des Nördlichen Eismeeres, wo Ende März bis Ende April auf dem flachen Treibeise die Seehunde zu vielen Tausenden zusammenkommen und ihre Jungen werfen. Diese „Robbenküste“ wechselt in den verschiedenen Jahren einigermaßen in ihrer Lage, und zwar etwa zwischen 68° und 74° nördl. Breite und 2° östl. bis 16° westl. Länge. Es ist eine höchst interessante Erscheinung, wie die Robben hier um diese Zeit von allen Seiten sich zusammenfinden. Man meint nämlich, daß sie nicht nur von den grönländischen und spitzbergischen Küsten, sondern selbst von Nowaja-Semlja in gewaltigen Zügen herschwimmen. Die weißlichen Jungen bleiben die ersten Tage auf dem Eise und werden dort von der Mannschaft der Robbenfahrer mit Knitteln erschlagen („Robbenschlag“). Das Fell mit der darunter befindlichen Specklage wird abgezogen und an Bord gebracht. Speck und Fell einer jungen Robbe hat den Werth von $2^1/_2$—3 Thaler. Daneben fängt man auch manche alte Robben. Noch vor einiger Zeit erlangte ein einziges bremer Schiff zuweilen 8—10000 Stück Robben. Immerhin ist der Betrieb von vielen Zufällen abhängig, da es den Schiffern durchaus nicht immer gelingt, die Robbenheerde zu finden, oft werden sie in der entscheidenden Zeit besetzt und können nicht von der Stelle. Von dem furchtbaren Vernichtungskriege, den der Mensch gegen die harmlosen Thiere führt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß 1868 in Europa von 5 deutschen, 5 dänischen, 15 norwegischen und

22 britischen Schiffen und in Westgrönland zusammen gegen 237000 Stück erbeutet wurden. Auf dem „Jan-Mayen-Eise" trifft man neben der grönländischen Robbe (Phoca groenlandica) auch ziemlich viel eine andere Art, die sogenannte Klappmütze (Cystophora cristata Nilss.), selten nur die Bartrobbe (Phoca barbata Müll.).

Auf Anregung des Kapitäns David Gray ist gegenwärtig unter den betheiligten Staaten eine Vereinbarung im Werke, durch welche eine bestimmte Schonzeit für diesen Robbenfang, dessen jetzige Betriebsweise geradezu vernichtend wirkt, eingeführt werden soll, und es dürfte der Beginn auf Anfang April und der Schluß des Fanges auf Anfang Juni festgesetzt werden. Weit bedeutender noch, um es hier mitzuerwähnen, ist übrigens der Robbenfang der Engländer und der Amerikaner bei Neufundland und an der Labradorküste. Auf diesen Fang gingen allein von Aberdeen, Greenock und Dundee im Jahre 1874 23 Dampfer aus, und im ganzen waren in jenen Gebieten im Frühjahr 1874 8500 Leute mit dem Robbenfange beschäftigt.

Am 12. Juli wurde am Großmast das sogenannte Krähennest aufgehißt und vom Zimmermann sicher befestigt. Es ist dies eine Tonne, aus welcher der Kommandirende einen weiten Ausguck auf See und Eis hat. Ein gutes Fernrohr und etwas Stroh am Boden bilden die nöthigen Requisiten dieser originellen Schiffswarte, welche zuerst von Scoresby eingeführt wurde.

Am 15. Juli erreichte die Germania die Eiskante, deren Nähe schon längere Zeit vorher die brandende See verkündet hatte. Das Eis, oben mit blendendweißem Schnee bedeckt, lag in einer langen Linie, wie ein vielgezacktes Felsufer mit blauen in der Sonne glitzernden Wänden, an denen der Schaum der Wogen hoch emporspritzte. Die Germania segelte in eine von zusammengepackten Schollen begrenzte Bucht, um zunächst die Hansa abzuwarten. Die einzelnen Schollen waren meistens flach und zeigten die verschiedensten Formen. Die größten hatten etwa 30 Meter im Durchmesser.

Allen sieht man es an, daß Wärme, Luft, Sonne und Brandung ihnen bereits seit längerer Zeit zugesetzt haben. Durch die Wasserspülung erscheinen die Ränder abgerundet und unterhöhlt. Sie ragen eine Hand bis einen Fuß breit aus dem Wasser heraus, während die unter Wasser liegende Masse etwa das Vierfache beträgt. An der Oberfläche sind sie, wie schon erwähnt, mit dem gethauten Eise wie mit Schnee mehrere Zoll hoch bedeckt. Das Blau des Scholleneises und der einzelnen dazwischenliegenden Eisblöcke geht zuweilen ins Grünliche, ja zum schönsten Smaragdgrün über. Nimmt man hinzu, daß bei dem fast immer stillen Wasser daneben noch die reinsten Spiegelbilder auftreten, so kann man sich einen Begriff machen, wie diese Eisscenerie den Neuling anziehen muß. Auch allerlei Bizarres ergötzt den Beschauer. Die kleinern oder größern Eisblöcke haben häufig durch Abthauen und Auswaschen vom Wasser die sonderbarsten Gestalten angenommen: hier zieht ein stolzer Schwan dahin, dort streckt ein Adler seine mächtigen Schwingen, hier guckt ein neugieriger Seehund aus dem Wasser, und dort erhebt sich ein blendendweißer Marmortisch.

Am 18. früh zeigte sich endlich auch die Hansa, und nachdem man sich durch

das Hissen der Flaggen und Kanonenschüsse begrüßt, kam Kapitän Hegemann mit Dr. Buchholz und Dr. Laube an Bord der Germania. Es wurde beschlossen, nach Süden hin eine Oeffnung im Eise für die Fahrt zur ostgrönländischen Küste zu suchen. Im Fall einer abermaligen Trennung wollte man bei der Sabine-Insel, wie dies die Instruction in Aussicht nahm, wieder zusammentreffen. Im Tagebuch der Germania heißt es dann: „Ein heraufziehender Nebel und durchkommende Brise bestimmten uns, den Dampf vollends abzublasen und beide Schiffe wieder getrennt unter Segel vorwärts gehen zu lassen.



Eisfiguren im Treibeise.

„Voll Freude und zuversichtlicher Hoffnung auf die Zukunft reichten wir uns die Hände zum abermaligen Abschiede, die Herren von der Hansa fuhren an Bord ihres Schiffes zurück. Mancher frohe Gruß und Scherz schallte noch herüber und hinüber.

„Wer hätte wol an diesem Abende gedacht, daß wir zum letzten mal so zusammen gewesen, daß wir unser Schwesterschiff nie, unsere Kameraden erst nach vierzehnmonatlicher Frist als wunderbar vom Untergang Gerettete wiedersehen sollten? Unser frischer Muth ließ Gedanken an mögliches Unheil nicht aufkommen.“

Drittes Kapitel.

Fahrt der Germania bis zur Ueberwinterung auf Sabine-Insel.

20. Juli bis 13. September 1869.

Begegnung mit dem Bienenkorb. — Lebender Eisbär an Bord. — Eisblink. — Das erste Eis. — Vogelleben. — Ein Blick auf das Thierleben im Meere. — Eislandschaft. — Erster Anblick des Landes. — Abermaliges Zusammentreffen mit dem Bienenkorb. — Luftspiegelung. — Pendulum-Inseln in Sicht. — Durch's Eis. — Die Küste erreicht. — Die Pendulum-Inseln. — Das Walroß. — Sein Leben. — Jagd desselben. — Kap Wynn. — Vordringen nach Norden unausführbar. — Shannon-Inseln. — Moschusochs. — Jagd desselben. — Payer's Excursion nach der Tellplatte. — Das erste Walroß getödtet. — Die Sonne geht wieder unter. — Rückfahrt nach Klein-Pendulum. — Besteigung des Sattelberges. — Winterhafen der Germania auf Sabine-Insel.

Als wir um die Mittagsstunde des 20. Juli die Hansa im Nebel verschwinden sahen, setzten auch wir alle Segel, stießen aber schon um 2 Uhr auf Eis, sodaß wir wenden mußten. Um 5 Uhr hellte die Luft etwas auf, doch war von der Hansa nichts mehr zu sehen. Dagegen bemerkten wir südwestwärts einen Walfischfahrer im losen Treibeise beigedreht, den wir schon am Morgen erspäht hatten. Angesichts dieser Entdeckung ging ein jeder eifrig daran, die meist schon angefangenen Briefe zu beenden, da sich uns hier wol zum letzten mal Gelegenheit bot, Kunde in die Heimat gelangen zu lassen.

Bald ließ sich das Schiff als ein Dampfer erkennen, und als wir auch die schwarz-weiß-rothe Flagge ausmachen konnten, so mußte es der „Bienenkorb“, Kapitän Hagens, sein, der Walfischfahrer des Herrn Rosenthal in Bremerhaven, auf dem sich Herr Dr. Dorst aus Jülich befand, um hier im Eismeere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

Durch einige Kanonenschüsse begrüßt, die wir auch gebührend erwiderten, drehten wir gegen 9 Uhr bei, fuhren mit dem Boote hinüber, und wurden an Bord sehr freundlich empfangen.

Kapitän Hagens sprach sich sehr ungünstig über die Eisverhältnisse aus. Seit Anfang Juni hätten meistens nur Ostwinde geweht und infolge dessen sei das Eis jetzt wieder sehr dicht, sodaß wir schon nach wenigen Meilen auf zusammengepackte Massen stoßen würden, eine Angabe, die in der That später vollständig durch die Hansa bestätigt wurde. Wir hörten mit Vergnügen, daß noch mehrere Schiffe



S. 35.

Germania im Eise.

etwas weiter südwärts seien, denn nun durften wir hoffen, vielleicht noch den renommirten und in den grönländischen Meeren befahrensten Kapitän Gray, Kommandeur der Eclipse von Peterhead (Schottland) zu treffen, der uns jedenfalls die sichersten Nachrichten und besten Winke zu geben im Stande war.

Der Bienenkorb, ein über fünfmal so großes Schiff als die Germania, hatte einen leidlichen „Segen" von der „Robbenküste" mitgebracht, mehrere „Fische" gesehen, jedoch leider keinen erlegt. Dagegen war eine Eisbärin mit ihren Jungen lebend gefangen worden, wie dies auf den Reisen der Walfischfahrer und Robbenschläger zuweilen zu geschehen pflegt, wenn es glückt, ein solches Thier im Wasser zu überraschen. Trotz aller Gewandtheit und Schnelligkeit, welche der Eisbär im Schwimmen und Tauchen entwickelt, ist ihm ein gut bemanntes und geschickt geführtes Boot doch überlegen. Es gelingt dann meistens, dem schwimmenden Bären eine Schlinge um den Hals zu werfen, worauf er dann halb schwimmend, halb gezogen hinter dem Boote her dem Schiffe zugeführt, dort auf Deck gehißt und in den bereit gehaltenen Käfig dirigirt wird. Der nicht unerhebliche Erlös, welcher sich bei der Rückkehr für einen lebenden Eisbären auf 100—150 Thaler beläuft, fließt als Extragewinn der Mannschaft zu.

Der Bär ertrug die Haft leicht, da ihm fortgesetzt große Stücke Seehundsfleisch von dem stattgehabten ergiebigen Robbenschlag servirt werden konnten. Nur wenn ihm stärkere Bewegungen des Schiffes gestatteten, über die Bordwand das Eis zu erblicken. begann er grimmig zu brummen. Ja, der Anblick von Treibeis regte das Thier so gewaltig auf, daß man genöthigt war, einen Schleier von Segeltuch vor dem Käfig anzubringen, denn die Eisfelder seiner Heimat sind auch dem Bären ein gar lieblicher Anblick, von dem er sich ungern trennt.

Durch loses Treibeis langsam vordringend, sahen wir am Abend des 21. Juli an einem hellen Blink, daß wir uns dem dichten Pack im Westen näherten. Eine große Scholle, auf der sich mehrere Wassertümpel befanden, bot uns die erwünschte Gelegenheit, unsern Wasservorrath zu ergänzen. Es war das erste mal während dieser Reise, daß wir den Fuß auf das Eis setzten, und die Gelegenheit, dasselbe etwas näher anzusehen, wurde nicht unbenutzt gelassen. Das weiße grobkörnige Eis, das als Product des im Schnee an der Oberfläche vor sich gehenden Thauprocesses in verschiedener Mächtigkeit über dem festen blauen Eise lag, bestand zum großen Theil aus länglichen Stücken, die vollständige Krystallform hatten. Sie stellten meist sechsseitige Pyramiden, oft in schönster Ausprägung und bis zu einer Länge von $2^1/_2$ Zoll vor, und man konnte sie auf größern Flächen öfters ohne weitere Bedeckung, wie ein dichter Complex von Säulen auf ihrer Unterlage stehend finden.

Das Wetter blieb in den nächsten Tagen (bis zum 23.) bei mäßigem nordöstlichen Winde nebelig, sodaß wir uns hin- und herkreuzend im losen Treibeise und an der Kante des schweren Eises aufhalten mußten, wo sich zuerst ein regeres Thierleben zeigte.

Seehunde tauchten sehr häufig mit ihrem schwarzen glatten Kopfe aus dem Wasser, einzeln oder zu mehrern, aber sogleich zogen sie sich scheu zurück, oder nahmen die tödliche Kugel mit hinab ins Wasser.

Die Vogelwelt brachte zu den schon seither beobachteten Mallemucken (Procellaria glacialis) und großen Lummen (Uria Brünnichii), noch Elfenbeinmöven (Larus eburneus) und Raubmöven (Lestris), während sich zwischen den Schollen kleine Gruppen von Krabbentauchern (Mergulus alle) und Teisten (Uria grylle) umhertrieben.

Eine höchst interessante Unterhaltung gewährt es, am flachen Rande der Scholle das Leben der kleinen Meeresthiere zu beobachten. Wenn man sich platt auf das Eis hinlegt — schaden kann uns das ja jetzt nicht mehr — und das Gesicht nahe über die Wasserfläche bringt, so sieht man durch das stille klare Element tief hinab in die schönen blauen unterseeischen Grotten, die sich am Rande der Schollen stets ausbilden. Und in diesen tummelt sich, während sich an der Oberfläche des Wassers fortwährend die feinen Eisnadeln zu einer dünnen Decke vereinen, eine muntere lebensfrohe Schar kleinerer Wesen, hauptsächlich aus der Ordnung der kleinen krebsartigen Thiere (Crustaceen). Ruckweise tauchen die Hüpferlinge (Calanus hyperboreus Kr.) aus der Tiefe empor; ihre rothen Fühler leuchten stark auf dem blauen Hintergrunde; sie steigen bis nahe an die Oberfläche und lassen sich dann langsam zurücksinken. Dann sieht man einen gelben Punkt auftauchen, er vergrößert sich und man erkennt ein anderes Krebsthierchen (Lysianassa), das mit eiligem Schlage seiner Schwimmfüße schräg auf der Seite liegend in verschiedenen Windungen heraufsteigt. Jetzt legt es sich in einer kleinen Nische oder auf einem Eisvorsprunge zur Ruhe, und nur die stetig hin- und herschwingenden Flossenfüße zeigen an, daß das Thier lebt.

Die arktischen Meere sind überhaupt außerordentlich reich an krebsartigen Thieren, die, obwol meist von äußerst geringer Größe, zum Theil fast mikroscopisch, doch in so unzählbarer Menge auftreten, daß sie eine Hauptnahrungsquelle für eine Menge größerer Meeresbewohner bilden. So nähren sich, um nur ein Beispiel zu nennen, die zahllosen Scharen der Dorsche, Schellfische und Heringe fast nur von kleinen Krebsthieren, und selbst die Magen junger Robben waren nur mit kleinen Krebsen (Themisto) gefüllt. Unter den 55 durch uns von Ostgrönland heimgebrachten Krebsarten erwiesen sich 6 als neu für die Wissenschaft. — Auch an andern niedern Meeresthieren ist kein Mangel.

Hin und wieder sieht man in der Tiefe eine schöne Beroe oder Qualle langsam dahinziehen: der langgestielte Kätscher wird zur Hand genommen, aber das Fangen vereitelt, da bei dem klaren Wasser eine Schätzung der Entfernung unmöglich wird und man stets vorbeifährt, bis das Thier aus dem Bereiche verschwunden ist.

Die Mehrzahl der arktischen niedern Meeresbewohner hat eine sehr weite Verbreitung, nicht blos über die arktische Zone, sondern zum Theil auch bis in südlichere Breiten, wie z. B. die Nord- und Ostsee, ja selbst bis zu den Canarischen Inseln und ins Mittelmeer herab. So kommen z. B. von den 55 Krebsarten noch 16 gleichzeitig an den englischen Küsten und 5 noch in der Ostsee vor. Aus den Temperaturbeobachtungen erhellt, daß die Schwankungen geringer als z. B. in der mittlern und höhern Region der Nord- und Ostsee sind, und



Eisbildung.

aus dieser wenig veränderlichen Wärme, in welcher die hochnordischen Seethiere leben, erhellt, daß sie ebenso günstig gestellt sind wie die Thiere der tropischen Meere.

Die vorwiegend östlichen und südlichen Winde der letzten Wochen waren augenscheinlich zum Durchdringen der Barrièren nach der Küste nicht günstig, und in der That erwiesen sich die wiederholt angestellten Versuche als erfolglos. Wenn es uns dabei gelang, Herren unserer Bewegung zu bleiben, d. h. uns nicht vom Eise einschließen zu lassen, so kam dabei der große Vortheil, den wir durch die Dampfkraft besaßen, so recht zur Geltung.

Am 27. Juli mittags befanden wir uns nach astronomischen Beobachtungen unterm 73° 7′ nördl. Breite und 16° 4′ westl. Länge von Greenwich, und nachdem abends 11 Uhr sich der dichte Nebel zerstreut hatte, genossen wir zum ersten mal den Anblick der eigenthümlichen Mitternachtssonne, welche mit ihren schrägen Strahlen die wunderbare Eislandschaft um uns her beleuchtete.

Die Scholle, an der wir lagen, war gleich mehrern benachbarten sehr groß und hatte ein wildes zerrissenes Aussehen, fast wie ein Gebirge im Kleinen. Hier war die Oberfläche sanft gewölbt und fiel allmählich zum Wasser ab, dort zogen steilere Rücken dahin und waren von einer Schlucht durchbrochen, in der ein kleiner Bach rieselte. An einer Stelle lagen Blöcke der verschiedensten Größe und Gestaltung übereinandergeworfen, an einer andern erhob sich das Eis wie steile Felsmassen oder wie einzelne Säulen, Spitzen und Zacken zu einer Höhe von 20—30 Fuß. Und wenn man durch dieses Labyrinth hindurchgedrungen war, wurde man plötzlich überrascht durch den Anblick eines schönen in einer breiten Thalschlucht liegenden Sees mit klarem hellgrünen Wasser.

Das Meer war dabei gänzlich still, sodaß alles Eis in den klarsten und reinsten Spiegelbildern wiederstrahlte; und dazwischen hatte das Wasser die verschiedensten Farben angenommen: unter dem Wolkenhimmel lag es dunkel, schwarzbraun bis gelblich da, und wo die Luft klar war, schimmerte es durchsichtig grünlich. — Das möge in kurzen dürftigen Zügen ein Bild dieser Eislandschaft sein, zu deren genügend naturwahrer Schilderung übrigens eine noch so gewandte Feder nicht ausreicht. Selbst für den Pinsel eines geschickten Malers dürfte es keine leichte Aufgabe sein, die verschiedenen Farben und Lichter in ihrer ganzen Natürlichkeit wiederzugeben. Dieses zarte Roth, von der Sonne dem Eise angehaucht, an der Schattenseite der Klötze das weichste Blau und Violett und dazwischen die tiefsten kalten Schatten — das sind Effecte, die in solcher Schönheit nur die Mitternachtssonne der Eisregion hervorbringen kann. Man muß dergleichen mit eigenen Augen sehen, um dessen eigenthümliche Schönheit bewundern, man muß es lange und aufmerksam betrachten, um dessen Erhabenheit empfinden zu können.

Wir hielten nun längs der Kante des Packs nordwärts, doch nirgends fand sich eine Oeffnung, um weitern Fortgang nach Westen machen zu können. Zum ersten mal sahen wir um 1 Uhr morgens (29.) das Land deutlich vor uns. Nach unserer Position mußte dasselbe Kap Broer Ruys sein. Gegen 4 Uhr morgens waren wir so weit vorgedrungen, daß wir nur noch im Osten ziemlich loses Eis erblickten; wir machten deshalb an einer Flarde fest, um auf Aenderung zu warten.

Das Eis war hier zum Theil wieder sehr uneben und wild. Ein Blick von oben nach Westen hin über endloses Eis brachte noch weit mehr wie früher den lähmenden Eindruck der Oede, der Erstorbenheit alles Lebens hervor; durften wir auf dieser starren Feste doch nicht einmal Vögel erwarten.

Einige Bestimmungen über den Grad der Sonnenwärme, welche wir bei der so schönen, klaren Mittagsluft vornahmen, zeigten nahe über dem Schnee + 8° R., an einer günstigen Stelle vor dem gelblichen Hintergrunde einer Schneewand 18° R. und ein Schwarzkugelthermometer stieg bis gegen 30° R.

Als wir am 29. Juli ostwärts dampften, um auf 74° den Versuch durchzudringen zu erneuern, trafen wir draußen vor dem Eise zu unserer Freude abermals auf die beiden bremischen Walfischfahrer Bienenkorb und Hudson, und empfingen den Besuch von Kapitän Hagens, dem wir ein Packet Briefe in die Heimat übergaben.



Erster Anblick des Landes.

Kapitän Hagens war verdrießlich, nichts gefangen zu haben, und sagte, daß das Eis sich überall so dicht gezeigt hätte, daß er die Erreichung der Küste in diesem Jahre für unmöglich halte. Von der Hansa hatte er während der ganzen neun Tage nichts gesehen, und vermutheten wir deshalb, daß dieselbe nach der Trennung von uns besetzt worden wäre, was sich auch später bestätigte. Interessant ist dabei, daß während der ganzen Zeit, wie die Vergleichung der Loggebücher zeigt, die Hansa meistens sehr nahe bei uns gewesen ist und die Stelle, wo sie im Eise besetzt wurde, nur einige Meilen westwärts von uns war.

Am 29. Juli um 10 Uhr abends nahmen wir Abschied vom Bienenkorb, dem letzten Schiff, welches wir in Jahr und Tag sehen sollten, und steuerten in nördlicher Richtung.

Das Wetter war klar und still, sodaß wir die in den Eisregionen so recht heimische Erscheinung der Strahlenbrechung in der Luft oder der Luftspiegelung gründlich beobachten konnten. Gewöhnlich sieht man hierbei ein umgekehrtes Bild

unmittelbar über den Gegenständen — Eis, fernes Land, Schiffe u. dgl. — die ganze Luft befindet sich durchweg in zitternder wallender Bewegung, sodaß die genauern Umrisse der Bilder und der Gegenstände selbst oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrt werden. Es begreift sich, daß man auch Spiegelbilder von Dingen sehen kann, die selbst außerhalb des Gesichtskreises liegen. Scoresby erzählt, daß er einst das Schiff seines Vaters, das, wie später nachgewiesen wurde, 30 Meilen entfernt war, aufs Genaueste in einem Luftspiegelbilde erkannt hatte. Wir selbst beobachteten diese Erscheinung sehr schön am Schiff Hudson, das zeitweise sogar



Luftspiegelung.

ein drittes aufrechtes Bild zeigte. Wunderbar sahen diese Verzerrungen und Formationen am fernen Eise aus, das bald wie eine mächtige Mauer, bald wie eine thurmreiche Stadt erschien.

Am 1. August bekamen wir wieder einmal Land in Sicht und zwar die Pendulum-Inseln, von welchen uns indeß eine mehrere Meilen breite undurchdringliche Eisbarrière trennte. Unter diesen Umständen schien es Kapitän Koldewey am zweckmäßigsten, auf eine Aenderung in der Lage des Eises zu warten, denn er hatte bereits zur Genüge erfahren, daß man in der Eisschiffahrt nicht mit Gewalt vorwärts kommen kann. Schon der alte Roß betont nachdrücklich, daß man im Eise mit Umsicht und ein wenig Geduld weiter komme, als durch blindes Vor-

gehen, und daß man dabei noch mancher Gefahr ausweiche. Wenn unsere Ungeduld damals mit den Anordnungen nicht immer in Einklang stand, so hat doch der Erfolg gezeigt, daß Koldewey's Ansichten die richtigen waren.

Unter fortwährenden Mühseligkeiten suchten wir uns, bald an der Eiskante hin, bald zwischen Flarden und Feldern hindurch, wiederholt von heftigen Nebeln oft lange aufgehalten, nach der Küste durchzuarbeiten. Wir mußten bisweilen mit Gewalt durch die zwischen den Feldern liegenden Schollen bohren und die erstern umsegeln, fanden indeß im ganzen genommen offenes Wasser, in welchem vereinzelte Schollen trieben; nur im Norden befand sich ein ausgedehntes Feld, über welchem heller Eisschein lag. Mittags ankerten wir abermals und die Beobachtungen er-



Eine Eisbärenjagd.

gaben 74° 19′ Nord und 16° 59′ West, wir waren also nur noch 31 Seemeilen von der Sabine-Insel entfernt.

Auf diesem Felde sahen wir die ersten Eisbären; es waren zwei nahe beieinander, die neugierig nach unserm Schiffe schauten und auf die Jagd gemacht wurde. Doch die ersten Schüsse fehlten und die Bären hielten es für das Gerathenste, einer nähern Bekanntschaft mit uns sich durch eilige Flucht zu entziehen. Wir hatten keine Zeit zu einer Verfolgung, da wir unsere Reise weiter fortsetzen mußten. Trotz eines gegen Abend 6 Uhr einfallenden dichten Nebels konnten wir weiter gehen, bis uns ein Eisfeld von so ungeheuerer Ausdehnung, wie wir es bisjetzt noch nicht angetroffen, zum Ankern nöthigte.

Wir befanden uns jetzt nur noch 5 deutsche Meilen von der Küste entfernt, deren Erreichung nunmehr außer allem Zweifel war. Sobald es nur aufklarte, konnten wir in wenigen Stunden in Griper Roads ankern, vorausgesetzt, daß das Landeis von dort aufgebrochen war. Um 10 Uhr abends fiel der Nebel allmählich und die Bergspitzen der Pendulum-Inseln wurden zugleich mit denen des Festlandes immer deutlicher sichtbar. Man wird verstehen, mit welchen Blicken wir dieses Bild verschlangen. Um 10½ Uhr hellte die Luft vollständig auf; wir erblickten jetzt das Land und die ganze Inselgruppe klar und bestimmt vor uns, und ein gänzlich freies Wasser nach Westen und Norden, sodaß wir unsern Kurs direct auf Griper Roads setzten.

Wir waren in gewaltiger Aufregung; keiner mochte sich schlafen legen. In stets erneuete Betrachtung des Landes versunken, verharrten wir trotz der empfindlichen Kälte fast die ganze Nacht auf Deck. Nach der Karte suchten wir uns in all den einzelnen Bergen und Berggruppen zu orientiren, oder mit starren Fingern ein Panorama der Küste zu entwerfen. Auch hier zeigte es sich, wie sehr die Entfernungen täuschen. Man mochte glauben in einer halben Stunde unter Land sein zu können, und hatte noch über 16 Seemeilen bis dahin. Schneegestöber kam uns aus der Straße entgegen, doch hinderte dasselbe nicht, daß wir einen guten Ankerplatz vor einer kleinen Bai, die später unser Winterhafen wurde, finden konnten. Am 5. August morgens 5 Uhr ließen wir unsere Anker zum ersten mal auf grönländischem Grund und Boden fallen. Ein dreimaliges kräftiges Hurrah ertönte und unsere norddeutsche Flagge wehte stolz vom Top des großen Mastes. Ein Boot wurde sofort ausgesetzt, wir landeten und pflanzten auch hier unter nochmaligem Hurrah unsere schwarz-weiß-rothe Flagge auf.

So war denn unsere erste Aufgabe, nämlich die Erreichung der Küste, glücklich, wenigstens in Bezug auf die Germania, gelöst; die Basis unserer fernern Operationen, unser eigentlicher Kampfplatz, war gewonnen, und so ungünstig auch die Verhältnisse uns treffen mochten, so konnte doch jetzt um so mehr etwas für die Wissenschaft geleistet werden, als wir ein beinahe vollständig undurchforschtes Gebiet vor uns hatten.

Die Gruppe der Inseln, welche mit dem Namen der Pendulum-Inseln, bezeichnet sind, wurde bekanntlich zuerst von dem Engländer Clavering im Jahre 1823 entdeckt und aufgenommen. Clavering ankerte sein Schiff, den Griper, an der Südseite der größern Insel, zwischen dieser und dem Festlande, sehr nahe bei unserm ersten Ankerplatz, nachdem ein Versuch, weiter nordwärts vorzudringen, wegen festen Eises mislungen war. An der ganzen Südseite der Insel ist, da hier einige Gletscherbäche vielen Schlamm ausgespült haben, guter Ankergrund und die Rhede ist vor schwerem Eise wenigstens durch eine vorliegende kleine Insel, welche wegen der dort häufig sich zeigenden Walrosse von uns die Walroß-Insel genannt wurde, ausgezeichnet geschützt. Die kleine Bucht gleich hinter der Südostspitze der Insel ist für Schiffe unter 10 Fuß Tiefgang, die noch binnen den beiden Landspitzen liegen können, ein so sicherer Winterhafen, wie auf der ganzen von uns untersuchten Küste nicht ein zweiter zu finden ist.

Der Instruction gemäß sollte die Lage von Sabine's Observatorium aufgesucht und neu bestimmt werden, trotz allen Nachsuchens konnten wir aber keine Spur desselben entdecken, wie überhaupt nichts auf die frühere Anwesenheit von Europäern hinwies.

Nachdem die Instrumente zur Ortsbestimmung gelandet waren, gingen alle Gelehrten eifrig an ihre wissenschaftlichen Arbeiten, damit wir sobald als möglich weiter segeln konnten. Dr. Pansch hatte auf einer Renthierjagd das Unglück sich durch einen Schuß am Arm zu verwunden und mußte an Bord gebracht werden. Glücklicherweise zeigte sich bei der Untersuchung, daß die Kugel nur durch die Muskeln des Unterarms gedrungen und die Knochen unverletzt waren; die Heilung ging indeß nur langsam von statten und konnte Dr. Pansch sich während des ganzen Herbstes leider nur in geringem Maße an wissenschaftlichen Untersuchungen betheiligen.

Am 7. wurde eine Bootfahrt nach dem Festlande unternommen, bei welcher Gelegenheit Lothungen in der Straße ausgeführt wurden. In der Mitte derselben in der Tiefe von 81 Faden fand sich schlammiger Boden, nach der Sabine-Insel zu ein allmählich aufsteigender, nach Kap Wynn zu ein abschüssiger Grund, ganz dem Charakter des Landes analog. Ueberhaupt sind die Lothungen an der ganzen Küste, soweit sie von der Germania befahren wurde, äußerst regelmäßig und die Tiefen durch den Charakter des Landes in den meisten Fällen angedeutet. Untiefen, die der Schiffahrt irgendwie gefährlich werden können, existiren an der von uns befahrenen Küste nirgends.

Bei unserer Fahrt gab es einen ziemlich heftigen Kampf mit einem großen Walroß, welches ein Junges bei sich hatte, zu bestehen. Das Junge wurde ohne Mühe erlegt, die Alte entkam, obgleich schwer verwundet, wurde aber spät nachmittags todt auf einer Eisscholle gefunden und an Bord gebracht.

Auch in den nächsten Tagen erlegten wir mehrere Walrosse, welche sich in ziemlicher Menge in unserer Nähe aufhielten, obschon sie keineswegs an der Ostküste Grönlands so zahlreich zu sein scheinen, wie in andern arktischen Gebieten, z. B. der Beringsstraße, den spitzbergischen Meeren u. s. w.

Von der Hansa-Expedition wurden überhaupt nur zwei Walrosse gesehen, von welchen eins erlegt wurde; zahlreicher traf sie die Germania.

Das Walroß (Odobaenus rosmarus L.) ist das größte unter den robbenartigen Meeresthieren und über die ganze nördliche arktische Zone verbreitet. Das größte von uns erlegte Walroß war 3,70 Meter lang und hatte einen Leibesumfang von 3 Metern; doch kommen noch größere Exemplare vor. Die äußere Erscheinung des Walrosses ist ein Bild großer Häßlichkeit. Ganz besonders gilt dies vom Kopfe, mit seinen großen Glotzaugen, den langen senkrechten Eckzähnen des Oberkiefers und den starren, durchsichtigen Bartborsten, welche die dicken, buckelartig gewulsteten Lippen bekleiden.

So abschreckend wie sein Aussehen, ist auch seine Stimme — ein stoßweises kaum nachahmbares Schreien, Bellen, Brüllen und Pusten, welches es oft wiederholt und in dem es sich zu gefallen scheint.

Wir hörten die Stimme der Walrosse noch spät im Herbst, bis in den December hinein, und Dr. Pansch glaubt, daß sie den ganzen Winter in der Nähe geblieben waren. Ihr liebster Aufenthalt ist die Kante des Landeises oder die davorliegenden Schollen; doch sahen wir sie auch, wie die Seehunde, aus Löchern tief im Innern gefrorener Buchten heraufsteigen. Sie waren meist zu 2—10 Stück zusammen, aber Anfang Juli trafen wir sie in Heerden bis zu 60 Stück. Sie lagen dann bei der Walroß-Insel auf drei Eisschollen dicht gedrängt zusammen. Ihre dunkeln sphinxartigen Leiber lagern dicht nebeneinander, den Kopf der langen Zähne wegen zur Seite geneigt, oder auf dem nachbarlichen Fettmassiv ruhend; so pflegten sie stundenlang zu schlafen.



Walroß.

Ueber die Fortpflanzung des Walrosses haben wir keine Beobachtungen machen können; Ende Juni sahen wir aber ziemlich große Junge bei den Alten. Durch Malmgren wissen wir, daß die jungen Walrosse zwei Jahre bei der Mutter bleiben, bis ihre Hauer hinreichend gewachsen sind, um sich die im Meeresgrunde steckenden Klaffmuscheln herauszuholen. Die letztern und zwar zwei Arten derselben **Mya truncata** und **Saxicava rugosa**, bilden die fast ausschließende Nahrung dieser großen Thiere. Dr. Pansch fand im Magen getödteter nur die weichen Körper dieser Schalthiere, und unter 5—600 derselben nur ein einziges Schalenstück. Das Walroß verschafft sich diese Nahrung mittels Untertauchens, und indem es mit den Hauern den Grund aufwühlt, in welchem diese Muscheln vergraben liegen.

Die Dauer des Untertauchens ist unsicher zu bestimmen, wird aber hauptsächlich bedingt durch die Zeit, welche das Thier gehabt hat, sich auf das Tauchen vorzubereiten. Jagt man ein aus dem Schlaf plötzlich erschrecktes Walroß ins Wasser, so muß es sofort wieder zur Oberfläche kommen. Jetzt holt es tief Athem! Jagt man es sofort wieder unter, so kommt es gleich noch einmal zum Vorschein. Wiederholt sich dies etwa fünf bis sechs Mal, so scheint das Walroß sich mit einem Vorrath von Sauerstoff versehen zu haben; denn jetzt taucht es im wahren Ernst, und man sieht es gewöhnlich nicht wieder.

Das Walroß ist am Strande oder wenn man es auf einem Eisfelde überrascht, im hohen Maße unbehülflich, und, obgleich es wüthend mit den Zähnen um sich schlägt, ebenso harmlos als furchtbar, wenn man seinen Grimm im Wasser erregt. Die Jagd auf Walrosse ist daher im Wasser ein gefährliches Unternehmen, denn dieselben vermögen bis sechs Zoll dickes Eis durch ihr wüthendes Emportauchen prasselnd zu durchbrechen. Es ist daher nothwendig, wenn man ihnen auf nicht ganz solidem alten Eise begegnet, beständig und rasch den Platz zu wechseln, denn die Walrosse, als Säugethiere gezwungen durch Spalten oder Eislöcher an die Oberfläche zu kommen, um Athem zu schöpfen, beachten genau die Richtung und Entfernung ihrer Feinde und verstehen es wieder emportauchend genau die Stelle, wo sie dieselben zuletzt erblickten, zu treffen und zu zersplittern. Wir hatten öfter Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, so auf der Rückkehr von der Schlittenreise nach dem Tiroler Fjord.

Je länger man in arktischen Regionen lebt, desto mehr gewöhnt man sich es ab, diese Thiere in ihrem Element, dem Wasser, selbst anzugreifen; es sei denn, daß irgendein zwingender Umstand, Nahrungs- oder Oelmangel, dies erheischte, und immer ist es rathsam, sich bei Bootfahrten ausreichend mit Patronen zu versehen. Die erfolgreichste Jagd findet dann statt, wenn man diese Thiere auf Eisschollen schlafend überrascht. Im letzten Stadium der Annäherung werden dabei die Riemen eingenommen und das Boot wird geräuschlos angelegt. Die Jäger betreten die Scholle, doch nicht in der Front, sondern im Rücken der Thiere; denn kaum ist eins derselben, den Kopf mit Verachtung und Wuth aufrichtend, erwacht, so weckt es auch alle andern auf, und die ganze Heerde drängt nun, die Jungen mitschiebend, unaufhaltsam gerade vor zum Schollenrand und stürzt kopfüber ins Wasser. Nur diese kurze Zeit bleibt dem Jäger, und seine Schüsse müssen rasch und sicher fallen. Ein getödtetes Walroß wird rasch, bevor es sinkt, an die Leine genommen und am Boote festgemacht. Das Gewicht dieser Thiere ist so enorm, daß zwei derselben, welche wir einst auf dieselbe Seite des Decks gehißt hatten, dem Schiffe eine merkliche Neigung gaben.

Wir waren zuweilen darauf angewiesen, sowol Seehunde als Walrosse zu genießen. Ihr Fleisch hat einen starken Thrangeschmack; das der letztern ist fast schwarz, die Leber schön violett. Wie alle Thranthiere, wird auch das Walroß durch eine den ganzen Körper umgebende Speckschicht vor der Kälte geschützt. Ein von den Hansamännern erlegtes Walroß, welches bereits 12 Stunden bei sehr niedriger Temperatur im Wasser gelegen hatte, war im Innern noch so warm, als

wenn es eben getödtet wäre, und ein von Copeland erlegtes zeigte 15 Minuten nach dem Tode eine Blutwärme von 29° 3 R. (36° 8 C.).

Wir bestiegen das ziemlich steile, aber nicht sehr hohe Kap Wynn und fanden oben ein Plateau von mehreren Meilen im Umfange, welches völlig schneefrei, aber nur spärlich mit Vegetation bedeckt war. Weiter landeinwärts kamen wir in ein Thal, welches, von einem Gletscherbach durchströmt, viele mit Moos und Gräsern bewachsene grüne Stellen zeigte. Hinter diesem Thale stiegen die Berge bis zu einer Höhe von über 600 Meter an; doch waren auch hier die Gipfel vollständig frei von Schnee, der sich nur in den Thalrinnen angehäuft hatte. Die Schneebedeckung und die Niederschläge sind überhaupt in Ostgrönland bei weitem geringer, als man erwarten sollte; jedenfalls geringer, wie in dem gegenüberliegenden Spitzbergen. Während unsers ganzen Aufenthalts an dieser Küste haben wir nur ein einziges Mal und zwar im Juni 1870 das ganze Land mit einer Schneedecke überzogen gesehen.

Die Aussicht war nach Norden sehr hell und rein. Man konnte das mit festem Eise umsäumte Land bis 75½ Grad hinauf deutlich erkennen: überall derselbe Anblick, hohe steile kahle Berge und Klippen, Schnee und Eis. Ueber dem Meere lag ein dichter Nebel, der allmählich auch über das Land zog und unsern Hafen und das Schiff einhüllte.

Am 10. August wurden die Arbeiten dank dem andauernd heitern Wetter beendet, die Instrumente an Bord gebracht und alles klar gemacht zu segeln, nachdem noch vorher auf der östlichen Landspitze ein hoher Steinkegel gebaut und 20 Meter nordwärts davon ein Document mit den Hauptdaten der Reise deponirt worden war.

Am folgenden Morgen früh 6 Uhr lichteten wir Anker und steuerten mit einer leichten südlichen Brise aus dem Hafen nach Norden. Wir passirten die Baßklippe um 8 Uhr und dampften dann längs dem festen Eise, welches sich anfangs in nördlicher, später in nordöstlicher Richtung erstreckte, weiter.

Wir umfuhren das Kap Philipp Broke um Mittag und fanden ostwärts der Insel längs dem Landeise, welches hier in einer durchschnittlichen Breite von 3—4 Seemeilen die Küste umgab, einen fahrbaren, 1—3 Meilen breiten Kanal, der jedoch an einigen Stellen mit Treibeis so gesperrt war, daß wir uns nur mit Hülfe der Dampfkraft und unter vollen Segeln einen Durchgang bahnen konnten.

Den 12. August über blieben wir am Eise liegen, nachdem wir 75° 17′ in 17° 22′ westl. Länge von Greenwich erreicht hatten, also eine höhere Breite als Kapitän Clavering. Obschon wir uns mit der Hoffnung schmeichelten noch einen guten Fortgang nach Norden zu machen, zeigte es sich doch schon am 13., daß wir uns in einem sich immer mehr verengenden Kanale befanden, und als am 14. morgens die Luft aufhellte, sahen wir unserm Vordringen nach Norden ein plötzliches Halt geboten. Etwa eine Seemeile vor uns lag ein ungeheueres Eisfeld, welches sich unabsehbar nach Osten erstreckte und im Westen fest mit dem Landeise zusammenzuhängen schien. Um indeß ganz sicher zu sein, daß auch nirgends eine Oeffnung nach Norden vorhanden war, segelten wir an der nördlichen Kante des

Eises entlang bis nach dem zusammengepackten Ende in Osten, ohne jedoch den gesuchten Durchweg zu finden.

Das Wetter war schön und klar und konnten wir deshalb genaue Ortsbestimmungen bekommen, welche die Breite 75° 30,5′ und 17° 30′ West ergaben. Wir sahen das offene Wasser im Süden von Shannon deutlich am Himmel, und da wir die Entfernung von dort genau kannten, so ergab sich aus Vergleichung mit dem Aussehen im Norden, daß sich zwischen uns und dem vorliegenden hohen Lande unter 76 Grad auch nicht ein einziger Streifen Wasser befinden konnte. Etwas weiter östlich zeigten sich zwischen den Feldern einige offene Stellen. Es war demnach des Kapitäns und unser Aller Meinung, sich vor der Hand aus dem so äußerst gefährlichen und der furchtbaren Pressung der Eisfelder in vollstem Maße ausgesetzten Kanal nach der Südseite der Shannon-Insel zurückzuziehen, diese Insel wissenschaftlich zu untersuchen und von da aus eine günstige Chance zum Vordringen nach Norden abzuwarten.

Am 16. August 1869 ankerten wir zum ersten mal an der Küste der Insel Shannon, welche nach unsern Aufnahmen sich von 74° 56′ bis 75° 26′ nördl. Breite erstreckt und die niedrigste von allen den größern Inseln ist, die auf der von uns aufgenommenen Küstenstrecke vorkommen. Im Norden erreicht sie die beträchtliche Höhe von 305,2 Meter = 972 rheinische Fuß (Barometer-Messung). Im Osten und Südwesten aber übersteigen die Hügel kaum 500 Fuß, und der übrige Theil der Insel erhebt sich nur wenige Fuß über den Meeresspiegel. Auf der Südseite findet sich eine bedeutende Einbucht, die wir Freeden-Bai nannten, während von Nordosten ein noch tieferer Fjord sich ins Innere der Insel erstreckt, den wir „Gefrorene Bai“ tauften, weil wir dieselbe während zweier Sommer mit derselben ungeheuern Schicht von altem Eise ausgefüllt fanden. In manchen Gegenden der Insel läßt es sich überhaupt schwer bestimmen, ob man sich auf dem Lande oder auf dem Eise befindet.

Gleich mit dem ersten Betreten der Insel sollte uns eine Ueberraschung der seltensten Art bereitet werden, indem ein großes merkwürdig aussehendes Thier bemerkt wurde, welches weder Renthier noch Eisbär sein konnte, und dem Peter Iversen mit einigen gut gezielten Schüssen den Garaus machte. Als wir die Nachricht erhielten, „ein Büffel“ sei erlegt worden, fiel es Allen, die irgendwie in der arktischen Literatur bewandert waren, ein, daß das nichts anderes als der vielberufene Moschusochse von Parry und Roß, der Umingmak der Eskimos sein könnte! Alle die entbehrt werden konnten, gingen sofort hin, um das merkwürdige Geschöpf zu sehen. Es war ein erwachsenes Männchen. Mit welchem Erstaunen betrachteten wir die mächtigen Hörner und die wundervolle Bedeckung von Haar und Wolle, so wohl geeignet, das Thier gegen die grimmige Kälte des nordischen Winters zu schützen! Da wir dieses interessante Thier für die Folge häufig sahen und beobachten konnten, so mögen unsere Aufzeichnungen gleich hier einen Platz finden.

Der Moschusochse, richtiger Schafochse (Ovibos moschatus Blainv) ist ansehnlich kleiner als ein mittelmäßiger Stier. Sein Aussehen ist im Widerspruche

mit seiner Harmlosigkeit drohend, namentlich wegen der eigenthümlichen Hörnerbildung und des langen Haarpelzes, welcher zottig fast bis zu den Knöcheln herabhängt. Die an der Stirn zusammenstoßenden Hörner sind an der Basis sehr breit und rauh, biegen sich zwischen Auge und Ohr abwärts bis zum Mundwinkel, um mit der sich allmählich verdünnenden Spitze wieder nach oben und außen zu krümmen, etwa bis zur Höhe des Auges. Das Haar ist schwarzbraun und besitzt eine hellere, äußerst feine Grundwolle, welche auf der Rückenmitte als ein großer bräunlichweißer Sattelfleck hervortritt. Das Auge ist auffällig klein. Die Nasenlöcher sind am innern Rande mit kurzen Borsten bedeckt, der übrige Rest der Muffel, wie die Lippen und das Kinn mit dichten gelblichweißen Haaren bekleidet. Sehr charakteristisch sind der nur drei Zoll lange ganz im Haar versteckte Schwanz und die sehr breiten Hufe der Vorderfüße, welche die der hintern an Größe bedeutend übertreffen. Eine Kehlwamme fehlt. Die Kuh ist ansehnlich kleiner als der Bulle und hat bedeutend schwächere Hörner.

Wie schon der Name lehrt, zeichnet das Thier ein je nach dem Alter mehr oder minder starker Moschusgeruch des Fleisches und Fettes aus, an welchen man sich indeß bei dem so gewöhnlichen Gegensatze des Thrangeruchs leicht gewöhnt. Das Fleisch ist übrigens jenem unserer Ochsen sehr ähnlich, und auch die Milch, welche Tramnitz kostete, schmeckt wie die beste Kuhmilch.

Wie das Renthier, so ist auch der Moschusochse auf vegetabilische Nahrung angewiesen, um die es denn freilich hier zu Lande kärglich genug steht.

„Fast nirgends bringt es die Pflanzenwelt Grönlands dahin", schreibt Payer, „die allgemeine, durch die Felsart bedingte Farbe des Bodens völlig abzuändern, höchstens vermag sie dieselbe zu nuanciren. Moose, Flechten, graugrüne Gräser, Ranunkeln, Steinbrecharten u. s. w., bilden vereinzelte ärmliche Colonien zwischen den verwitterten Steinfugen. Die Wälder sind hier und da durch wenige Zoll hohe Birken, deren Stämme manchmal ein Zündhölzchen an Stärke nicht viel übertreffen, oder durch ebenso niedrige Heidelbeergestrüppe, häufiger durch völlig am Boden hinkriechende, wurzelartig sich verzweigende Weiden vertreten. Es ist eine Folge des monatelangen Polartages, daß sich die Meereshöhe als Vegetationsbedingung weniger fühlbar macht als in Europa, wo sich der vegetative Charakter von je 300 Meter Ueberhöhung merklich ändert. Die größere Sonnenwärme des felsigen Binnenlandes hat auch eine mannichfaltigere Flora als jene der Küstendistricte zur Folge. Frühere Eskimoniederlassungen sind, wenngleich nur auf wenige Quadratklaftern Fläche, infolge der stattgehabten künstlichen Düngung durch ihre helle grüne Farbe schon aus der Ferne kennbar. Wiesen in unserm Sinne gibt es nirgends."

Bisher war der Moschusochse aus Grönland nicht bekannt; seine Entdeckung an dieser Küste durch unsere Expedition zählt daher zu den interessantesten zoologischen Funden und hat mit Recht die Gelehrtenwelt in Erstaunen gesetzt. Nach unsern Beobachtungen schien der Schafochse bis zum 77. Breitengrade häufiger zu werden. Die Forschungen der letzten amerikanischen Polaris-Expedition haben ihn in der That noch als zahlreich unterm 81° 38′ nördl. Breite, bei Thank-God-Hafen in Westgrönland,

nachgewiesen. Sie blieben hier auch den Winter über, obgleich es so kalt war, daß das Quecksilber gefror. Das Hauptverbreitungsgebiet der Moschusochsen liegt übrigens im arktischen Amerika, nördlich vom 60. Breitengrade und der Baumgrenze, in den unendlichen Tundra-Districten. Besonders häufig ist er in dem Archipel, welcher sich von der Prinz-Patrick-Insel bis Nord-Devon erstreckt; Mecham zählte auf der Melville-Insel auf einer kaum zwei deutsche Meilen ausgedehnten Strecke 150 Stück.

In so großen Heerden trafen wir den Moschusochsen freilich nicht, immerhin aber gehörten kleine Trupps bis zu 15 Stück nicht zu den Seltenheiten; am zahlreichsten waren sie auf der braunkohlenreichen Kuhninsel. — Anfang Juni findet die Härungsperiode statt. Die Thiere verlieren dann ihr aus der feinsten Wolle bestehendes Winterkleid, welches zwischen den langen schwarzen Haaren den ganzen Körper bedeckt. In langen Fetzen und Flocken hängt dann die Wolle herab, sodaß die Thiere dadurch sehr ruppig und zerzaust aussehen.

Um das Bild des Moschusochsen zu vervollständigen, wollen wir gleich hier die lebensvolle Schilderung einer Jagdpartie Copeland's einschalten, die er am 13. September 1869 auf Sabine-Insel mit Sengstacke und dem Matrosen Wagner unternahm.

„In der Verfolgung eines am vorhergehenden Tage angeschossenen Renthiers begriffen und der Spur desselben folgend, wurden wir plötzlich auf höchst angenehme Weise durch den Anblick dreier Moschusochsen überrascht — es waren zwei Bullen und eine Kuh — die friedlich in einiger Entfernung vor uns grasten. Bisjetzt hatten wir noch keins von den Thieren auf den Pendulum-Inseln angetroffen; unser Entzücken über die Aussicht, ein Wild von so hohem Interesse erlegen zu können, war natürlich das lebhafteste. Sengstacke und Wagner machten einen weiten Bogen nach dem Binnenlande zu, um die Thiere zu verhindern in die Hügel des Innern der Insel hineinzuflüchten, während ich mich längs der Küste aufhielt, geschützt vor dem Gesehenwerden durch die kleine Hügelreihe, die mit dem Strande parallel läuft. Sengstacke konnte erst in ziemlicher Entfernung zum Schuß kommen. Mit einem mal aber fingen die Ochsen an zu schnauben, was bei ihnen immer ein Zeichen von Schrecken oder Zorn ist, und alle drei ergriffen die Flucht geraden Wegs nach dem Hasenberge zu, wo sie rasch in den Schluchten an seinem Fuße verschwanden. Nun trennten wir uns noch weiter voneinander als vorher, denn wir hofften sie in einer der tiefen Schluchten zu finden, als wir sie plötzlich wieder erblickten, wie sie eben einen steilen Abhang von losen Steinen hinaneilten. Es war wirklich ein schöner Anblick, sie mit wahrhaft überraschender Behendigkeit da hinaufspringen zu sehen, wo ein Mensch die größte Mühe gehabt haben würde, überhaupt nur festen Fuß zu fassen. Sie blieben immer dicht beieinander, wie das gewöhnlich Thiere, die in Heerden leben, thun. Hätten sie anders gehandelt, so würde der, der am weitesten nach unten war, einem regelrechten Steinhagel ausgesetzt gewesen sein, welcher durch die vordersten in ihrem Eifer, uns zu entkommen, hinabgeschleudert wurde. Dies war das letzte, was wir an diesem Tage von ihnen sahen. Denn obgleich wir beinahe den ganzen südlichen

Abhang des Hasenbergs absuchten und noch einen großen Bogen in die Berge hineinmachten, so waren und blieben die Thiere doch verschwunden.

„Am andern Tage konnte uns Herr Sengstacke als diensthabender Offizier des Schiffes leider nicht begleiten. Wagner und ich machten uns deshalb allein auf, um noch einmal nach den Ochsen zu sehen. Als wir uns dem Hasenberge näherten, bemerkten wir mit Hülfe eines Taschenteleskops unsere Freunde vom Tage vorher, wie sie höchst friedlich auf einem Schneehaufen ausruhten, in einer Höhe von 350—400 Meter über uns an der dem Lande zugekehrten Seite des Berges. Wir kletterten so rasch wie möglich hinauf, und nach ungefähr einer Stunde waren wir in ihrer Nähe. Aber obgleich wir nun von beinah jeder Seite aus versuchten, uns dicht an die Thiere heranzuschleichen, gelang uns dies nicht, ohne von ihnen gesehen zu werden. Endlich mußten wir uns entschließen, es in einer weniger vorsichtigen Weise zu versuchen. Anfangs schienen sie auch ganz ruhig bei dem Geschäft des Wiederkäuens zu bleiben und nichts von der ihnen drohenden Gefahr zu ahnen; aber jetzt fuhren sie mit einem plötzlichen Satz auf und davon. Ich war so außer mir über unser Misgeschick, daß ich aus purer Verzweiflung einige Schüsse hinter ihnen herschickte, die natürlich ohne Erfolg blieben. Hatte uns ihre große Behendigkeit und Schnelligkeit schon am Tage vorher in Erstaunen gesetzt, so war unsere Verwunderung heute noch größer, als wir sahen, wie sie den Abhang hinaufjagten, der so steil war, wie Basalttrümmer nur irgend sein können. In höchstens 3 oder 4 Minuten hatten sie die Höhe von 150 Meter, welche die Entfernung von uns bis auf den Gipfel des Berges betragen mochte, erreicht. Wir folgten ihnen langsam nach, und wirklich, das Hinaufsteigen war dermaßen schwierig, daß bei uns eine volle halbe Stunde in Anspruch nahm, was die Ochsen in wenigen Minuten vollbracht hatten. Wir fanden eine kleine Blutspur und schlossen daraus, daß einer unserer aufs gerathewohl abgefeuerten Schüsse doch wol nicht ganz ohne Wirkung geblieben sein mußte. Auf dem Gipfel angelangt, bemerkten wir, daß die Ochsen eine sehr steile Schneerinne an dem äußern Abhang des dachförmigen Berges hinabgeklettert waren. Da wir nun recht gut wußten, daß eine augenblickliche Verfolgung ihre Flucht nur beschleunigt haben würde, so setzten wir uns auf einige Augenblicke ruhig hin und nahmen eine kleine Erfrischung zu uns. Dabei entging uns nicht, daß die Thiere aufhörten hinabzusteigen und sich langsam nach der nordwestlichen Seite des Berges hin zurückzogen. Hier war der Boden sehr ungleich; tiefe Schluchten wechselten mit hohen, steinichten Hügeln ab. Wir sahen jetzt ganz genau, daß einer der Bullen weniger mobil war als die andern, und da die Unverletzten fest entschlossen zu sein schienen, ihren Kameraden nicht zu verlassen, so ging ihr Vorwärtskommen nur sehr langsam vor sich. Wir warteten so lange, bis sie durch eine der schon erwähnten Hügelreihen aus unserem Gesichtskreise waren, und dann folgten wir ihnen so schnell es uns bei der außerordentlich steilen und steinichten Bodenbeschaffenheit des Berges an dieser Seite möglich war. Nun passirten wir rasch, aber vorsichtig eine Hügelreihe nach der andern, und jedesmal, ehe wir auf eine freie Stelle kamen, wo uns die Thiere hätten sehen können, untersuchten wir vorsichtig, ob die Ochsen auch nicht in der nächsten



S. 50.

Erlegter Moschusochs.

Schlucht wären. So waren wir schon über mehrere Hügel geschritten und fingen an zu fürchten, daß unsere Beute uns abermals entgangen wäre, als ich, gerade in dem Augenblick, als wir wieder über einen Hügel wollten, den Rücken eines der Thiere erblickte. Dasselbe graste und kam dabei gerade auf uns zu. Ich zog mich augenblicklich wieder zurück, und nachdem ich Wagner aufmerksam gemacht hatte, duckten wir uns nieder und krochen nun auf Händen und Füßen weiter auf die arglosen Thiere zu. Ehe sie sich's versahen, waren wir ganz nahe bei allen dreien. Wagner's österreichischer Hinterlader und meine gute Doppelflinte machten es uns möglich, ihnen drei Schüsse in ebenso viel Secunden beizubringen. Einer von den Bullen war sofort vollständig kampfunfähig; Wagner machte sich mit dem andern zu schaffen, der, wie es schien, wol auch bald genug haben würde, die arme, kleine, erschreckte Kuh versuchte den Abhang hinunterzustolpern, und ich jagte hinterher. In einer oder zwei Minuten stand ich ihr auf wenige Schritte gegenüber und feuerte, indem ich nach dem Kopf zielte. Es war das erste und letzte mal, daß ich diesen Schuß auf einen Moschusochsen versuchte. Ich traf die Kuh gerade in die Mitte der Stirn, ungefähr einen Zoll über der Verbindungslinie zwischen den Augen; sie schien aber kaum zu zucken, und ich war sehr froh darüber, ihr sogleich einen zweiten Schuß in die Schulter geben zu können. Schien sie doch versuchen zu wollen, was sie wol mit ihren scharfen, kleinen, krummen Hörnern zu ihrer Vertheidigung ausrichten könnte. Unterdessen war auch Wagner mit seinem Antheil an der Arbeit fertig geworden, sodaß wir, nachdem wir allen dreien die Kehlen durchschnitten hatten, sie einige hundert Fuß tief den steilen Abhang hinunterrollen konnten, bis sie auf einem ziemlich ebenen Schneehaufen liegen blieben. Dann folgte die weniger angenehme, aber doch nothwendige Arbeit des Abhäutens. Wagner war voll guten Willens und auch stark genug; da diese Arbeit aber ganz neu für ihn war, so fiel mir natürlich der schwerste Theil zu. Weil die Thiere so nahe bei dem Schiff waren, wünschte ich sehr, die Felle so abzuziehen, daß wir sie unserer Sammlung einreihen könnten, und wirklich hatten wir nach Ablauf von zwei Stunden die Freude, das Fell des dritten Ochsen, mit Kopf und Füßen daran befestigt, vollständig aufrollen zu können und denselben fertig ausgeweidet zu haben. Während wir so beschäftigt waren, hielten wir immer scharfe Umschau nach weniger angenehmen Gästen; konnte es doch wol sein, daß ein Bär, angelockt durch den Geruch der getödteten Thiere, uns einen Besuch abstatten würde. Aber anfangs passirte nichts. Ganz aufgeregt über den glücklichen Erfolg unserer Jagd, machten wir uns eben auf den Rückweg, als Wagner mit einem mal eines mächtigen Bären ganz nahe bei uns ansichtig wurde. Es war ein prachtvoller Bursche. Auf dem Rücken der nächsten Erhöhung stehend, drehte er seinen langen Hals bald nach rechts, bald nach links hin, dabei in die Luft hineinschnuppernd mit allen Anzeichen von Ueberlegung und Mistrauen. Er zeigte sich recht von seiner besten Seite, wie er so dastand, seine mächtige Brust in voller Breite darbietend, die gewaltigen Tatzen fest auf den Boden aufgestemmt, oder sie zuweilen ein wenig erhebend, wenn er sich auf die Hinterbeine stellte, um seine Luftuntersuchungen wirksamer auszuführen. Sobald

wir ihn erblickten, duckten wir uns zwischen den Steinen nieder und überzeugten uns, ob wir auch noch genug Patronen hätten. Ich war im Schießen geübter als Wagner und nahm deshalb seinen Hinterlader als die für diesen Fall am besten geeignete Waffe. Vorsichtig schätzte ich die Stelle ab, wo ich in dem weiten, silberglänzenden Pelz des Bären das Herz vermuthete, und schoß. Mit einem fürchterlichen Gebrüll verschwand derselbe hinter dem Hügel. Wir folgten ihm so schnell unsere Beine uns tragen wollten, und fanden das riesige Thier zwanzig Schritt von der Stelle entfernt, auf der es gestanden hatte, tödlich verwundet auf seinem Bauch liegen. Wir gaben ihm noch eine Extraladung, damit wir ganz sicher gingen, und dann öffneten wir seine großen Pulsadern am Halse. Ich glaube, dies war das größte Exemplar des Eisbären, das wir während unsers ganzen Aufenthalts in den arktischen Regionen sahen. Er war sehr fett, und das bewies, daß, obgleich seine Zähne schon abgenutzt waren, die Erfahrung des Alters ihn doch gelehrt hatte, allen seinen Bedürfnissen zu genügen. Selbst unsern vereinten Anstrengungen war es nicht möglich, ihn umzudrehen, und so waren wir genöthigt, ihn fürs erste zu verlassen."

Zum Beweise, daß der Moschusochs nicht immer ein so harmloses Thier ist, als es nach der obigen Schilderung scheint, mag eine Stelle aus dem Tagebuche der Germania angeführt werden, in welcher es heißt: „Tramnitz war minder glücklich; er kam mit leeren Händen, einem ruinirten Gewehr und mit sehr defecter Kleidung von seinem Ausfluge zurück, und berichtete, daß ihn ein Moschusochse umgeworfen und getreten habe."

Nachdem wir Zelte und Proviant aus Land geschafft hatten, wurden sofort zwei kleine Recognoscirungsfahrten ausgerüstet, von denen die eine, unter Payer's Führung, sich nach dem Südwesten der Insel begeben sollte, um von der Tellplatte aus Aufnahmen zu machen. Mit einem kleinen Schlitten, ohne Zelt und Schlafsack, zog Payer, in Begleitung von Sengstacke und den Matrosen Ellinger und Iversen am 25. August über die monotonen Schneefelder der Freeden-Bai gegen Westen. Eine nur wenige Klafter hohe Nebelschicht lagerte auf derselben, dicht genug, um den Reisenden die Beurtheilung von Größen und Entfernungen n rauben, sodaß sie anscheinend einem imaginären Ziel entgegenzogen. Gespensterhaft und plötzlich traten Eisberge scheinbar fern, doch in unmittelbarer Nähe aus der Nebelhülle, dann bewegte sich ein gelblicher Fleck heran und es stand ein Eisbär wenige Schritte vor den Schlittenziehenden.

Halten und Feuern war das Werk eines Augenblicks. Ein im Marsch begriffener Schlitten muß überhaupt immer kampfbereit sein. Der Bär lag nach vergeblichen Versuchen, sich wieder aufzuraffen, bald todt zu den Füßen der Reisenden, welche denselben sofort öffneten, damit sein Fleisch genießbar bleibe, und die weitere Ausnutzung der gemachten Beute auf die Rückkehr verschoben.

Allmählich durchbrach die Sonne den Nebel, und es zeigte sich die Terrasse der Tellplatte als violette Silhouette.

Je weiter die Reisenden vordrangen, desto ungangbarer wurde das Eis, zahllose Sprünge durchbrachen dasselbe; zuletzt geriethen sie in ein von klafterbreiten

Wasserstraßen durchbrochenes Labyrinth kleiner Schollen und nur mit Mühe gelangten sie zu der flachen Niederung im Westen der Bai. Hier fiel ihnen eine lange Schuttlinie auf, welche man in einem Berglande nur als Moräne hätte deuten können.

Der Schlitten blieb hier zurück, denn das Land war völlig schneefrei. Ein kurzer Aufenthalt diente zur Bereitung von etwas Thee. Darauf wurde das Gepäck über Land geschafft, und die verworrenen Abhänge eingestürzter Doleritsäulen hinansteigend kamen die Wanderer nach fünfzehnstündigem Marsche auf dem höchsten Punkte der Tellplatte an (etwa 207 Meter Meereshöhe). Hier auf der breiten Bergplatte waren Schuttmassen, der Gneisformation des Festlandes angehörig, gleich wie auf den Pendulum-Inseln, sehr zahlreich. Zunächst überraschte uns die Existenz eines großen ebenen Vorlandes (südlich von Haystack), welches auf Clavering's Karte nicht deutlich hervortritt. Der Anblick der nahen grönländischen Küstenfront war von erhabener Schönheit. Braune und blaue Bergreihen erhoben sich im warmen Lichte der mitternächtlichen Sonne mit ihren schroffen Zinnen, jenseit einer mehrere Meilen breiten Schneewüste, und lange Schatten lagerten an den der Sonne abgewandten Formen.

Während Payer sechs Stunden lang mit Meßtisch und Theodolit thätig war, hatten seine Begleiter auf einer Grasfläche unterhalb der Wände eine Heerde Moschusochsen entdeckt und zwei dieser Thiere erlegt.

Schwer beladen kehrten die Reisenden nach Mitternacht zu dem Schlitten zurück. Die Sonne war bereits seit einigen Stunden untergegangen. Das Gebirgsland rings nahm jene phantastische von tiefem Roth und Violett bis zu den kältesten bleichen Tönen des Schnees wechselnde Färbung an, im Zenith prangte ein mattes Weißblau, im Süden ein lebhaftes Graublau, und der durch die Refraction entstellte eben aufgegangene kupferfarbige Mond leuchtete in jeder kleinen Spiegelfläche des jungen Eises. Die Temperatur des Schnees war auf — 5° R. gesunken, so daß die Reisenden in ihren leichten Schuhen empfindlich froren.

Je mehr Schlafsucht und Ermüdung sie überfielen, desto energischer mußte dagegen angekämpft werden. Erst als sich die Temperatur wieder hob, durfte man für Momente rasten und sich sogar dem Schlaf überlassen.

Endlos verlor sich die frühere Schlittenspur im grauen Nebel — Kap Philipp Broke schien unerreichbar. Erst die harmlose Zudringlichkeit eines Fuchses, den eine weggeworfene Speckrinde veranlaßte, dem Schlitten stundenlang zu folgen, brachte einiges Leben unter die ziehenden Automaten. Dann wurde endlich die Stelle erreicht, wo der todte Bär lag, und nach zweiunddreißigstündiger Abwesenheit (7 deutsche Meilen) Kap Philipp Broke.

Die beiden Astronomen, Dr. Börgen und Dr. Copeland, waren inzwischen nicht weniger thätig gewesen und hatten die schmale Halbinsel bei Kap Philipp Broke, sowie Klein-Pendulum explorirt, um das Terrain behufs Aufnahme von Winkelmessungen möglichst gründlich kennen zu lernen. Schon am ersten Tage zeigte es sich, daß der Boden viel unebener war, als man geglaubt hatte, und

daß es nicht möglich sein würde, von hier aus ein gutes Dreiecknetz zum Zweck einer Gradmessung auszustecken.

Bei Gelegenheit der Fortsetzung unserer Arbeiten am Südende der Halbinsel entdeckten wir nach und nach überall Spuren von sehr alten Eskimobauten und Gräbern. Die Hütten, nicht die gewöhnlichen unterirdischen Winterwohnungen, waren aus Steinen auf ebener Erde gebaut, wobei irgendein Felsblock als Rückwand benutzt worden war. Die größten dieser eigenthümlichen Behausungen mögen wol einen Durchmesser von 10 Fuß und eine Höhe von 6 Fuß gehabt haben.

Kapitän Koldewey war inzwischen mit der Germania nach Kap Desbrowe gegangen, um von dieser Höhe aus nach der Beschaffenheit des Eises und nach der Hansa auszuschauen, von der sich indeß keine Spur zeigte. Jetzt wissen wir, daß gerade um diese Zeit die Hansa in nicht großer Entfernung von uns im Eise lag, und daß ein Theil ihrer tapfern Mannschaft mit einem Boote weit gen Kap Desbrowe vorgedrungen war. Auf diese Weise war die ganze Expedition über einen Raum von wenigen Quadratmeilen in fünf Gruppen vertheilt, und dennoch sollten die beiden Schiffe für länger als ein Jahr ohne Kunde voneinander bleiben! Unser Ausspähen sollte aber nicht ganz unbelohnt bleiben. Dicht bei der Westspitze von Kap Philipp Broke lag ein sonderbarer Gegenstand auf dem Landeise. Der hellgrau-weißlichen Färbung wegen wurde derselbe anfänglich für einen Bären gehalten, er stellte sich aber bald als ein altes Walroß heraus. Dasselbe lag dicht neben einem Loche im Eise. Vorsichtig heranschleichend gelangten wir unbemerkt in seine Nähe. Schon der erste Schuß machte das Ungethüm völlig bewegungsunfähig. Es war 3,7 Meter lang und hatte einen Umfang von 3,0 Meter in der Nähe der Vorderflossen.

Hier wurden wir zuerst auf eine Erscheinung aufmerksam, welche jedem arktischen Reisenden bekannt ist, die aber auf den, welchem sie zum ersten mal aufstößt, einen eigenthümlichen, fast unheimlichen Eindruck macht: nämlich das Klagen und Stöhnen der von der Flut gegen das Land oder das festliegende Eis gepreßten losen Eisschollen.

Seit etwa dem 12. August ging die Sonne für uns wieder auf und unter, und um Mitternacht wurde es bereits dämmerig, sodaß wir die hellern Sterne nach zwei Monaten zuerst wieder zu sehen bekamen. Um den Grad der Dunkelheit zu bezeichnen, mag erwähnt werden, daß um 10 Uhr 10 Minuten, δ Lyrae sichtbar war und um 11 Uhr 10 Minuten der Polarstern, doch um Mitternacht war auf Deck die kleinste Druckschrift immer noch zu lesen.

Diese Tage auf Shannon, einförmig und ereignißlos wie sie waren, hatten dennoch ihre Bedeutung für uns, da wir viele und wichtige Erfahrungen über die Zweckmäßigkeit oder Mangelhaftigkeit unserer Zelte, Decken, Kochapparate u. s. w. sammeln konnten. Im ganzen hatten wir sehr viel Nebel, und es war in der That nur selten klares Wetter. Meistens zeigten sich nur die Spitzen der Berge auf dem Festlande über einem Meere von Nebel; mitunter aber fand das Gegentheil statt, und dann erkannten wir den Fuß der Gebirgsketten und die Fjordmündungen ganz deutlich, während eine dicke Wolkenschicht uns die Gipfel

verhüllte. Die Luft war dagegen meist sehr rein und klar. Bei einer Gelegenheit, als Dr. Copeland mit dem Kapitän privatim sprechen wollte und deshalb weit auf das Eis mit ihm hinausging, konnte man an Bord doch jedes Wort der Unterhaltung verstehen.

Wie bereits erwähnt hatte Kapitän Koldewey mit der Germania eine Recognoscirungsfahrt nach Klein-Pendulum unternommen, und es war ihm gelungen, den 616 Meter hohen Sonnenkopf, die höchste Erhebung dieser Insel, zu besteigen. Der Ueberblick von diesem Punkte aus war allerdings nicht sehr ermuthigend für das weitere Vordringen nach Norden. Die Grenze des Landeises war noch nahezu dieselbe und ebenso das Eis zwischen Shannon und dem Festlande vollkommen fest. Man sah Haystack und das hohe Vorgebirge westlich davon klar und deutlich, aber alles vollständig von festem Eise umgeben. Nördlich und östlich von Shannon zeigten sich ungeheuere Felder, die meist dicht zusammengepackt lagen, und selbst die vor acht Tagen noch gänzlich eisfreie Strecke zwischen der Insel und Shannon war mit großen Eisfeldern angefüllt. Nur im Südost und längs der Küste nach Süden zeigte sich offenes Wasser. Gael-Hamkes-Bucht schien frei zu sein, doch lag das Eis wieder dicht um Kap James und um die danebenliegende Insel.

Angesichts dieser Verhältnisse berief daher der Kapitän alle Gelehrten und Offiziere zusammen, um sie über ihre Meinung in Bezug auf unser ferneres Vorgehen zu befragen. In Erwägung aller Umstände, der gänzlichen Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit, augenblicklich weiter nordwärts zu kommen, der Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit unsers augenblicklichen Ankerplatzes, der Abwesenheit der Hansa, die wir nicht mehr erwarten konnten (welcher Umstand uns zu doppelter Vorsicht in Bezug auf die Germania mahnte), in Erwägung alles dessen wurde einstimmig beschlossen, als den Zielen der Expedition am besten entsprechend, nach dem schönen und gesicherten Ankerplatze an der Südseite von Klein-Pendulum zurückzudampfen, um dort die Aufnahme des umliegenden Landes zu vervollständigen.

Als die Arbeiten auf Klein-Pendulum beendet waren, segelten wir am 1. September nach dem kleinen Hafen an der Südseite der Sabine-Insel, um von hier aus eine große Excursion nach dem Festlande zu unternehmen. Die Nächte wurden jetzt dunkler und dunkler; die Bildung des Jungeises ging immer rascher und intensiver vor sich, sodaß schon ein tüchtiger Wind dazu gehörte, um dasselbe wieder zu zerbröckeln. Das Wetter, welches während unsers ganzen bisherigen Aufenthaltes an der Küste außerordentlich ruhig und schön gewesen war, fing an unruhig, ja stürmisch zu werden. In der Nacht vom 2. zum 3. September wehte der erste heftige Sturm aus Nordnordwest mit starkem Schneegestöber.

Wir hatten von diesen Herbststürmen immer noch ein Aufbrechen der Eismasse erhofft, sahen uns aber getäuscht, und es wurde Allen mehr und mehr zur Gewißheit, daß die Jahreszeit der Schiffahrt vorüber sei. Es galt daher unser Fahrzeug in einem geschützten Winterhafen zu bergen. Der einzige geeignete Hafen befand sich, wie schon erwähnt, unter der Sabine-Insel, derselbe Hafen, in welchem wir zum ersten Mal am 5. August geankert hatten. So gern der

Kapitän auch nördlicher, etwa unter der Shannon-Insel, überwintert hätte, um einen etwas mehr vorgeschobenen Ort zu haben, so bot sich hier doch nirgends ein sicherer dazu geeigneter Platz dar, und von der Sicherheit des Schiffes hing ja doch, vorzüglich da es der Hansa nicht gelungen war, die Küste zu erreichen, das ganze Unternehmen ab.

Wir lichteten deshalb am 10. September um 1 Uhr Nachmittags Anker und steuerten mit einer mäßigen Nordbrise südwärts. Ein Feld hatte sich zwischen die Walroß- und Sabine-Insel gelegt; wir fanden jedoch dicht unter letzterer in 4 Faden Wasser noch einen schmalen Durchweg nach Süden. Ostwärts war die Walroß-Insel nicht mehr zu umsegeln.

Um 6 Uhr Abends befanden wir uns gegenüber einer Bucht, am Ausgange eines größern von einem Gletscherbache durchströmten Thales, welches wir „Königin-Augusta-Thal" nannten. Da diese Bucht sehr seicht ist, so nannten wir sie die Flache Bai. Wir gingen hier vor Anker, da sich südwärts so viel Eis so dicht an die Küste geschoben hatte, daß eine Umsegelung von Kap Borlase Warren nicht ausführbar schien. Der Gletscherbach hatte eine so große Menge Schlamm abgelagert, daß man selbst mit dem Boote an der Mündung nicht landen konnte und ein großer Theil der Bai bei niedrigem Wasser trocken gelegt wurde. Nur unter dem steilabfallenden Berge im Süden konnte gelandet werden.

Die Nacht war schön und sternhell, die Temperatur 1 Grad unter 0; die Astronomen benutzten daher die Gelegenheit, um mit dem Universalinstrumente eine genaue Polhöhebestimmung zu machen, welche die Breite 74° 24′ 3″ ergab.

Am andern Morgen wurde von Oberleutenant Payer und Dr. Copeland eine Besteigung des über 1140 Meter hohen Sattelberges, eines der höchsten Gipfel dieser Halbinsel, unternommen. Payer und Ellinger verließen das Schiff am 11. September 8 Uhr Morgens und wanderten mit Theodolit und Barometer ausgerüstet das sanft ansteigende öde Thal hinan. Hier schloß sich ihnen Dr. Copeland an. Ein ermüdender Weg führte bergauf und bergab über monotone, mit karger Vegetation bedeckte Abhänge, durch rauhe Wasserrisse, und zuletzt über einen kleinen Gletscher ziemlich steil hinan auf den rauhen Doleritkamm des Sattelberges.

Die Aussicht nach Westen war völlig ungehindert und gewährte einen höchst interessanten Einblick in das Innere der grönländischen Fjorde. Die Erforschung derselben durch ausgedehnte Schlittenreisen, zu welchen die Jahreszeit ungemein günstig war, erschien sonach dringend wünschenswerth. Auch in rein landschaftlicher Beziehung war der Anblick der Gegensätze des weiten sich in eine Ebene verlierenden Eismeeres im Osten, und des wilden imposanten Felslandes im Westen und Norden von großem Reiz.

Hier wie auf allen Bergen vor und insbesondere nachher machten wir die bemerkenswerthe Beobachtung der Schneefreiheit selbst hochgelegenen Landes und der Thatsache, daß die Schneefelder ausschließlich als Firnregion der Gletscher auftraten; Windwehen und locale mehr oder minder zufällige Ansammlungen in Klüften u. s. w. natürlich abgerechnet.

Nach einer Stunde wurde der Gipfel verlassen, während des Absteigens in einer Gletscherspalte Kaffee gekocht und beim Schein eines herrlichen Nordlichtes fand die Rückkehr nach $4\frac{1}{2}$ stündigem Wege zum Schiffe statt.

Am 13. September trafen wir wieder in dem kleinen Hafen der Sabine-Insel ein, der jetzt für 10 Monate unsere Heimat sein sollte. Es mag hier erwähnt werden, daß man in arktischen Gegenden an Küsten, die nicht in jedem Sommer eisfrei werden, womöglich einen Winterhafen wählen sollte, der nach Süden zu offen ist und das Land im Norden hat; man sollte eine Bucht nehmen, in welche ein Gletscherbach mündet, da solche Häfen die größte Wahrscheinlichkeit bieten, im Laufe des Sommers wieder eisfrei zu werden. Allerdings muß der Hafen vor dem Andrängen des schweren Packeises geschützt sein. Die kleine Bucht an der Südostseite der Sabine-Insel vereinigte alle Vortheile eines arktischen Winterhafens in hohem Grade, doch ist sie nur für solche Schiffe vollkommen sicher, die unter 10 Fuß Tiefgang haben und innerhalb der gedachten graden Linie liegen können, die beide äußersten Landspitzen im Osten und Westen miteinander verbindet.

Im Rückblick auf die Unternehmungen des Sommers, hatten wir trotz mancher getäuschter Hoffnungen doch Ursache genug, für das Gewonnene dankbar zu sein. Die Thatsache der glücklichen Erreichung der Küste brachte uns in ein bis dahin wissenschaftlich so gut wie unbekanntes Gebiet. Die Folge hat gelehrt, daß Kapitän Koldewey mit gutem Grund auf der Küste von Ostgrönland als einer geeigneten Basis für arktische Forschungen bestanden hatte.

Daß die Hansa nicht vermochte, die Küste mit uns zu erreichen, war allerdings schon wegen der großen Schwächung, die wir dadurch an Mannschaft erlitten, sehr zu beklagen. Denn Kapitän Koldewey ist überzeugt, daß wir entgegengesetztenfalls zwei Breitengrade weiter nach Norden hätten vordringen können.

Viertes Kapitel.

Die Hansa getrennt; ihr Untergang; Schollenfahrt der Schiffbrüchigen.

20. Juli 1869 bis Ende Januar 1870.

Trennung der Schiffe auf immer. — Die Ostküste von Grönland zum ersten mal in Sicht. — Warpen im Eise. — Bootexcursion nach Land zu. — Die Hansa eingefroren. — Die Hansa im Eise fest. — Die Küste nicht mehr zu erreichen. — Bau eines Ueberwinterungshauses auf dem Eise. — Trift nach Süden. — Nochmaliger vergeblicher Versuch über das Eis ans Land zu kommen. — Die Hansa im Kampf mit dem Eise wird schwer leck. — Beschluß der Ueberwinterung im Kohlenhause auf der treibenden Scholle. — Bergung des Nothwendigsten aus dem Schiff. — Erste Nacht im Kohlenhause. — Das Wrack der Hansa sinkt. — Das Innere des Kohlenhauses. — Vervollständigung der Ansiedelung auf der Scholle. — Hissen der norddeutschen Flagge. — Die Heizung des Kohlenhauses. — Vor Scoresby-Sund. — Scoresby's Entdeckungen an der Ostküste. — Das Leben auf der Scholle. — Schneewälle. — Nordlicht. — Rother Steinstaub auf dem Schnee. — Ein Walroß getödtet. — Drehungen des treibenden Feldes. — Zutraulichkeit eines Polarfuchses. — Weihnachtsfeier. — Gefährlicher Eisberg. — Neujahr. — In der Schreckensbucht. — Die Neujahrs-Inseln. — Kap Hegemann. — Abermaliger vergeblicher Versuch zur Küste zu gelangen. — Polarnacht. — Neue Schreckenstage. — Zerstörung des Hansahauses. — Fünf Nächte in den Böten. — Aufbau des neuen Hauses. — Falke und Rabe.

Das Tagebuch der Hansa berichtet über die verhängnißvolle Trennung der Schiffe wie folgt: „Am Morgen des 20. war harter Westsüdwestwind. Um 8 Uhr früh sprachen wir die Germania. Kapitän Koldewey rief uns zu, des schlechten Wetters wegen etwas mehr aus dem Eise zu halten. Daher steuerten wir eine Zeit lang nach Osten, fanden jedoch das Eis anstatt lockerer dichter. Wir legten deshalb mit Steuerbordhalsen bei dem Winde und waren um 10 Uhr genöthigt, nordwestwärts zu wenden. Inzwischen besserte sich das Wetter, und nachdem wir durch einen Strom Treibeis gesegelt waren, erblickten wir in westlicher Richtung viel freies Wasser. Also gen Westen! Kapitän Koldewey gab uns ein Signal, das wir bei dem nicht hinreichend klaren Wetter leider misverstanden haben. Wir glaubten zu lesen: long stay a peak, von Kapitän Hegemann

dahin ausgelegt, daß die Schiffe so weit wie möglich nach Westen segeln sollten. Es hatte das Signal aber bedeuten sollen: Kommen Sie auf Rufweite heran.“ Das Misverständniß war verhängnißvoll; die Hansa drang weiter nach Westen, verlor am 20. Juli die Germania aus Sicht und sah sie nicht wieder.

Beide Kapitäne sind der Ansicht, daß ein dauerndes Zusammenbleiben der Schiffe bei den arktischen Witterungsverhältnissen außerordentlich schwierig gewesen wäre und die Landung sehr erschwert hätte. (Es wird sich im Verlaufe des Berichtes herausstellen, daß auch die Hansa ihrerseits die Küste, freilich an einer andern Stelle, hätte erreichen können, wenn nicht die Rücksicht auf die Vorschrift der Instruction sie daran gehindert hätte.)

Am 28. Juli befand sich die Hansa auf 72° 56′ nördl. Breite und auf 16° 54′ westl. Länge. In der Ferne erschien die dunkle Felsenküste von Ostgrönland, und zwar von der Strecke Kap Broer Ruys bis Kap James. Die Ereignisse des 29. Juli bestanden im Tödten dreier Seehunde und eines 2½ Meter langen Polarbären. Ein junger Seehund, Jakob getauft, wurde acht Tage gefangen gehalten und dann wieder in Freiheit gesetzt. Am 29. und 30. Juli wurden in südöstlicher Richtung auf etwa 12 Seemeilen Entfernung zwei gegen Nordostwind kreuzende Schiffe bemerkt. Es waren Walfischfahrer. Eins derselben, der Dampfer Bienenkorb, Kapitän Hagens, von Bremen berichtete bei seiner Heimkehr, am 29. Juli die Germania gesprochen zu haben. Da die Hansa auf dem bisherigen Wege wegen der Eisverhältnisse und der Triftströmung, welche das Schiff unter vielen Stößen und Eispressungen in acht Tagen 26 Seemeilen südwärts geführt hatte, nicht weiter kommen konnte, so blieb in Ansehung der klaren Vorschrift der Instruction, welche die Sabine-Insel auf 74½° nördl. Breite als Ziel der Landung bestimmte, nichts übrig, als aus dem Eise herauszusteuern, am Saume desselben nördlich zu segeln und dann von neuem den Versuch des Vordringens nach der Küste zu unternehmen. Vom 5. August, dem Tage, an welchem die Germania bereits bei der Sabine-Insel ankerte, bis zum 10. segelte die Hansa bei gutem Wetter an der Eisgrenze nördlich.

Seehunde, welche weiter nördlich von der Germania weniger zahlreich angetroffen worden zu sein scheinen, waren sehr häufig und zwar hauptsächlich der grönländische Seehund (Phoca groenlandica), welcher das Hauptfangobject für die Robbenschläger bildet. Diese kleinste und munterste aller in den grönländischen Meeren vorkommenden Robben ergötzt sehr durch die Behendigkeit ihrer Bewegungen und durch die Geschicklichkeit, mit der sie sich auf schwimmenden Eisstücken zu bewegen weiß; darin thut sie es ihren größern Verwandten bei weitem zuvor. Die grönländische Robbe sieht man fast immer in Bewegung, und wenn sie sich auch zuweilen längere Zeit behaglich auf dem Eise sonnt, so wendet sie doch vorsichtig umherspähend den Kopf nach allen Seiten, um bei dem geringsten verdächtigen Umstande sich sofort kopfüber ins Wasser zu stürzen. Wer diesen Seehund so wie wir zu beobachten Gelegenheit hatte, würde ihn sicherlich nicht schwerfällig und unbeholfen nennen können. — Die Färbung der grönländischen Robbe ist sehr mannichfach: auf weißlich oder gelblichem Grunde mit unregel-

mäßigen schwarzen Flecken besetzt; ihre Größe geringer als die des gemeinen Seehundes. Die Paarungszeit scheint Mitte August stattzufinden, denn zu dieser Zeit bemerkten wir die Thiere rudelweise an der Eisgrenze. Sie führten dann eigenthümliche Sprünge und Tänze im Wasser auf, wobei sie häufig mit dem halben Leibe aus dem Wasser auftauchten. Anfang März werden die Jungen auf dem Eise geboren und gesäugt, und dann beginnt das massenweise Hinmorden derselben durch die Mannschaften der „Robbenschläger". Die Magen der erlegten Seehunde enthielten Reste von Krebsen und Fischen; nach Dr. Buchholz ausschließlich Krebse und zwar den beiden in den arktischen Meeren am häufigsten verbreiteten Arten Gammarus arcticus und Themisto libellula, Thierchen, von denen das größte nicht mehr als 40 Millimeter Länge erreicht. Außer dem grönländischen Seehunde wurde von uns nur noch die Bartrobbe (Phoca barbata Müll.) und Klappmütze (Cystophora cristata Erxl.) wenige male beobachtet und in je einem Exemplare erlegt.

In der Nacht vom 10. bis 11. August fror bereits anderthalb Zoll dickes Eis. Die Hansa steuerte in nordwestlicher Richtung und war am Morgen des 11. der Küste um 25 Seemeilen näher; den günstigen Südostwind noch ferner zum Segeln zu benutzen, verhinderte leider die Dichtigkeit des Eises. Es galt zunächst durch die schwere Arbeit des Warpens (Vorwärtsziehens des Schiffes mittels einer an einem kleinen Anker befestigten Leine) und Windens das Schiff durch die Eisbarrière zu bringen. Am 13. war wieder schiffbares Wasser erreicht; allein nur für kurze Zeit. Im Tagebuch des Kapitäns Hegemann heißt es: „14. August fest, Eisbär geschossen. Strom Südwest ½ West, 13 Seemeilen in 48 Stunden gemacht. 15. Sind der Küste näher als je. Shannon 48 Seemeilen, Pendulum 59, Eis dicht. 16. — 3 Grad, schönes Wetter. Fest an der Scholle, treiben beständig südlich. Vergebliches Warpen. 18. und 19. wiederum gewarpt. Kommen einige Schiffslängen vorwärts. Im Nordwesten offenes Wasser, wohin wir am 23. gelangen, um etwas weiter westlich zu segeln. Abends wieder fest auf 74° 36,4′ nördl. Breite und 15° 49,1′ westl. Länge." Am 24. geht der Kapitän mit dem Steuermann Bade, dem Dr. Laube und zwei Matrosen auf eine Bootexcursion nach Land zu.

Hier der Bericht über diese Fahrt: „Rasch fuhren wir durch einen langen und weiten Kanal. Bald hatten wir das Schiff aus Sicht verloren, da die Schollen sehr hoch waren. Das Eisfeld, an welchem die Hansa lag, war beinahe 4 Meilen lang. Nach drei Stunden waren wir etwa 7—8 Seemeilen vom Schiff entfernt und um so viel Seemeilen dem Lande näher. Von dem Gipfel einer großen Scholle erblickten wir ringsum Packeis. Die Inseln Pendulum und Sabine sahen wir in einem hellen Streifen, welchen wir für völlig eisfreies Küstenwasser hielten. (Dies ist durch die Erfahrung der Germania bestätigt worden.)

„Wir breiteten auf der Scholle unsere Oelröcke aus, lagerten und kochten Cacao, genossen den schönen, sonnigen Tag und erfreuten uns am Anblicke des Landes. Auf einem andern größern Eisfelde erklommen wir eine Wand, die



S. 60.

Warpen im Eise.

schmal und steil aus dem Wasser emporragte, und pflanzten auf diesem unsern weitesten Punkt die Flagge auf. Das auf unserm kleinen Hafen zusetzende Eis zwang uns zur Rückkehr, die uns Nebel und Windstille erschwerten. Erst um 11½ Uhr nachts waren wir wieder an Bord unserer Hansa, welche wir im freien Wasser verlassen hatten und die nun fest zwischen Schollen eingekeilt lag, sodaß wir kaum hinkommen konnten. Aber wir brachten wenigstens die Hoffnung mit, daß es noch möglich sein werde, die Küste zu erreichen."

Am 26. August wurde der Geburtstag des Kapitäns durch einen Kanonenschuß, Flaggen des Schiffes und einen mächtigen, vom Koch mit großer Kunst gebackenen Kuchen gefeiert. Beim Frühstück fand der Gefeierte auf seinem Teller ein hübsches Gedicht des Dr. Laube vor, in welchem dieser die Glückwünsche Aller in herzlichen Worten zum Ausdruck gebracht hatte. Ein Theil der Mannschaft vergnügte sich auf dem Eise durch Schlittschuhlauf. Am 29. Nachmittags zeigte sich ein prächtiges Phänomen. Es bildeten sich zwei farbige Höfe um die Sonne, in denen sich drei Punkte durch ihre größere Helligkeit auszeichneten. Der eine derselben stand vertical über der Sonne und war der Ausgangspunkt eines Bogens, welcher den einen Hof berührte und dessen convexe Seite der Sonne zugewendet war. Es war dies keine eigentliche Nebensonne wie die beiden seitlichen, sondern eine Anhäufung von Helligkeit an der Berührungsstelle der beiden Bogen und machte daher den Eindruck, als ob sie quer gegen die Verticale stände. Die beiden seitlichen Nebensonnen, rechts und links von der Sonne, unter sich durch einen leichtgekrümmten durch die Sonne gehenden Kreisbogen verbunden, waren länglich, boten die Farben des Regenbogens dar und liefen in eine helle stahlgraue Pyramide oder Kegel aus. Das Roth war überall der Sonne zugewendet. —

Unter den gefiederten Bewohnern war es besonders die Elfenbeinmöve, welche öfters von uns mit Speck geködert und mit Angeln gefangen wurde. Einige dieser schönen blendendweißen Vögel ließen wir mit einem „Hansa" gezeichneten Messingstück um den Hals gebunden wieder fliegen. Oft wurden Raben gesehen. Die Jagd lieferte während eines Monats, vom 10. August bis 14. September, neun Seehunde, darunter zwei Klappmützen, und einen jungen Eisbären.

Sonntag 29. August. Stetig in südlicher Richtung weiter getrieben. Vom Lande ist bald nichts mehr zu sehen und das Eis nach allen Seiten hin so dicht, daß vergebens vom Krähennest nach einer Oeffnung ausgespäht wird. Unsere Lage wird immer bedenklicher und für den schlimmsten Fall stehen die Böte, vollständig ausgerüstet und verproviantirt, auf dem Verdeck, sodaß wir jeden Augenblick mit denselben losgehen können.

Noch einmal, am 7. September, flackerte die Hoffnung auf, die Küste zu erreichen. Nachmittags bei klarem Wetter und einer Temperatur von — 5° R. war dieselbe auf etwa 35 Seemeilen Entfernung deutlich zu sehen. Im Westen des Eisfeldes, an dessen Ostseite die Hansa besetzt lag, zeigte sich ein großes, freies, in weißköpfigen Wellen bewegtes Wasser, welches dem Anschein nach bis an die Küste reichte. Eine Excursion über das Eisfeld längs dessen Südgrenze nach Westen sollte ermitteln, ob der dort befindliche Kanal durchweg fahrbar sei,

sodaß wir durch denselben in jenes freie Wasser gelangen könnten. Durch tiefen und oberflächlich gefrorenen Schnee watend gelangte man zu einem hohen Eisblock, der „Teufelsdaumen" getauft wurde, und von dessen Gipfel eine weitere Umschau bei einem Morgentrunk genommen wurde. Von zwei andern mächtigen Eismassen, zwischen welchen ein malerischer, das „Brandenburger Thor" benannter Engpaß hindurchführte, wurde der eine erklettert, indem einer auf des andern Schultern stieg und dann auf Stufen, die er mit dem Messer in die Eiswand



Eisbär als Kettenhund.

einschnitt, zur Spitze emporklomm. Leider erwies sich der Kanal zu schmal, um das Schiff durchzulassen. Ueberdem setzte sich das Eis in demselben und jenseit der Felder wieder fester zusammen.

Die nächsten Tage hatten wir starkes Frostwetter, — 4 bis — 12°, und bis zum 14. September fror die Hansa auf 73° 25,7′ nördl. Breite, 18° 39,5′ westl. Länge vollständig ein. Dabei drängte die südwestliche Trift verbunden mit dem fortwährenden Wehen aus Norden das Schiff im Eise beständig südwärts, sodaß wir z. B. vom 12. bis 14. 13 Seemeilen in dieser Richtung fortgeführt wurden.

Am 9. trieb eine große Scholle vor die Bucht, in welcher die Hansa lag; sie wurde mit Trossen festgemacht, damit sie uns vor dem Treibeise schütze. Einige Tage später brachte aber ein Sturm aus Nordnordost diese Scholle wieder ins Treiben, wobei die Trossen brachen. Das Eis schob hinten beim Schiff auf unser Feld und hob gleichzeitig die Hansa um $1\frac{1}{2}$ Fuß.

In dieser Zeit ließ sich auf einem benachbarten Eisfelde eine Bärin mit ihrem Jungen blicken, auf die sogleich Jagd zu machen beschlossen wurde. Das Pärchen hatte uns bald erspäht und trabte auf dem nahen Eisrande neben dem Boote her, die Alte zähnefletschend und sich den Bart leckend. Wir schossen erst, als wir festen Fuß gefaßt hatten, und die Bärin sank tödlich getroffen in den Schnee. Dem Jungen, welches bei der sterbenden Alten blieb, diese in rührender Weise leckend und liebkosend, wurde wiederholt eine Schlinge übergeworfen, die es indeß immer wieder abstreifte, um endlich schreiend und jammernd davonzulaufen. Durch einen nachgesandten Schuß verwundet, entkam es uns dennoch, um am späten Abend sich durch sein klagendes Geheul von neuem bemerkbar zu machen. Das frische Bärenfleisch kam uns sehr gelegen und mundete als Braten oder Klopps trefflich.

Abends 10 Uhr zeigten sich in westlicher Richtung, gegen Süden gehend, einzelne Nordlichtstreifen, kurze, hellglänzende Garben und phosphorescirende Flecke, welche indessen bald wieder verschwanden. Am 12. stellte sich, wie das vorige von Osten her, aus See dem Lande zurückend, ein neues Bärenpaar uns vor. Die Alte traf das Schicksal ihrer Vorgängerin; das Junge wurde gefangen, entkam uns wieder, wurde dann schwimmend eingeholt und schließlich am Eisanker festgekettet. Es war sehr abgeängstigt, fraß aber sogleich gierig das ihm vorgeworfene Fleisch seiner Mutter. Das ihm angebotene Lager aus Hobelspänen verschmähte der junge Bär, als echter Bewohner der Polarregionen, und zog es vor, auf dem Schnee zu campiren. Einige Tage später war er sammt der Kette, die sich vom Anker gelöst haben mußte, verschwunden. Bei dem Gewicht des Eisens wird das arme Thier bald im Wasser versunken sein. Noch andere arktische Gäste besuchten die Hansa. Bei lebhaftem Winde kamen zwei weiße Füchse von der Küste her dicht ans Schiff; ein sicherer Beweis, daß das Eis in Feldern oder als junges Eis sich bis dahin erstrecken mußte. Mit hochgehobenem Schwanze schossen sie, wie vor dem Winde segelnde kleine Fahrzeuge, über die Eisfelder hin. Im ersten Augenblicke sah es aus, als ob der Wind ein paar große Bogen gelbweißes Papier gefaßt hätte und mit sich führe. Eins der Thiere wurde durch Herrn Hildebrandt von Bord aus geschossen, und es gab nun am nächsten Mittag sehr wohlschmeckenden Fuchsbraten.

Die müßige Zeit suchten wir durch allerlei Beschäftigungen auszufüllen. Bei häufigen Spaziergängen wurden die Eisbildungen beobachtet. Eine kleine halbe Stunde vom Schiff lag der „Sinai“, eine aus Trümmern und mächtigen Blöcken zusammengesetzte Eismasse von 39 Fuß Höhe, deren oberste zackenartige Spitze sich von fern wie die Finger einer ausgebreiteten Hand ausnahm, etwas weiter entfernt das schon erwähnte „Brandenburger Thor“, zwei nebeneinander bis zu

20 Fuß Höhe thorartig aufragende 15 Fuß dicke Eisstücke; endlich zwischen benachbarten Schollen jene „Teufelsdaumen“ genannte Säule. Auch wurde auf dem, freilich sehr holperigen, Eise tapfer Schlittschuh gelaufen und bei gutem Wetter stählten wir zudem durch Turnübungen und gymnastische Spiele unsern Humor. „Köstlich amüsiren sich die Leute z. B. beim Ballspiel, das bei 12 Grad Kälte und heiterm Sonnenscheine die Stirnen mit Schweißtropfen bedeckt. Da solltet Ihr unsern Zimmermann sehen, wie er, die Pelzmütze über den Ohren, in seiner dicken großen Jacke und den plumpen Stiefeln leichtfüßig dahineilt!“

Gegen Ende September war die Nothwendigkeit der Ueberwinterung im Treibeise vor der Küste mit oder ohne Schiff entschieden, und es trat die ernste, dringliche Frage an uns heran, auf welche Fälle wir uns gefaßt zu machen und zu rüsten hätten. Die Möglichkeit lag vor, daß wir mit dem Schiffe, wenn auch unter mancherlei Gefahren, südwärts treiben und im Februar unweit Island aus dem Eise kommen konnten. Wir mußten uns freilich auch vergegenwärtigen, daß es uns gehen könne wie manchen Grönlandsfahrern in früherer Zeit, die, zwischen das Eis unter der grönländischen Küste gerathen, darin zu Grunde gingen, wobei die Mannschaft theils verunglückte, theils sich mit furchtbaren Anstrengungen und Gefahren in Böten nach den Eskimoansiedelungen der Südwestküste rettete. In Lindeman's „Arktischer Fischerei“, S. 37, wird z. B. ein solcher Fall aus dem Jahre 1777 von mehrern Schiffen, namentlich von der Wilhelmine aus Texel erzählt. Andererseits schwebten uns die unter ebenso gefährlichen Verhältnissen doch glücklich durchgeführten Fahrten des im Eise besetzten Fox unter Mac Clintock sowie die erste Reise Kane's vor Augen. Elisha Kane, Führer der zweiten Grinnell-Expedition Franklin's, mußte nach zwei Ueberwinterungen sein im Eise der Rensselaer-Bai, Smith-Sund, eingeschlossenes Schiff, die Brigg Advance, am 20. Mai 1855 aufgeben und erreichte theils zu Schlitten, theils zu Boot glücklich am 5. August die dänische Ansiedelung Upernivik. Mac Clintock's Schiff Fox wurde im September 1855 im Eise vor der Melville-Bai besetzt und trieb in demselben 300 deutsche Meilen in 220 Tagen bis in die Gegend von Holsteinborg (Westküste Grönlands) herab. Am 26. April 1856 kam es wieder frei, um, nach Norden steuernd, die Frage nach dem Schicksal Franklin's und seiner Gefährten endgültig zu lösen. Unser Schiff war mit allen den Verbesserungen versehen, welche die arktische Schiffahrt überhaupt jetzt weniger gefährlich als früher machen. Es wäre indeß leichtsinnig gewesen, sich bei dieser Annahme zu beruhigen; im Gegentheil warnten uns die in der zweiten Hälfte des September immer häufiger werdenden Eispressungen, daß wir uns auf den schlimmern Fall, den Verlust des Schiffes, schleunigst vorzubereiten hatten. Eine Ueberwinterung in den mit Segelbedachung versehenen Böten auf dem Eise war möglich, aber augenscheinlich für Gesundheit und Leben im hohen Grade gefahrdrohend. Wie sich dann gegen Sturm, Kälte und die oft wochenlang fast unaufhörlich herabwirbelnden Schneemassen schützen? Wie sich die unentbehrliche warme Nahrung verschaffen? Unverzüglich wurde daher zum Bau des Kohlenhauses geschritten. Backsteine boten sich in den vorhandenen Kohlenziegeln, ein treffliches Baumaterial,

da sie die Feuchtigkeit aufnahmen und die Wärme in dem innern Raume zurückhielten. Wasser und Schnee waren der Mörtel. Zur Bedachung wurde für den Fall der wirklichen Uebersiedelung auf das Eisfeld beim Verlust des Schiffes das Schneedach des Decks der Hansa in Aussicht genommen. Vor allem wurden die Böte klar gemacht und zweien derselben, der „Hoffnung“ und dem „Bismarck“, Schneezelte übergespannt. Für jedes derselben wurde sodann Proviant auf Deck bereit gehalten. Kapitän Hegemann entwarf den Plan für den Bau. Die Größe wurde zu 20 Fuß Länge, 14 Fuß Breite und 6½ Fuß Höhe im Giebel bei 4 Fuß 8 Zoll Höhe der Seitenwände bestimmt. Es wurde eine feste bruchfreie Stelle etwa 450 Schritte vom Schiffe entfernt gewählt, und wir brauchten nicht zu besorgen, daß die Scholle hier bei einer etwaigen Reibung mit andern treibenden Eisfeldern sobald durchbrechen werde. Eine größere Entfernung des Hauses vom Schiffe hätte die ohnehin vorhandenen Schwierigkeiten der Hinschaffung des gewichtigen Materials noch vermehrt und den Bau aufgehalten. Die Arbeit begann am 27. September mit der Grundlegung, die freilich hier leichter beschafft werden konnte als am Lande. Mit Schneeäxten und Ballastschaufeln wurde zunächst der auf der festen Eismasse etwa 1½ Fuß hoch gelagerte Schnee weggeräumt. Die Mauern wurden aus den etwa 9 Zoll breiten Steinen bis zur Höhe von 2 Fuß doppelt, im übrigen einfach aufgebaut. Ein Brunnen, den wir nahebei ins Eis gehauen und der uns das schönste süße Wasser lieferte, verschaffte uns zugleich das trefflichste Bindemittel. Während Maurerarbeiten am Lande bei starkem Frost eingestellt werden müssen, schreitet unser Bau gerade dann am besten fort. Wir brauchen nur in die Fugen und Ritzen feinen trockenen Schnee zu streuen, dann Wasser daraufzugießen und in 10 Minuten ist alles zu einer festen compacten Masse gefroren. Zum Dach wurden vorläufig Segeltuch und die zufällig noch von der letzten westindischen Reise der Hansa an Bord vorhandenen Garnirungsmatten (Matten aus Schilf, mit denen der Raum vor Aufnahme einer Ladung ausgelegt zu werden pflegt) genommen. Der Dachstuhl wurde aus Lehsegelspieren und Faßstäben construirt; erstere waren die Längsbalken, letztere die sie verbindenden Querlatten. Auf dieses Gestell wurden das Segeltuch und die Matten aufgenagelt, und um diesem etwas luftigen Bau mehr Dichtigkeit und Halt zu geben, wurde etwas Schnee daraufgeworfen. Eine 2½ Fuß breite doppelte Thür zimmerten wir eigens an Bord zurecht; den Fußboden füllten wir mit Kohlensteinen aus und in das auf diese Weise nach sieben Tagen, nämlich am 3. October vollendete Haus schafften wir Proviant für zwei Monate, namentlich etwa 400 Pfund Brot, zwei Dutzend Büchsen Fleischconserves, eine Speckseite, etwas Kaffee und Alkohol, sodann Brennholz und einige Fässer Kohlen. Gleichzeitig wurde an Bord das Plankendach für die etwaige Ueberwinterung im Schiff hergerichtet. Dieses mit Filz überzogene Holzdach ruhte einerseits auf dem großen Segelbaum, andererseits auf den Relingen. Es reichte vom Großmast bis ganz nach hinten. Mittschiffs und vorn waren Schneesegel über Deck gespannt. Die sämmtlichen Arbeiten wurden durch schönes Wetter begünstigt und herrschte eine mäßige Temperatur von — 5° bis — 10° R.

Am 7. brach das junge Eis vorn wieder auf. Es waren gerade einige Leute beschäftigt, die dort befindliche treffliche Schlittschuhbahn abzufegen, als ein eigenthümliches Rauschen und eine heftige Bewegung des fußdicken Eises das Bevorstehen eines Sturmes verkündeten. Gleichzeitig bog sich dasselbe, barst, und die einzelnen Schollen richteten sich hoch auf. Etwa eine Stunde dauerte dieses Aufbrechen, Bäumen und Pressen, das wir von der festen Warte unsers Feldes mit ansahen. Am 8. October, wenige Tage nach Beendigung der Arbeiten zur Herstellung des Kohlenhauses, brach dann mit Schneetreiben ein Unwetter los, das jede Fortsetzung derselben unmöglich gemacht haben würde und in fünf Tagen Haus und Schiff vollständig verschüttete. Auf dem mittlern und hintern Theil des Decks hatten sich Schneewehen derartig angehäuft, daß es schwierig war, von der Kajüte nach dem Logis zu gelangen. Durch den Schneefall war das die Hansa einfassende junge Eis so stark beschwert, daß es nachgab und sich vom Schiffe loslöste, wobei das Meerwasser zwischen Eis und Schnee durchdrang. Zugleich wehte es heftig aus Nord; das Thermometer stand auf — 10° R., und der Wind warf das Schiff plötzlich unter rasselndem Geräusch nach Steuerbordseite über, sodaß wir bei der Unmöglichkeit weiter als einige Schritte zu sehen, befürchten mußten, dasselbe treibe vom Felde ab. Es wurden daher die Taue an den Eisankern mit großer Mühe festgemacht, eine Arbeit, die alle Mann über eine Stunde in Anspruch nahm. Am 13. October hatte der Sturm ausgetobt; es war wieder klares, ruhiges Wetter, und wir sahen uns auf 16 Seemeilen nordöstlich von der Liverpool-Küste. Sie zeigte sich als ein steil aufsteigendes zackenartiges Felsengebirge und nur spärlich mit Schnee bedeckt. Größere Anhäufungen erschienen nur in den Thälern und Klüften. Deutlich sahen wir die Nordspitze, Kap Gladstone und die vorliegende Murray- und Reynolds-Insel, sowie einen großen Theil der nach Süden in unabsehbarer Ferne sich hinziehenden Küste, welche nach den am 14. bis 16. angestellten astronomischen Beobachtungen in Wirklichkeit um 10 Seemeilen südlicher liegt, als auf Scoresby's Karte angegeben. Die Triftströmung war an den Tagen, vom 5. bis 14. October, eine gewaltige. Wir legten in dieser Zeit 72 Seemeilen nach Südsüdwest zurück. Die Nächte waren merklich kalt: bisweilen — 14° bis 16° R. Das einzige Zeichen thierischen Lebens war das öftere Erscheinen von Raben (Corvus corax) in der Nähe des Schiffes, die ohne Zweifel an dieser Küste überwinterten. Einmal zeigten sich eine Möve und ein Falke. Auch gaben ab und zu Narwale ihre Anwesenheit in den überfrorenen Kanälen durch Blasen zu erkennen. Der Lärm, den eine solche Heerde Narwale in dem sonst so stillen Eismeere verursacht, ist außerordentlich groß. Außer dem schnaubenden und keuchenden Geräusch, welches sie beim Athmen hervorbringen, lassen sie mitunter auch einen sehr lauten stöhnenden Ton hören. Häufig hoben sie ihren braunmarmorirten Rücken weit aus dem Wasser hervor, aber nie ließen sie den Kopf und Stoßzahn sichtbar werden. Der letztere, welcher eine Länge bis zu 8 Fuß erreicht und schraubenförmig gewunden ist, zeichnet den Narwal vor allen übrigen Verwandten sehr auffallend aus und hat ihm den Namen See-Einhorn verschafft.

Von eigentlichen Walthieren wurden im Nordatlantischen Meere von der Hansa große Finfische öfter, oft schon meilenweit an ihrem lauten Blasen, bemerkt und ihr Wasserstrahl gesehen. Diese oft beschriebene Fontaine scheint nicht allein als der Niederschlag der mit Feuchtigkeit gesättigten Lungenluft anzusehen zu sein, sondern, da sich das Spritzloch bei dem Blasen gewöhnlich etwas unter der Wasseroberfläche befindet, wird eine Menge hier vertheilter Wasserbläschen mit emporgerissen, und dadurch entsteht das Bild einer Fontaine. Nach Kapitän Hegemann's Mittheilungen spritzen auch die Potwale in den warmen tropischen Meeren, häufig und andererseits hört man auch die arktischen Wale öfters blasen, ohne einen Wasserdampfstrahl zu sehen, dann nämlich, wenn das Spritzloch sich außer dem Wasser befindet.

Der eigentliche grönländische Walfisch, der Bogenkopf (Bowhead) der Walfischfänger, wurde übrigens nur einmal von der Hansa durch das Fernglas an seiner eigenthümlichen Kopfform mit Sicherheit erkannt. Die Germania bemerkte im Eise nur zweimal das Blasen von Walfischen, sodaß diese für den Handel so überaus wichtigen Thiere in den ostgrönländischen Gewässern keineswegs häufig zu sein scheinen.

Am 17. früh bei klarem Wetter unternahmen es drei Leute: der Zimmermann Bowe und die Matrosen Büttner und Heyne, das etwa 10 Seemeilen entfernte Land zu erreichen. Sie brachen um 7 Uhr des Morgens bei Windstille und — 14° auf. Nachdem sie mehrere gefährliche Stellen über junges Eis passirt hatten, fanden sie Felder vor, auf welchen sie bis 4 Seemeilen vom Lande vordrangen. Nach dreistündiger Wanderung mußten sie aber halt machen, da ein etwa 2 Seemeilen breiter, sich parallel der Küste und dem etwa ebenso breiten Landeise hinziehender Wasserstreifen ihren Weg hemmte. Um 1 Uhr kehrten sie bei Nordwind und Schneetreiben zum Schiffe zurück, wo wir schon um ihre Rückkehr besorgt waren. Am 18. October früh wieder klares und stilles Frostwetter; aber schon des Morgens halb 8 Uhr begann das Eis in nächster Nähe des Schiffes zu schrauben und zu pressen. Bis Nachmittag währte dieses unheimliche Geräusch. In geregelter Zeitfolge wie durch einen gleichmäßigen Wellenschlag hervorgerufen, dröhnte und knallte, quetschte und pfiff es unter dem Eise. Bald klang es wie das Knarren von Thüren, bald wieder wie ein Durcheinander vieler Menschenstimmen, bald endlich wieder wie das Bremsen eines Bahnzuges. Die Ursache dieser Pressungen in nächster Nähe war offenbar die, daß unser Feld sich im Treiben gedreht hatte und uns nun stärker an das Küsteneis andrängte. Die beiden vor dem Schiffe gelagerten Eisstücke erfuhren die härteste Pressung, sodaß die Hansa dadurch noch einstweilen verschont blieb; doch zitterte sie heftig. Die Masten schwankten und dem Steuermann oben war es oft, als ob ihm jemand nachstiege. Dabei entstanden auf unserm Felde lange und tiefe Spalten, wodurch auch das Walboot so bedroht schien, daß wir es längsseit des Schiffes in Sicherheit brachten. Gegen Abend klarte das Wetter wieder auf, allein unsere Befürchtung, daß das heute Erlebte nur das Vorspiel schlimmerer Ereignisse sein würde, sollte sich schon am folgenden Tage als nur zu begründet erweisen. Wir waren

übrigens eifrig mit Fortsetzung der Vorbereitungen für beide Fälle: die Ueberwinterung im Kohlenhause bei Verlust des Schiffes und das Verbleiben im Schiffe, beschäftigt. Die Vorräthe im Hause wurden durch ein Faß Brot und Feuerungsmaterial, namentlich Holz, vervollständigt, unsere Pelzkleidung zusammengerollt und aus dem Winterlogis der bisher darin gelagerte Proviant an Deck gebracht. Dasselbe sollte nach Einrichtung der noch fehlenden Kojen alsbald bezogen werden. Beim Aufnehmen der Victualien fanden sich Massen von Ratten, welche Thiere somit das Schiff noch nicht verlassen hatten. Wir ahnten nicht, wie sehr es uns für unsere Rettung zu statten kommen sollte, daß der Proviant am folgenden Tage noch nicht in den dafür bestimmten Raum des nunmehr zu leerenden Sommerlogis geschafft worden war. Abends hatte die Pressung aufgehört; die Luft war ruhig, aber nicht rein; um den Vollmond, der mit trübem, ungewissem Licht seinen matten Schein auf die Felder und Eisgebirge rings um uns her warf, hatte sich ein Hof gebildet. In der Kajüte sowol wie im Logis suchte man sich durch Kartenspiel zu zerstreuen.

Der Morgen des 19. fing Unheil verkündend mit Nordnordweststurm, Schneegestöber und Eispressungen an. (Auf der Sabine-Insel war zu dieser Zeit schönes Wetter, der Sturm also mehr localer Natur, während im allgemeinen die Nordstürme längs der ganzen Küste toben.) Die Luft war düster und dick, die etwas über eine deutsche Meile entfernte Küste nicht zu sehen. Die erste schwere Pressung erfolgte um 10 Uhr Vormittags, doch erst gegen Mittag erschien uns unsere Lage bedenklich. Um diese Zeit hatten die herannahenden, schon hoch aufgeschrobenen Eismassen das junge Eis, etwa 4 Fuß dick, an der Steuerbordseite des Schiffes aufgebrochen und drängten hart an den Außenbord an. Das Schiff hob sich vorn etwas und würde sich noch mehr gehoben haben, wenn nicht die hohen Eisblöcke es daran gehindert hätten; es mußte daher die volle Wucht der Pressungen aushalten. Eine Peilung der Pumpen ergab indeß, daß das Schiff noch dicht war. Kurz vor 1 Uhr sprangen die Decksnähte mittschiffs; doch schien das Schiff noch immer dicht zu sein. Dieser starken Pressung folgte eine kurze Pause, die wir dazu benutzten, um auf Deck — unter Deck war es zu unheimlich — den Mittagsimbiß zu nehmen. Bald aber schoben sich viele mächtige Eisblöcke unter den Bug des Schiffes, welches zwar dieselben zertrümmerte, dabei aber anfangs langsam, später schneller in die Höhe stieg, bis es etwa 17 Fuß aus seiner alten Lage hoch auf das Eis geschroben war. Diese Bewegung suchten wir möglichst dadurch zu erleichtern, daß wir Eis und Schnee von der Backbordseite mit Aexten und Schaufeln losschlugen. Das Aufsteigen des Schiffes war übrigens ein ganz außerordentliches, schauerlich schönes Schauspiel, dessen Zeuge fast die ganze Mannschaft vom Eise aus war. Dahin hatte man über die angelegte Landungsbrücke in aller Eile noch Kleidung, die nautischen Instrumente, Tagebücher und Karten geschafft. Der hintere Theil des Schiffes wollte sich leider nicht heben, der Steven hatte infolge dessen den furchtbarsten Druck auszuhalten, und der Gedanke, daß das Schiff hier leck werden würde, lag nahe.

Etwa um 5 Uhr trat abermals eine Pause im Schieben der Schollen ein



S. 68. Die Hansa in Noth.

und das aufgeschrobene Eis wich zurück, sodaß nach Verlauf einer Stunde das Schiff, überliegend nach Steuerbord, in das nunmehr freie Wasser gleiten konnte. Die Leinen, welche losgeworfen waren, um das Schiff im Aufsteigen nicht zu hindern, wurden wieder fest angezogen. Darauf gingen wir an die Pumpen; es fand sich, daß 17 Zoll Wasser im Schiff war. Wir setzten sie nun in Thätigkeit und gegen 7 Uhr hatten wir die Freude, daß sie lenz schlugen (d. h. kein Wasser mehr lieferten). Jetzt gönnten wir uns Zeit zum Abendbrot, denn wir durften uns der Hoffnung hingeben, daß das Schiff trotz der furchtbarsten Pressungen, die es bestanden, nicht sehr leck geworden war. Nach einer Viertelstunde fanden wir zu unserm Schrecken wieder 2 Fuß Wasser in den Pumpen. Wenn wir auch annehmen konnten, daß ein Theil dieses Wassers langsam von hinten her zu denselben gedrungen war, so schien das Schiff doch entschieden schwer leck zu sein. Von neuem ergriffen wir die Pumphebel, fest entschlossen, alles zu thun, um unser Fahrzeug wieder wasserfrei zu bekommen. Eine halbstündige Arbeit ergab, daß alle Anstrengungen vergebens waren; der Wasserstand im Raume nahm fortwährend, wenn auch langsam zu. Die sorgfältigste Untersuchung des Schiffes zeigte nicht den Ort des Lecks; vergeblich lauschten Kapitän und Steuermann, wo etwa Wasser eindringe. Offenbar geschah dies an irgendeiner Stelle des Schiffsbodens unter den Kohlen. Außer dem Leck am Hintersteven mußte der Kiel einen Bruch erhalten haben, vielleicht auch die Schiffswand bei den Kimmen eingedrückt sein. Genug, das Schicksal der Hansa war besiegelt, unser gutes Schiff sollte zu Grunde gehen. Gefaßt, wenn auch tief erschüttert, standen wir vor dieser harten Thatsache. Das Kohlenhaus auf dem südwärts treibenden Eisfelde war fortan für die lange arktische Winternacht unsere einzige Zufluchtsstätte, vielleicht auch — unser Sarg. Es war keine Minute Zeit zu verlieren, die Arbeit ging stetig fort. Um 9 Uhr Abends hatte der Schneefall aufgehört; ein sternenklarer Himmel leuchtete herab, und der Mond ergoß sein Licht auf das öde Eisfeld; ab und zu schossen Nordlichtsstrahlen in wechselnden Farben auf. Dabei fror es scharf. Das Thermometer zeigte in der Nacht — 20° R. Ein Theil der Mannschaft blieb bei den Pumpen, die andern waren bis Mitternacht emsig beschäftigt, das Nöthigste vom Schiff auf die Scholle zu bringen. „An Schlaf", schreibt Dr. Buchholz in seinem Tagebuche, „war natürlich nicht zu denken, da die Vorstellungen über unsere schreckliche Lage sich in der verworrensten Weise in meinem Kopfe jagten. Was sollte beim Eintritt des Winters, der sich schon jetzt mit bitterer Kälte ankündigte, aus uns werden? Vergebens sann ich auf einen Ausweg zu unserer Rettung. Ein Versuch, das Land zu gewinnen, konnte nicht ernstlich in Betracht kommen. Es wäre uns vielleicht möglich gewesen, unter großen Gefahren den Weg über Schollen und Felder nach der Küste zurückzulegen, wobei wir uns indessen höchstens für einige Tage mit Nahrung versehen konnten. Eskimoansiedelungen waren aber nach den Erfahrungen von Scoresby daselbst nicht zu vermuthen, sodaß der Gedanke, Hungers zu sterben, nahe genug an uns herantrat. Es blieb uns also nur der Versuch übrig, auf unserm südwärts treibenden Felde in der Kohlenhütte auszuhalten. Wenn dasselbe zusammenhielt,

durften wir hoffen, im Frühjahre die Eskimoansiedelungen in Südgrönland zu erreichen, oder, was freilich sehr unwahrscheinlich war, über den Eisgürtel nach Island zu gelangen."

Ein großer Uebelstand beim Pumpen war, daß das auf Deck strömende Wasser, wegen der ungleichen Lage des Schiffes, nicht durch die sich mit Eis zusetzenden Speigossen abfließen konnte, und daher zwischen den Proviantkisten fror. Bald war das ganze Hinterdeck voll Eis, das herausgepumpte Wasser stante sich um die Pumpen und die daran beschäftigten Arbeiter traten, um trocken zu bleiben, in Wannen. Um Abfluß zu schaffen, schlug man Löcher in die Schanzkleidung, jedoch ohne besondern Erfolg, denn bei der strengen Kälte kam das Wasser bald ganz aus dem Flusse. Die Nacht gönnte der erschöpften Mannschaft einige Stunden erquickenden Schlafs; dann griffen alle nach dem Genusse einer Tasse heißen Kaffees rüstig wieder an. Aber die Katastrophe war nahe. Um 8 Uhr morgens brachten die Leute, welche im Unterkabelgat mit Heransschaffen von Brennholz beschäftigt waren, verstörten Antlitzes die Meldung, das Holz unten schwimme bereits. Nachdem der Kapitän sich von der Wahrheit dieser Aussage überzeugt hatte, ertheilte er den Befehl, die Pumpen stehen zu lassen. Das zusehends sinkende Schiff wurde nunmehr aufgegeben.

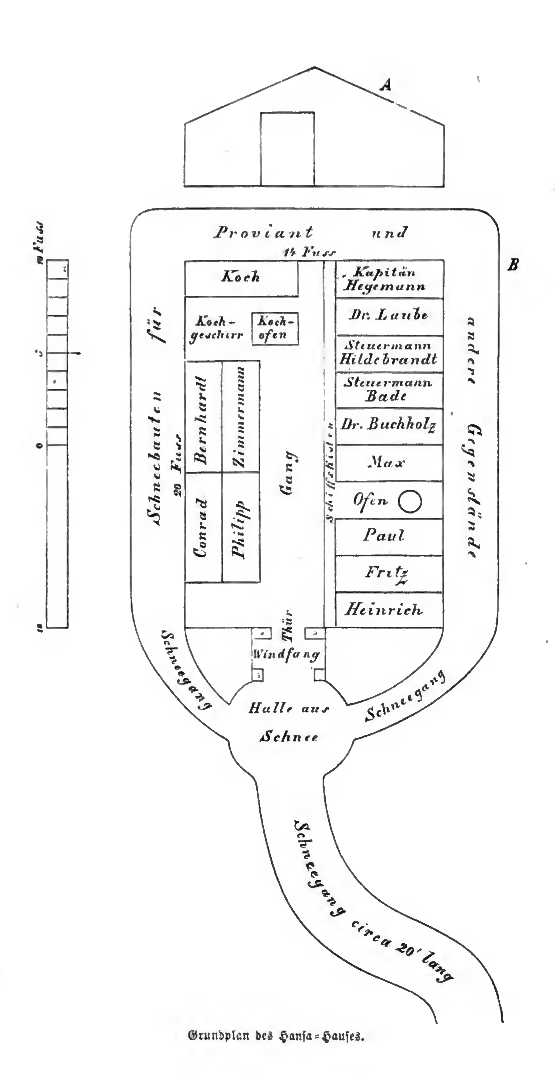
Zuerst galt es, alles, was noch an für uns nothwendigen und nützlichen Dingen unter Deck war, herauf und aufs Eis zu befördern: Bettzeug, Kleidungsstücke, weitern Proviant und Kohlenvorräthe. Schweigend wurden die schweren Kisten und Fässer heran und vom Deck über die Luken geschoben. Da ist die gewichtige eiserne Kombüse; jetzt sind auch die beiden Oefen glücklich herüber; ihr Besitz sichert uns den Genuß warmer Nahrung, die Heizung unsers Kohlenhauses und damit unentbehrliche Dinge für unsere Ueberwinterung auf der Scholle. Um 3 Uhr steht das Wasser schon am Tisch in der Kajüte, und alle beweglichen Gegenstände treiben darin. Die Sorge, daß wir nicht genug Brennmaterial haben, läßt uns jedes Stück losen Holzes ergreifen und auf das Eis werfen. Das Sinken des Schiffes wurde jetzt fast unmerklich, es mußte wol unter Wasser an einer Eiszunge oder an einem Vorsprunge unsers Feldes eine Stütze gefunden haben. Noch wurden eine kleine Kiste mit Arzneimitteln und einige andere in der uns bevorstehenden Lage besonders schätzenswerthe Dinge, als Kajütslampen, Bücher, Cigarren, Spieldosen u. s. w. geborgen, auch das Schneedach und die Schneesegel aufs Eis geholt. Aber noch immer war die nöthige Arbeit nicht vollständig gethan. Unmittelbar am Schiff lagen nämlich die sämmtlichen herausgebrachten Gegenstände auf dem Eise, ein chaotisches Durcheinander der verschiedensten Dinge, schwach belebt durch Gruppen mit dem Tode kämpfender vor Frost zitternder Ratten! Das alles mußte der größern Sicherheit wegen über eine Spalte hinweg noch etwa 30 Schritt feldeinwärts geschafft werden. Die Kombüse zogen wir gleich auf dem Schlitten nach dem Hause, da sie uns am Abend noch wärmenden Kaffee liefern sollte. Wir trugen zugleich Sorge für den von Fieberfrost geschüttelten Matrosen Max Schmidt, den wir auf Schneedachplanken unter schützenden Pelzdecken im Kohlenhause unterbrachten. Um 9 Uhr Abends waren



Die Hansa als Wrack.

alle in dem neuen von der Kajütslampe erhellten Asyl, „das aussah wie ein schaurig großer Sarg", versammelt. Froh des vollbrachten schweren Tagewerks, doch voll Sorgen um unsere Zukunft, bereiteten wir unser Lager. Auf dem Fußboden war eine Anzahl Planken gelegt und darüber Segeltuch ausgebreitet. Darauf hin streckten wir uns eingehüllt in unsere Pelze. Zur Bedienung des Ofens, der die anfängliche Temperatur in diesem Raum von — 13° auf — 2° erhöhte, blieb ein Mann wach. Es war ein hartes, kaltes Lager, doch auf unsere durch Ueberanstrengung ermüdeten Glieder senkte sich bald der Schlaf. Am Morgen des 21. gingen wir zunächst nach dem Schiffe, um noch weiteres Brennmaterial zu bergen. Allein der Kohlenraum stand bereits unter Wasser. Wir kappten deshalb die Masten und holten sie sammt der ganzen Takelung aufs Eis, eine Arbeit, die uns fast den vollen Tag in Anspruch nahm. Um 11 Uhr stürzte der Fockmast, um 3 Uhr der große Mast, und nun bot die Hansa erst vollständig den trostlosen Anblick eines Wracks dar. Zum letzten Mal begaben sich Kapitän und Steuermann auf Deck, und gegen 6 Uhr lösten sie die Leinen, welche mittels des Eisankers das Schiff noch am Felde festhielten, da man fürchten mußte, daß unsere Scholle, die in nächster Nähe alle mühsam geborgenen Schätze trug, durch das sinkende Schiff abbrechen möchte. Bei der Bergung waren natürlich Alle, auch die beiden Gelehrten, instinctmäßig zunächst auf die Mittel zur Rettung bedacht gewesen, und so kam es, daß die in Kisten, Büchsen und Gläsern aufbewahrten Sammlungen sowie der photographische Apparat sammt den vom ersten Offizier, Herrn Hildebrandt, angefertigten Photographien mit verloren gingen. Dieser Verlust hat uns später oft geschmerzt, allein bei den ungeheuern Schwierigkeiten des Transports auf der Bootfahrt im Frühjahr hätten wir doch mindestens den größten Theil derselben zurücklassen müssen. Die Bergungsarbeiten waren übrigens in wunderbarer Weise vom Wetter begünstigt; denn vom 19. Abends bis zum 26. war stille klare Luft. In der Nacht vom 21. zum 22. sank das Wrack und zwar auf 70° 52′ nördl. Breite und 21° westl. Länge, etwa 1½ deutsche Meilen von der Liverpool-Küste. Wir sahen deutlich ihre Klippen und Berge, die nach Dr. Laube den Kalkalpen bei München auffallend gleichen; man erkannte die Halloway-Bai und die Glasgow-Insel; aber nirgends war ein Weg durch das Eislabyrinth zu entdecken. Das große Boot König Wilhelm stand frei auf Deck und blieb deshalb beim Sinken der Hansa über Wasser. Da das Wetter immer noch schön war, konnten wir auch dieses dritte unserer Rettungsfahrzeuge auf das Eis nach dem Kohlenhause ziehen.

In den nächsten Tagen gingen wir nun eifrig daran, uns in unserm schwarzen Hause einigermaßen wohnlich einzurichten. Das Segeltuchdach leckte bei der im Hause gesteigerten Wärme schwer durch den darauf gelagerten Schnee, und wir verbrachten infolge dessen eine böse Nacht. Wir ersetzten es aber sofort durch ein wieder mit Segel überzogenes Plankendach. Um dem dringenden Bedürfniß nach Luft und Licht einigermaßen zu genügen, brachten wir im Dache ein Klappfenster an und später noch ein zweites. Trotzdem konnten wir doch den größten Theil des Tages über Lampenlicht nicht entbehren. Quer zu beiden Seiten des den



Grundplan des Hansa-Hauses.

Raum in seiner ganzen Länge durchschneidenden mit Brettern belegten Mittelganges wurden 6 Zoll über dem Boden Pritschen zum Schlafen errichtet und darauf die Strohsäcke gelegt. Auch gegen ein Festfrieren der Kopfkissen an die Wand wußten wir uns durch eine Holzfütterung an der betreffenden Stelle zu schützen. Der Kochofen erhielt seinen Platz nach hinten, ein kleiner Ofen stand mehr vorn. An den mit Segeltuch überzogenen Wänden wurden Borde angebracht, auf welchen Bücher, Instrumente und Kochgeschirr ihren Platz fanden. Die Schiffskisten, vor den Schlafstellen längs des Ganges aufgestellt, dienten gleichzeitig als Tische und Bänke. Der goldene Spiegel aus der Kajüte prangte an der hintern Wand; darunter hing ein kostbares Barometer; die Uhr ließ wieder ihr gewohntes Tiktak hören. Durch alle diese Einrichtungen wurde das Verweilen im Kohlenhause bedeutend gemüthlicher; vor allem erquickte uns wieder ein gesunder Schlaf, und dank unsern trefflichen Conserven konnten wir uns an den vom Koch bereiteten Fleischbrühen stärken. Der Druck der unmittelbaren Lebensgefahr war von uns genommen; wir fühlten uns wieder frei und gedachten selbst mancher komischen Scenen aus den Erlebnissen am 19. unter Lachen und Scherzen. Abends wird das übliche Whist und zwar, da es keinen Tisch gibt, auf einem Schiffsjournal gespielt.

Der größte Theil des Proviants und Brennmaterials sammt den Böten lag noch unweit der Schiffbruchstätte. Das Heranschaffen desselben geschah größtentheils auf Schlitten und nahm mehrere Tage in Anspruch. Zunächst wurde alles bei dem Hause aufgestapelt. Da das Schneelager die Höhe der Wände hatte, so gruben wir einen 4 Fuß breiten Gang rund um das Haus und legten darüber Segelbedeckung, welche durch aufgeschütteten Schnee dicht gemacht wurde. Dieser Gang wurde unsere Speisekammer und nahm den meisten Proviant auf, während der Rest, etwa für zwei Monate reichend, vorsorglich in die Böte gebracht wurde. Das aus den Masten und Spieren klein gesägte Brennholz wurde in Stößen aufgeschichtet. Die Böte hatten ihren Platz bald hier, bald dort, je nachdem wir sie aus dem Schnee ausgraben und an eine mehr geschützte Stelle bergen mußten. Die Logiskappe fand ihre Verwendung als Windfang vor der Thür des Kohlenhauses. Eine Fallreepstreppe diente zum Hinabsteigen in das Haus, sodaß wir nunmehr wie in einen Fuchsbau in unsere kaum mit dem Dache aus dem Schnee hervorragende Höhle krochen.

Die große Flagge war zuerst mitgerettet. An der hinter dem Hause auf einem Schneehügel als Flaggenpfahl aufgerichteten Bramstenge hißten wir sie bei gutem Wetter zu unserm Vergnügen und für den möglichen Fall auf, daß sie etwaige Eskimoansiedelungen an der Küste auf uns Schiffbrüchige aufmerksam machen könnte.

Allmählich gewann die Ordnung bei uns wieder die Oberhand. Die in Verwirrung aufgestapelten Habseligkeiten hatten ihre Eigenthümer wiedergefunden. Die Heizung war gut, denn bei — 20° R. Lufttemperatur konnten wir in unserer von einer schützenden Schneehülle umgebenen Hütte, Wärme bis zu + 18° erzeugen. Oft reichte die zur Bereitung des Essens nöthige Feuerung zur Heizung hin,



Hansa-Haus auf der Scholle.

und wir benutzten, um Holz zu sparen, den zweiten Ofen fast gar nicht. Die Feuchtigkeit wurde merklich geringer, durch das Klappfenster zog der Dampf leicht ab und frische Luft konnte eindringen.

Langsam, aber stetig trieb das Feld der Hansamänner nach Süden. Am 3. November war man schon bei der Liverpool-Küste vorüber und bis vor den Sund gelangt, welcher nach dem berühmten Polarfahrer William Scoresby genannt ist. Er war es, welcher in dem in Beziehung auf die Eisverhältnisse besonders günstigen Sommer des Jahres 1822 die ganze bis dahin unbekannte Küstenstrecke Ostgrönlands von 69—75 Breitengrade entdeckte, und eine Reihe von Buchten, Kaps und Inseln Namen gab. Schon in früheren Jahren hatten William Scoresby und andere deutsche, englische und holländische Walfischfänger gelegentlich die Küste Ostgrönlands zu Gesicht bekommen; im Jahre 1822 aber erblickte er sie am 8. Juni unter 74° 06′ nördl. Breite, und obwol er ihr trotz aller Anstrengung des Eises wegen nicht näher kommen konnte als bis auf einen Abstand von etwa 10 (englischen) Seemeilen, so vermochte er doch bei der Klarheit des Wetters in einer Ausdehnung von etwa 90 Meilen die hohe, bergige Küste zu erkennen; er glaubte deren nördlichsten Punkt, unter 75 Grad, mit Gael-Hamkes-Bai, deren südlichsten, unter 73° 30′ mit Hudson's Land „Hold with hope“, identificiren zu dürfen. Etwas später, am 18. Juni nämlich, sah man in weiterm Abstande noch ein Stück der weiter südlich gelegenen Küste, und am folgenden Tage vermochte man, unter 71° 02′ nördl. Breite das Treibeis durchdringend, sich dem Lande zu nähern, und am 24. Juli unter 70° 30′ sogar zu landen. Scoresby fand hier Spuren von Grönländern, die erst ganz neuerlich sich hier aufgehalten haben mußten; in einem benachbarten breiten Sunde stieß sodann Scoresby auf das Schiff seines Vaters, und der Sund wurde darum von ihm Scoresby-Sund genannt. Mag sein, daß es derselbe Sund ist, welchen Volkwart Bohn, Rathmann zu Boldixum auf Osterlandföhr († 1825) im Jahre 1761 bereits besucht haben wollte, und welchen er unter 70° 40′ auf einer Karte eingezeichnet hatte. Bis auf 69° 13′ nördl. Breite herab wurde die Gegend untersucht und einzelnen Theilen derselben gab man Namen, auch fand man daselbst noch mehrfach Spuren von Eingeborenen. Vom Kap Barclay aus ging man sodann wieder ostwärts in die See und kam erst am 10. August wieder in Landsicht, diesmal ungefähr unter 72° 12′ nördl. Breite. Auch hier glückte eine Landung und auch hier fanden sich wieder Spuren von Eingeborenen; bis zum 27. August hatte man noch ab und zu die Küste in Sicht, dann aber wurde die Heimreise angetreten und Mitte Septembers England erreicht.

Dem Scoresby-Sund waren wir am 4. November vorbeigetrieben. Der Entdecker dieses ziemlich bedeutenden Fjords erzählt, daß aus demselben kraft einer submarinen Strömung häufig Eisberge heraustreiben. Und in der That, während wir bisher keine solche zu Gesicht bekommen hatten, sahen wir, nachdem wir am 5. offenbar durch jene Strömung aus dem Sunde, etwa 10—15 Seemeilen von der Küste abgesetzt worden, einige Tage später zum ersten Mal an der Küste einen

größern Eisberg, und zwar im Nordwesten nach Scoresby-Sund zu, in der Entfernung von etwa vier Seemeilen.

Die Eisberge sind bekanntlich abgebrochene Theile von Gletschern. Der von uns gesehene war ziemlich lang, aber nicht hoch, was darauf schließen läßt, daß der ursprüngliche Gletscher zwar eine bedeutende Ausdehnung in der Breite, aber keine große Höhe hatte.

Auf vor dem Sunde befindlichen Schollen sah man Polarfüchse. Das Eisfeld trieb bald dem Lande näher, bald weiter davon ab, eine Bewegung, die vielleicht in den Einwirkungen von Ebbe und Flut vor jenem großen und tiefen Sunde ihre Ursache hatte. Deutlich konnte man die pittoreske Bildung der Felsenküste erkennen. In zweien der zwischen schroffen Bergspitzen gelegenen Thälern glaubten wir schneebedeckte Gletschermassen zu unterscheiden.

Das Eis hatte seit dem Untergange des Schiffes vor 14 Tagen nicht wieder hart geschraubt; sogar die von unserm Felde abgeborstenen Blöcke waren von neuem angefroren. Mit Wehmuth hafteten oft unsere Blicke an der Stelle, wo die Hansa zerdrückt war. Jetzt wäre Raum genug für sie zwischen dem Felde und dem Landeise!

Ende October ging die Sonne um ½9 Uhr auf, um gegen 3 Uhr hinter den Felsen der Küste zu versinken. Im Kohlenhause konnte man nur einige Stunden des Tages unter dem Klappfenster lesen und schreiben.

Mehr und mehr gewöhnten wir uns an eine Tagesordnung, welche sich in allen Stücken dem Schiffsdienste anschloß. Um 7 Uhr weckte uns die letzte Nachtwache. Wir erhoben uns, warfen uns in unsere Wollkleider, wuschen uns mit geschmolzenem Schneewasser und genossen unsern Morgenkaffee mit Hartbrot. Dann ging's zu den stets reichlich vorhandenen Beschäftigungen: Anfertigung von allerlei noch fehlenden nützlichen Geräthen, Segelnähen, Holzspalten, Herstellung neuer Kleider aus dem vorräthigen Coating, Tagebuchführung und Lektüre. Bei klarer Luft wurden astronomische Beobachtungen angestellt und die nöthigen schriftlichen Berechnungen vorgenommen. Um 1 Uhr war Mittagsessen; kräftige Fleischsuppe bildete einen wesentlichen Bestandtheil desselben, und da wir an conservirten Gemüsen nicht Mangel hatten, war für eine mannichfache Abwechselung der Beigerichte gesorgt. Salzfleisch und Speck wurden wenig genossen. Mit Spirituosen mußte sehr sparsam umgegangen werden. Nur des Sonntags gestatteten wir uns jeder ein Glas stärkenden Portweins. Der Gesundheitszustand war während des ganzen Winters ein guter. Bis auf den Fieberanfall des Matrosen Schmidt beim Untergange des Schiffes, der bald vorüberging, und eine erfrorene Zehe des Matrosen Büttner, kamen keinerlei Leiden und körperliche Beschwerden vor. Wir hielten uns stets in irgendwelcher Thätigkeit, und die Tagesordnung wurde streng eingehalten.

Unsere Scholle wurde allmählich nach allen Richtungen hin genau erforscht. Man ebnete Wege und setzte Zielpunkte für größere und kleinere Touren fest. Die Eismasse hatte einen Umfang von sieben Seemeilen und so ziemlich nach allen Richtungen einen fast gleichen Durchmesser von etwas über zwei Seemeilen.

Man wird sich ein zutreffendes Bild von der monotonen Landschaft, welche uns zur Zeit der Jahresscheide — Ende December und Januar — umgab, machen, wenn man sich ein gleichmäßig mit Schnee bedecktes ebenes Feld vorstellt. Der Ausdruck Feld (Field) ist bekanntlich für die Bezeichnung einer größern zusammenhängenden schwimmenden Eismasse gewählt. Kleinere Stücke heißen Flarden, noch kleinere Schollen. Das Eis-Rettungsfloß, auf dem wir, wie Dr. Laube treffend bemerkt, „als unsers Herrgotts Passagiere" zwischen Meer und Küste viele Monate lang hintrieben, war ein solides, aus solchen Flarden und Schollen fest zusammengekittetes Feld. Die durchschnittliche Stärke desselben betrug etwa 5 Fuß über Wasser. Daraus ließ sich erfahrungsmäßig eine submarine Mächtigkeit von mindestens 40 Fuß annehmen. Lothungen am Rande des Eises waren nicht möglich, da das Loth beim Schiffbruch verloren gegangen war. Die häufig bis zu einer Höhe von 8 Fuß sich aufschichtenden Schneefälle hatten um diese Zeit, Anfang Januar, alle Höhlungen und Spalten des Feldes ausgefüllt. Ohne irgendeinen Ruhepunkt schweifte der Blick über das ermüdende Einerlei der weißen Oede. War man von dem tief im Schnee vergrabenen Hause entfernt, so verschwanden alle sichtbaren Merkzeichen bis etwa auf die dunkeln Punkte und Streifen des Schornsteins, der nach jedem Schneegestöber wieder freigelegten Böte und des Stocks mit der flatternden Flagge. Später im Frühjahre, als schon der größere Theil unsers Feldes dahin war, erschien die Fläche durch zusammengeschobene Eis- und Schneewälle, wie durch einzelne Eisblockindividuen gleichsam belebt. Bei näherer Besichtigung stellten sich jene Wälle als die in Trümmer aufgeschobenen Wände der kleinern Eismassen heraus, aus denen unser Feld durch jüngere Fröste zusammengekittet war. Da und dort erhoben sich Schneehügel, die, durch den Wechsel von Thauwetter und Frost halb vergletschert, ein massives und sehr festes Ganzes bildeten. Einen abschreckend wilden Anblick bot der Rand des Feldes namentlich im Westen und Nordwesten dar. Die Reibungen und Pressungen mit antreibenden Schollen hatten hier Mauern bis zu 10 Fuß Höhe aufgethürmt. Im Sonnenschein glitzerten die Schneekrystalle wie Millionen Diamanten. Abend- und Morgenroth ließ die weißen Flächen fahlgrünlich erscheinen. Die Nächte waren prachtvoll hell. Das lichtausströmende Firmament und der das Licht empfangende und reflectirende Schnee glänzten so strahlend, daß man die feinste Schrift ohne Mühe lesen und weit hinaus in die Ferne spähen konnte. Nordlichter sahen wir in solchen Nächten immer, mitunter, z. B. am 5. December, so intensiv leuchtend, daß der Glanz der Sterne zurücktrat und die Gegenstände auf unserm Felde Schatten warfen. Die Küste erschien, je nachdem wir ihr näher oder ferner waren, bald als ein dunkler Nebelstreif, bald in allen Details ihrer Felsenformen deutlich erkennbar.

Unsere Ansiedelung konnten wir Anfang November, als sie noch nicht verschneit war, auf den entferntesten Punkten unsers Feldes überschauen. Neben dem Hauptgebäude lagen zwei Schneehäuser, die zu Schuppen und Waschräumen dienten. Böte, Holzhaufen, Fässer mit Kohlen und Speck umgaben diesen Kern unserer Colonie. Um Schnee und Wind vom Eingange zu unserm Kohlenhause

fern zu halten, bauten wir eine Vorhalle mit einem gewundenen Gange, deren Dach ebenso construirt wurde wie das der um das Haus gelegenen Vorrathsräume.

Anfang November hatten wir zwei seltsame Naturerscheinungen. Wir befanden uns etwa 8 Seemeilen von der Liverpool-Küste entfernt, als uns bei einem Spaziergange eine Anzahl kleiner weidenähnlicher Blätter aufstieß, die offenbar durch den Wind vom Lande hierher geführt waren. An einer andern Stelle zeigte sich der Schnee auf einer ziemlich großen Strecke mit einem rothen Steinstaube bedeckt, und Dr. Laube meinte, daß derselbe, vulkanischen Ursprungs, von dem etwa 180 Seemeilen (etwa 4 Seemeilen kommen auf eine deutsche Meile) entfernten Island durch die Lüfte hergetragen sei. Im November sahen wir auf einer benachbarten, durch ein leicht überfrorenes schmales Wasser von uns getrennten Scholle die unförmliche Gestalt eines großen Walrosses unbeweglich wie ein Felsblock liegen. Sofort begaben sich die Steuerleute Hildebrandt und Bade mit einigen von der Mannschaft auf die Jagd, nachdem das Boot mit vieler Mühe und zum Theil über junges Eis zu Wasser gebracht war. Auch hier bewährte sich die Zündnadel; die Kugeln drangen durch die zolldicke Haut des Ungethüms, und wenige Schüsse tödteten dasselbe, nachdem es schwer verwundet und wüthend versucht hatte, das junge Eis, auf dem die Jäger standen, zu zerbrechen, um dieselben dann im Wasser anzugreifen. Die weitere Handhabung des kolossalen Cadavers zu unsern Zwecken war übrigens keine Kleinigkeit. Mehrere Stunden dauerte es, ehe wir zehn Mann stark mit Hülfe eines kräftigen Flaschenzuges das Walroß aus dem Wasser auf das Eis geholt hatten. Auch das Abbalgen hielt furchtbar schwer, denn das Ganze fror bei einer Kälte von 23° R. gar bald zu einer steinharten Masse, die gar nicht mehr zu regieren war. Unter der Haut saß eine drei Zoll starke Speckschicht, die uns sehr willkommenes Brennmaterial lieferte. Die Zunge schmeckte vortrefflich, wie denn auch gesalzene Walroßzungen unter den Walfischjägern der Beringsstraße ein beliebtes Gericht sind. Der Speck sollte uns nöthigenfalls als Brennmaterial dienen. An demselben Abend spät schnupperte ein Eisbär, der erste unserer Wintercampagne, durch den Geruch des Walroßspeckes angelockt, um unser Haus. Drei Schüsse begrüßten ihn, aber ihre Wirkung konnten wir der Dunkelheit wegen erst am andern Morgen erkennen. Auf etwa 100 Schritte Entfernung lag der Bär, von einer Kugel in die Seite getroffen, wie schlafend, todt auf dem Schnee. Es war ein großes, prachtvolles Thier; der schöne ausdrucksvolle Kopf ruhte auf den Vordertatzen; die rothen Blutstropfen stachen scharf ab von dem reinen Schneeweiß des Felles. Ein Geschenk des Himmels in unserer Lage; denn ein Zuwachs von frischem Fleisch war höchst erwünscht. Die vier Schinken, delicater Braten für eine Reihe von Sonntagen, wogen an 200 Pfund. Dabei lieferte uns das Fell einen weitern Schneeschutz für unser noch ab und zu leckendes Dach. Einige Tage später hatten wir abermals einen Besuch von Meister Petz. Als wir am Morgen des 23. November aus unserm Hause traten, bemerkten wir zahlreiche Spuren seiner Anwesenheit. Er war bei dem Boote Bismarck gewesen und hatte, mit den Vordertatzen sich auflehnend, den darin lagernden Proviant beschnüffelt. Dabei war ihm nun das

Misgeschick begegnet, durch das fest ausgespannte steifgefrorene Segeltuch hindurch= zufallen. Erschreckt hatte er, so schien es, von der Durchsuchung des Bootes abgelassen und sich nach unserm Hause gewandt, an dessen Eingang wir seine Spuren vorfanden. Der Lichtglanz der in dem Schneegange stets brennenden Lampe hatte ihn dann wol verscheucht.

Anfang November war die Trift sehr bedeutend; sie betrug in der Zeit vom 5. bis 13. November täglich 8 Seemeilen von 70° nördl. Breite und 21° westl. Länge bis auf 69° 4,5′ nördl. Breite und 22° 44′ westl. Länge. Angenehme und fast tägliche Unterhaltung boten um diese Zeit wiederum die prachtvollen Nordlichter. Die grellfarbigen Strahlen erstreckten sich in senkrechter Richtung über den ganzen Horizont und wallten zuweilen wie die Falten eines riesigen Vorhangs, der vom Winde in Bewegung gesetzt wird. Die herabschießenden Farben schienen unser Feld zu berühren und brachten so blendende Helle, daß sich unsere Schatten scharf abzeichneten und das Licht der Sterne erster Größe ver= dunkelt wurde. Wenn die schöne Erscheinung manchmal eine sehr plötzliche war, so bildete sich dieselbe in andern Fällen nur langsam zu ihrer höchsten Glorie aus.

Die rotirende Bewegung unsers Feldes war bis zum 22. November ziemlich langsam, indem dasselbe sich seit dem 10. November nur erst einmal um sich selbst gedreht hatte. Die schnellere Triftströmung faßte es wirksamer und vollbrachte diese Drehung in der kurzen Zeit von 4 Tagen. Bis Anfang Januar erfuhr übrigens unsere Eismasse keinen wesentlichen Abbruch. Am 14. November passirten wir den südlichen Endpunkt der von Scoresby in ihrer Lage bestimmten Küsten= strecke, das auf 69° 14′ nördl. Breite und 24° 30′ westl. Länge gelegene Kap Barclay. Von nun an bis zum nördlichsten Punkte der Graah'schen Küstenreisen, dem auf 65° 37′ nördl. Breite und 37° 20′ westl. Länge gelegenen, von uns am 4. Februar 1870 passirten Kap Dan, sahen wir ein unbekanntes Land, das sogenannte Egedes=Land. Es ist uns, wie sich ergeben wird, gelungen, wenigstens einige Punkte dieser Küste zu bestimmen, welcher wir stellenweise bis auf eine deutsche Meile nahe kamen. Leider waren wir während der Zeit, wo wir uns derselben am nächsten befanden, in der größten Lebensgefahr, und es verfolgte uns also auch hier unser Verhängniß, den günstigsten Augenblick, der Wissenschaft zu dienen, unbenutzt lassen zu müssen.

Die Temperaturen im November und December zeigten große Gegensätze: 6. November — 23° R. schönes Wetter bei Westwind; 20. November 0° R. mit Schneetreiben nach Südwest und später feiner Regen; am 1. December Abends + 0° 2′; 3. December + 1° 3′. Unsere Schneebauten fingen an zu thauen. 18. December — 23° R. bei leichtem Südwest, die niedrigste Temperatur, welche wir überhaupt hatten, und zwar auf $67^1/_2$° nördl. Breite.

Am 16. December begrüßten wir als Boten vom Lande einen weißen Polar= fuchs. Sein Erscheinen war ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß zur Zeit das feste Eis bis an die Küste reichte. Der Fuchs zeigte sich äußerst zutraulich, ja dreist. Er scharrte das im Schnee vergrabene Bärenfleisch heraus und fuhr

auch dann fort davon zu fressen, als wir uns ihm bis auf wenige Schritte genähert hatten. Höchst ungenirt führt er sich auf dem Dache unsers Hauses spazieren und überzeugt sich durch das kleine Fenster von dem Thun und Treiben im Innern. Sollten wir ihn schießen? nein, hatten wir doch lange kein so furchtloses Thier gesehen. Wir stellten nur zuweilen, ihn zu necken, Netze mit Fleischköder, aber der Fuchs war schlau genug, rechtzeitig aus denselben zu entwischen. November und December vergingen ohne besondere Vorfälle. Am 13. December starkes Nordlicht. Am 18. trat Vollmond-Springflut und damit, wie gewöhnlich, Eisschrauben ein, welches in der Nacht vom 20. zum 21. eins unserer Spaziergangsziele, den Sinai, wegriß. Am 6. Nachmittags zeigte sich ganz nahe unserm Hause ein kleiner Eisbär. Angeschossen entfloh er über das junge Eis, blutige Spuren zurücklassend.

So hatten wir ohne ernste Fährlichkeiten den kürzesten Tag hinter uns. Weihnachten, das schöne Fest der Heimat, rückte heran, und wir fühlten uns, da wir alle wohl waren, in der rechten Stimmung, es festlich zu begehen. Während der letzten Tage hatte es heftig gestürmt. Am heiligen Abend war starker Schneefall, der unser Haus so tief begrub, daß man am andern Morgen über das Dach wie über ebenen Boden hinschritt. In der Nacht vom ersten zum zweiten Festtag fiel dagegen ein Platzregen, dem eine starke Südwestbrise folgte. Dann wieder Schneegestöber. Die Unmasse des gefallenen Schnees, welchen der Sturmwind über das Feld hinwirbelte, erlaubte kaum, beim Gehen im Freien, die Augen offen zu haben. Trotz der größten Anstrengungen gelang es uns nicht, den Ausgang aus unserm Hause freizuhalten.

Nachmittags, während wir andern spazieren gingen, richteten die Steuerleute den Christbaum zu, und bei unserer Rückkehr leuchtete die einsame Kohlenhütte in wunderbarem Glanze. Weihnachtsfeier auf einer grönländischen Eisscholle!

Aus Tannenholz und Besenreisern war der Baum kunstvoll genug hergestellt. Für die Lichter hatte Dr. Laube einen Wachsstock gespart. Papierketten und selbstgebackene Lebkuchen fehlten nicht. Die Leute hatten dem Kapitän einen Knappsack und eine Revolvertasche gemacht; wir öffneten eine Blechkiste mit Geschenken von Professor Hochstetter und andere Kisten von der Geologischen Reichsanstalt, deren Inhalt uns viel Spaß machte. Dann tranken wir ein Gläschen Portwein, fielen über die alten Zeitungen her, welche sich in der Kiste fanden, und verlosten die Geschenke, die in kleinen musikalischen Instrumenten, als Pfeifen, Maultrommeln, Trompeten, ferner in Hampelmännern, Dame- und Roulettespielen, Knallbonbons u. s. w. bestanden. Abends gab's Chocolade und Pfeffernüsse. „In stiller Weihe", sagt Dr. Laube in seinem Tagebuche, „ging das Fest vorüber; welche Gedanken an der Seele vorbeizogen — sie waren wol bei allen gleich — schreibe ich nicht nieder. Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben, so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Heimkehr beschieden, so werden die nächsten ein noch schöneres Fest sein; das walte Gott."

Am 26. früh wurden wir durch den Schreckensruf des wachthabenden Matrosen

geweckt: Wir treiben auf Land, eine Insel dicht vor uns! Allgemeine Bestürzung, alles lief hinaus. Die Luft war nicht klar, doch konnten wir auf eine Entfernung von drei Seemeilen eine dunkle Masse erkennen, die uns als Insel erschien. Die Steuerleute gingen etwas voraus, um die Entfernung und muthmaßliche Beschaffenheit derselben zu erkunden. Die Karte gab keinen Nachweis, und bald stellte es sich denn auch heraus, daß, was wir sahen, ein großer Eisberg war. Schon am nächsten Tage passirten wir den viel langsamer als unser Feld treibenden Koloß, und bald war derselbe aus Sicht. Sylvester feierten wir ganz in der Weise, wie es daheim zu geschehen pflegt, mit Gewehrsalven und einem fröhlichen Punsch; auch vergaßen wir nicht um Mitternacht bei hellklingenden Gläsern den gegenseitigen Glückwunsch „zum neuen Jahr“.

Das neue Jahr brachte uns bei — 7° seit langer Zeit zum ersten Mal klares und schönes Wetter. Das Land zwischen Nordost und Südwest war prächtig in Sicht; hohe beschneite Berge und kleine Gletscher. In Westsüdwest sahen wir die dunkeln Umrisse einer Insel, deren Lage ziemlich genau auf 66° 14′ nördl. Breite und 33° 45′ westl. Länge bestimmt werden kann. Der 2. Januar brachte ein furchtbares Unwetter, Sturm aus Nordnordost und anhaltendes Schneetreiben bei — 7 bis — 8° R. Schon am Vormittage glaubten wir ein Geräusch eigenthümlicher Art, wie wenn jemand mit dem Fuße auf dem Boden scharrt, zu vernehmen; da es aber bald vorüberging, so ließen wir es unbeachtet. Am Nachmittage, als wir eben nach dem Mittagsessen auf unserm Lager ruhten, hörten wir plötzlich dasselbe Geräusch, aber weit stärker. Es war ein Scharren, Poltern und Knistern, ein Sägen, Aechzen und Knarren, als ob unheimliche Geister unter unserer Scholle ihr Wesen trieben. Betroffen sprangen wir auf und hinaus; wir glaubten, unser Proviantlager rund um das Haus sei eingestürzt. Einen Matrosen mit der Lampe voran, wurde unser Gang sorgfältig untersucht. Allein nach welcher Richtung wir auch die funkelnden und glitzernden Eiswände beleuchteten, wir vermochten nichts zu entdecken. Unbeweglich starrten die oft fußlangen Zapfen; hier hatte sich offenbar nichts geregt. Wir durchstöberten den Schneegang vor unserm Hause. Obgleich dieser völlig verschneit, ja das ganze Haus mehr als einen Fuß tief im Eise begraben war, liefen alle hinaus, aber natürlich konnte man keine zehn Schritte weit sehen und keinen andern Laut vernehmen als das Wüthen des Sturmes. Dennoch hörten wir zwischendurch dasselbe leise Schieben und Knirschen wie am Vormittage. Abwechselnd legten wir uns nun im Gange platt nieder, das Ohr gegen den Boden gedrückt, und konnten jetzt ein Geräusch vernehmen wie das Singen des Eises, wenn es stark geschroben wird, und es war, als ob Wasser unter unserer großen Scholle durchrieselte. Kein Zweifel, daß dieselbe in Gefahr stand, zerschellt zu werden, indem sie über Klippen treibend auseinanderbersten oder an den Kanten abbrechen konnte, vielleicht beides zugleich.

Wir packten unsere Pelze und füllten unsere Knappsäcke mit etwas Mundvorrath. Unsere Lage, wenn die Scholle zertrümmerte, schien eine hoffnungslose. Zwar waren Taue vom Hause nach den etwa 15 Schritt entfernten Böten gezogen,

damit wir dieselben im Fall einer Katastrophe wenigstens noch erreichen konnten. Aber das Schneetreiben war geradezu entsetzlich; wir hätten die Böte doch nicht von der Stelle gebracht und wären ohne Zweifel bald in die Tiefe gesunken. Um 8 Uhr stellten wir scharfe Wache mit zwei Mann im Gang. Die übrigen streckten sich, als das unheimliche Geräusch sich nicht mehr vernehmen ließ, auf die Schlafsäcke. Es war eine lange, stürmische, angstvolle Nacht, die Niemandem Schlaf gönnte. Um 9 Uhr erschien die sehnsüchtig erwartete Dämmerung, und eine Stunde später böete der Wind etwas ab. Einige von uns gingen hinaus in der Richtung der Kaje: so hatten wir den etwa 500 Schritte von diesem Hause entfernten Ort, wo die untergegangene Hansa gelegen, getauft. Sie fanden dort einen neuerstandenen Eiswall und erkannten zu ihrem Schrecken, daß dieser Wall jetzt die Grenze unserer Scholle bildete, während auf allen Seiten derselben große Stücke abgebrochen waren, die als dunkle formlose Massen hier und da aus dem Schneegestöber auftauchten. Das Unwetter hielt mit ungeschwächter Heftigkeit bis 2 Uhr Nachmittags an. Am Morgen des 4. Januar hatte es vollständig ausgetobt, die Luft war klar und gestattete einen freien Blick über das Eisfeld nach der Küste. Dieses hatte bedeutend an Umfang verloren und dabei seine bisher runde Form in eine längliche verändert. Der Durchmesser betrug früher zwei Seemeilen, jetzt höchstens eine. Unser Haus war nach drei Seiten hin nur 200 Schritte von dem Rande der Scholle entfernt. Nach der vierten hatten wir etwa 1000 Schritte gegen 3000 früher. Die Distanz der Küste betrug kaum mehr als zwei Seemeilen. Statt der einen am 1. Januar gesehenen Insel erblickten wir deren mehrere mit verschiedenen wie Pyramiden emporsteigenden Klippen und zwar jetzt im Nordwest. Wir tauften sie Neujahrsinseln, weil uns die eine am 1. Januar in Sicht gekommen war. Sie liegen an dem von uns Kap Hegemann genannten Ostkap einer tiefen Bai, die von uns zur ewigen Erinnerung an die überstandene Todesgefahr „Schreckensbucht" getauft wurde. Im Hintergrunde steigen schneebedeckte Berge auf, die von der aufgehenden Sonne durch prächtiges Alpenglühen verklärt wurden, und hier und da in den Buchten waren kleinere Gletscher sichtbar, die „Laube-Gletscher". Das äußerste Festland nach Südwest tritt mit einem steilen Kap hervor, welches den Namen Kap Buchholz von uns erhalten hat, ein Kap im Westen (Hildebrandt) ist dicht neben uns, nur zwei Seemeilen entfernt; vor ihm liegt eine Insel. Wir befinden uns in der südlichen Mündung der Bai. Nach den bestandenen Gefahren und da unser Eisfloß uns jetzt bedeutend weniger Sicherheit zu bieten schien als früher, kam es in Vorschlag, einen Versuch zu machen, mit Böten und hinreichendem Proviant uns an die Küste zu retten und so die Aussicht zu gewinnen, in der mildern Jahreszeit die bewohnte Südwestseite Grönlands zu erreichen. Aber leider stellte es sich heraus, daß wir eben nicht weiter als bis zum Rande unseres Feldes kommen konnten. Dann folgte kurzes Trümmereis, dergestalt mit Schnee überweht, daß man die Risse und Schrunden nicht zu erkennen vermochte. Hier an die Küste zu gelangen, erscheint unausführbar, und nach wie vor bleibt unser Eisfeld das einzige Rettungsmittel.

Die folgenden Tage waren ziemlich gut. Wir holten die Böte aus dem Schnee, gruben das Brennholz heraus und machten uns aus Kork Schwimmjacken und Schneeschuhe, um nicht mehr wie bisher bis an die Hüften im Schnee zu versinken.

Wie wir schon früher beobachtet hatten und jetzt wieder bestätigt fanden, rührte das Schrauben und die schnelle Trift des Eises von der Springflut her, welche hier schon 10—15 Stunden nach Neu- und Vollmond eintritt.

Am 8. Januar bestimmten wir wieder unsern Ort und zwar 66° 47,2′ nördl. Breite und 34° 1,5′ westl. Länge. Sonach waren seit dem 27. December, also in 12 Tagen, 52½ Seemeilen Südwest z. West ¾ West zurückgelegt. Während wir in der Bucht fast still lagen, zogen weiter nach See hinaus größere und kleinere Eisberge, von Norden kommend, die große Heerstraße vor Ostgrönland nach Süden hinab.

Am 9. Januar schreibt einer der Matrosen in seinem Tagebuche:

„Donnerstag, am 9. Januar 1870. Hôtel du Nord.

In der verflossenen Nacht war es stilles und klares Wetter. Der Mond schien in hellem Glanze; das Nordlicht und die Sterne leuchteten auf die in todter Schönheit daliegende Schnee- und Eislandschaft. Lauscht man in die Nacht hinein, so dringt einem ein wunderbar hellklingender Ton ins Ohr. Wiederum ist es, als ob sich Jemand mit langsamem, bedächtigen Schritt nähere. Du horchst — wer ist es? Alles still, kein Lüftchen regt sich. Von neuem tönt es, klagend wie ein Wimmern, Stöhnen. Es ist das Eis! Wiederum ist es still, still wie ein Grab, und du siehst nach der vom bleichen Glanze des Mondlichtes geisterhaft beschienenen Küste, von wo Felsenriesen herüberblicken. Eis, Felsen und Tausende von flimmernden Sternen. O, du wunderbare gespenstige Nacht des Nordens!“

Die Tage vom 11. bis 15. Januar sollten neue Schrecknisse bringen. Am 11. schwerer Nordoststurm mit furchtbarem Schneetreiben. Um 6 Uhr Morgens kam Hildebrandt, der gerade die Wache hatte, hereingestürzt mit dem Alarmruf: „Alle Mann klar!“ Ein unbeschreibliches Getöse wüthet in nächster Nähe. Mit Pelz und Knappsack dringt alles hinaus. Aber der äußerste Eingang ist schon verschneit, und wir brechen, um rascher ins Freie zu gelangen, durch das Schneedach der Vorhalle. Der Aufruhr der Elemente, der uns hier empfing, übertraf alles bisher Erlebte. Dicht zusammengedrängt suchten wir, kaum von der Stelle könnend, dem grausen Unwetter standzuhalten. Da heißt es plötzlich: „Wasser auf der Scholle nahebei!“ Die uns umgebenden Schollen reißen auf, es entsteht hohe Dünung. Unser Feld fängt wieder auf allen Seiten an abzubröckeln. Auf der Strecke zwischen unserm Hause und dem aufgestapelten Holzvorrathe, etwa 25 Schritte entfernt, klafft plötzlich eine Eisspalte. Von den gewaltigen Wogen gehoben, scheint sich das jenseits abgelöste Stück haushoch auf uns niederstürzen zu wollen. Dabei fühlen wir das Heben und Sinken unserer eigenen stark verkleinerten Scholle. Alles scheint verloren. Auf dem abgesprengten Eisfelde treibt unser Brennholz in die tobende See hinaus. Beinahe hätten wir auf ähnliche

Weise unser Boot Bismarck eingebüßt; auch das Walboot mußte der Mitte unserer Scholle näher in Sicherheit gebracht werden. Das schwer handzuhabende große Boot mußten wir vorläufig aufgeben. Das alles war bei — 10° und einem starken Sturm ein schwieriges Stück Arbeit. Die Mannschaft theilt sich in zwei Parteien. Wir sagen uns Lebewohl und reichen einander zum Abschiede die Hände, denn schon der nächste Moment kann den Untergang bringen. Tiefe Niedergeschlagenheit hat sich der Gelehrten bemächtigt; die Leute verhalten sich still und ruhig. So standen und kauerten wir den ganzen Tag bei unsern zwei Böten. Der feine prickelnde Schnee durchdrang unsere Kleider bis auf die Haut. Es war wie ein Wunder, daß gerade der Theil der Scholle, auf dem wir uns befanden, durch seine besondere Festigkeit zusammenhielt. Diese jetzt nur noch 150 Fuß im Durchmesser haltende Scholle war der noch immer 35—40 Fuß mächtige Kern des einst so umfangreichen Feldes, dem wir unsere Rettung anvertraut hatten. Gegen Abend hatten sich die Eismassen rund um uns her wieder fest zusammengepackt, die Dünung war dadurch aufgehoben und die unmittelbare Lebensgefahr schien beseitigt. Erleichtert genossen wir etwas im Hause und legten uns dann nieder, nachdem wir scharfe Wache ausgestellt hatten. Es war Mitternacht vorüber, als ein angstvoller Ruf uns aus unserm Schlummer riß. Die Stimme des wachthabenden Matrosen schrie uns zu: „Heraus; wir treiben gerade auf einen hohen Eisberg zu!“ Alles stürzte zum Ausgang. In den Kleidern waren wir immer; wir ließen uns nicht Zeit, durch den langen Schneegang zu laufen, sondern stießen das Dach auf und kletterten so auf die Thür steigend ins Freie. Welcher Anblick! Dicht neben uns, wie über unsern Köpfen hängend, ragte ein Eiskoloß von riesenhafter Höhe. Es ist vorüber, sagte der Kapitän. War es wirklich ein Eisberg, oder nur das Luftspiegelbild eines solchen, oder die hohe Küste? — wir konnten das nicht entscheiden. Bei der Schnelligkeit der Trift war das unheimliche Gespenst schon im nächsten Augenblick hinter uns verschwunden.

Am 12. und 13. war das Wetter gut. Jetzt konnten die Böte, aus denen Mast und Segel geworfen waren, um sie leichter vorwärts zu schaffen, wieder in Ordnung gebracht, der Schnee herausgeschaufelt werden. Am 12. konnten wir unsere Breite durch Mondhöhe bestimmen. Wir befanden uns auf 65° 50,7′ nördl. Breite, waren also in vier Tagen 56 Seemeilen südlich getrieben.

Es war am 14. Januar, Abends 10 Uhr; draußen wehte ein furchtbarer Sturm aus Nordost. Die Wache kam herein und meldete, daß das Eis wieder in starker Bewegung sei. In der unmittelbaren Nähe des Hauses barst unsere Scholle, thürmten sich losgebrochene Eisstücke auf. Es war die höchste Zeit, das Boot Bismarck und das Walboot mehr nach der Mitte zu bringen. Das geschah; allein für weitern Transport waren die vollbeladenen Böte viel zu schwer. Es wurden daher Pelze, Brotsäcke, Kleidungsstücke herausgenommen und auf zwei Schlitten gepackt, die aber bald vollständig verschneiten. All unser Hantieren war dadurch sehr erschwert, daß uns der Sturm das Athmen fast unmöglich machte. Gegen 11 Uhr mußten wir erleben, wie eine plötzlich entstandene Spalte unser Haus auseinanderzureißen drohte. Unter donnerdem Geräusch vollzog sich

ein Ereigniß, dessen Folgen im ersten Augenblicke alle Berechnung zu Schanden machten. Gott weiß, wie es zuging, daß beim Flüchten ins Freie keiner zu Schaden kam. Aber da standen wir beim gräßlichsten Unwetter obdachlos auf dem Eise, den Tag erwartend, der noch 10 Stunden entfernt war. Das Boot König Wilhelm befand sich auf dem nach dem Rande der Scholle zu gelegenen Theile: es konnte jeden Augenblick wegtreiben. Glücklicherweise wurde indessen die Spalte nicht größer. Als es um Mitternacht etwas ruhiger ward, krochen die Meisten in das Boot des Kapitäns; wobei das Schneesegel so dicht wie möglich ausgeholt wurde. Einige flüchteten ins Haus. Da aber der Gang zerfallen war, stiegen sie durch das Oberlichtfenster hinab und zerstießen in der Eile die Scheiben, sodaß das Innere bald voll Schnee war. Diese Nacht war die schrecklichste unserer abenteuerlichen Schollenfahrt. Sie wollte kein Ende nehmen. Die Kälte betrug — 10° R. An rechten Schlaf war wenigstens im Boot nicht zu denken; es war nur ein wüster, unruhiger Halbschlummer, der sich Todmüder bemächtigt hatte, und krampfhaft zuckten unsere Glieder, als wir so in den Pelzen wie Heringe zusammengepackt dalagen. Der Koch hatte am Morgen bei alledem die Energie gefunden, den Kaffee im Hause zu bereiten, und nie hat wol der köstliche Trank Erschöpftere zu neuem Leben erweckt. Das Unwetter tobte den ganzen Tag fort. Wir lagen im Boote, halb im Wasser, halb im Schnee, von Frost geschüttelt und bis auf die Haut durchnäßt. Auch die Nacht vom 15. bis 16. brachten wir in dieser trostlosen Lage zu, und erst am 16. Vormittags besserte sich das Wetter, sodaß wir unser schützendes Asyl verlassen konnten. Schon um 4 Uhr Morgens hatte der zweite Offizier, als ihm längeres Verweilen im Boote zu qualvoll wurde, einen Stern über sich erblickt und dankerfüllten Herzens das gute Zeichen lautjubelnd zur Kunde gebracht. Zwar hörte das Schneetreiben nicht ganz auf, aber man konnte doch wieder Athem schöpfen. Unser erster Weg war nach dem Boote König Wilhelm, das noch jenseit der durch unser Haus gehenden etwa ½ Fuß breiten Spalte lag. Es wurde zu den beiden andern Böten bei der Flaggenstange gebracht, die, fest eingefroren, allen Stürmen Trotz geboten hatte. Wir versahen dieses Fahrzeug mit einem Plankendach, das mit Segeltuch überzogen wurde, und es fanden nun sechs von der Mannschaft darin ihre Schlafstätte, während das von Schnee überschüttete Haus geräumt werden mußte.

Fünf Nächte schliefen alle in den Böten. Die Tage bis zum 19. wurden bei leidlichem Wetter dazu benutzt, aus den Trümmern unserer zerstörten Ansiedelung uns eine neue, nothdürftig genügende Wohnstätte zu gründen: bald stand ein hölzernes Kochhaus da. Ein neues Wohnhaus, ganz ebenso wie das zerstörte, aber nur halb so groß (14 Fuß lang, 10 Fuß breit, 6½ Fuß in der Mitte hoch), wurde erbaut und mit allen erforderlichen Einrichtungen, Proviantraum, Pritschen, Oefen, Fenster u. s. w. versehen. Leider flog gleich in der ersten Nacht, nachdem wir eingezogen, bei stürmischem Wetter das Dach herab; das Innere füllte sich sofort mit Schnee, und wir übersiedelten wieder in die Böte. Am folgenden Tage wurde der Schaden reparirt. Da in unserm neuen



Biwak in den Böten.

Hause nur für sechs Mann Raum war, mußten die übrigen fortan in den Böten schlafen. Bei all dem Ungemach, bei Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren jeglicher Art blieb die Stimmung der Leute eine unverzagte. Echt seemännischen Humor bewahrte der Koch, selbst in den bedenklichsten Momenten. Solange er Taback habe, mache er sich aus Allem gar nichts. Als am 3. Januar das furchtbare Schrauben des Eises unsere Scholle zertrümmerte und unser Haus jeden Augenblick zu versinken drohte, war der Koch gerade dabei, den Kaffeekessel zu repariren. „Wenn die Scholle doch so lange halten wollte, bis er seinen Kessel fertig hätte! Er wollte doch gern noch Thee darin für den Abend kochen, damit wir «vor dem Abzug» was Warmes bekämen."

Toilette und Reinlichkeit sind bei uns längst unsichere Begriffe geworden. Waschen ist ein Luxus, den wir uns höchstens zweimal in der Woche gestatten können und welchen sich die Gelehrten gänzlich versagen. Die Kohlenwände unsers Hauses, Lampendunst und Ofenasche haben uns zudem so gedunkelt, daß wir's mit dem auserwähltesten Eskimo aufnehmen können. Haar und Bart blieben seit Bremen intact. Schon sind Wochen vergangen, daß uns das Zeug nicht vom Leibe kam.

Die Temperatur in den für uns so verhängnißvollen ersten drei Wochen des neuen Jahres läßt sich im allgemeinen dahin charakterisiren, daß bei Nord- und Nordostwinden, die gewöhnlich mit heftigem Schneetreiben auftraten, es verhältnißmäßig mild, zwischen — 4° und — 10° R. war; während die wenigen klaren Tage uns bei Süd- und Westwind — 14° bis 17° brachten. Als eine der wichtigsten Ursachen der gewaltigen Eisschraubungen, welche wir überstanden haben, erscheint neben den zweitweiligen Einwirkungen der Springflut der Umstand, daß wir uns in dieser Zeit in der Meerenge zwischen Island und Grönland befanden, wo sich das von der Strömung fortgeführte Eis, zumal bei dem östlichen Vorspringen der grönländischen Küste in zahlreichen Kaps, mehr und mehr zusammenschieben muß. Diese Bewegung reichte in ihrer größten Stärke bis nach Kap Dan, wo die Küste bedeutend nach Westen zurückweicht und zugleich im Osten die Schranke von Island wegfällt, dadurch aber die Eisstopfung aufhört. Ferner trafen wir später südlich von Kap Dan eine ganze Kette von Bergen in südlicher Richtung treibend. Auch diese haben auf den Fortgang des nachfolgenden Eises offenbar störend eingewirkt.

Am 23. konnten wir einen Falken und einen Raben über uns dahinfliegend unterscheiden und als Vorboten wiederkehrenden Lebens begrüßen.

Eine merkwürdige Erscheinung waren die gegen Ende Januar rund um unsere Scholle sich bildenden Schneewälle. Bei Windstille hatte sich das Treibeis etwas gelöst; die entstandenen Spalten und Oeffnungen hatten sich mit Schnee, der fein wie Sand, in kolossalen Massen, „wie in Garben" fiel, vollgesetzt, und als dann am 25. ein abermaliges festes Zusammenpressen des Eises erfolgte, wurden die Schneemassen auf allen Seiten zu 20—25 Fuß hohen Wällen emporgetrieben, die den ganzen Platz unserer Ansiedelung in einen Thalkessel verwandelten. Natürlich hatte diese Schneeumwallung ein sehr kurzes Dasein, sie brach schon

am 1. Februar, als Springflut das Eis in Bewegung setzte, wieder auseinander und schmolz bald ganz. Bei dieser Gelegenheit löste sich jenes durch eine Spalte abgetrennte Stück unserer Scholle los und trieb langsam fort. Wir konnten dabei die Stärke derselben ziemlich gut abschätzen, da das Wasser sehr durchsichtig war und wir den Schein des Eises auf 30—35 Fuß Tiefe wahrzunehmen vermochten. So durften wir hoffen, daß, wenn uns nicht eine neue Krisis überkäme, unsere Scholle Festigkeit genug behalten werde, um uns nach Breiten zu tragen, von denen aus wir zu Boot die nächsten westgrönländischen Ansiedelungen würden erreichen können.

Ganz andere Aussichten boten sich den Germania-Männern!

Fünftes Kapitel.

Die Germania rüstet zur Ueberwinterung; Schlittenreisen im Herbst.

14. September bis Anfang November 1869.

Verbessertes Zelt. — Schlittenreise nach Westen. — Fligely-Fjord. — Domberg. — Kohlenlager entdeckt. — Diluvialgletscher. — Sicherung des Schiffes. — Germaniahafen. — Letztes Ankerhieven. — Die Germania wird abgetakelt. — Proviantdepot. — Bau des astronomischen Observatoriums. — Magnetisches Observatorium. — Maßregeln zum Schutz gegen die Kälte. — Feuchtigkeits-Condensatoren. — Eisbildung. — Eismusik. — Vegetation im Spätherbst. — Lemming. — Meteorologische Beobachtungen. — Flutmesser. — Magnetismus und Beobachtung desselben. — Welches ist die beste Zeit zu Schlittenreisen? — Letzte Herbstreise von Payer und Copeland. — Copeland wird von einem Eisbären angegriffen. — Nächtliches Zeltlager im Herbst. — Tiroler Fjord. — Gletscher im Tiroler Fjord. — Beschaffenheit desselben. — Unterschied der Gletscher Grönlands von denen der Alpen. — Rückreise zum Schiff. — Belästigung durch Walrosse.

Die Temperatur war jetzt schon beständig einige Grade unter dem Gefrierpunkt, und obgleich in der Nähe der Pendulum-Inseln das sich fortwährend bildende junge Eis immer noch durch den Wind zerstört wurde, so blieb doch am Lande der Boden schon überall hart gefroren und die Wassertümpel auf dem festen Landeise bedeckte bereits eine Eiskruste, die hinreichend stark war, das Gewicht von Schlitten und Menschen zu tragen. Jetzt war also die geeignetste Zeit für die beabsichtigte Schlittenreise nach dem Westen gekommen, zu der noch am selbigen Tage, den 13., alle nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden.

Bei schönem und stillen Wetter und wolkenleerem Himmel wurde am Nachmittage des 14. September die Reise angetreten. In der Nacht vorher hatte sich bei einer Temperatur von — 4° R. über der ganzen Clavering-Straße eine dünne Eiskruste gebildet, durch welche wir uns mit dem Boote, welches uns mit Schlitten und Reisegepäck bis zum alten Eise bringen sollte, mühsam einen Weg bahnen mußten. Erst nach drei Stunden Arbeit erreichten wir dasselbe, und jetzt erst konnte die eigentliche Schlittenreise vor sich gehen.

Die gänzliche Unbewohntheit der Nordost-Küste machte es uns unmöglich, Hundeschlitten zu erlangen. Renthiere hatten wir ebenfalls nicht, also blieb uns nichts Anderes übrig, als die Schlitten selbst zu ziehen. Demungeachtet haben wir

auf diese Weise während fünf solcher Reisen, welche drei Monate beanspruchten, fast tausend Seemeilen zurückgelegt.

Unter günstigen Schneeverhältnissen und für nicht allzu ausgedehnte Unternehmungen gewährt das Reisen mit Hunden natürlich große Vortheile. Die größten Schlittenreisen, wie jene McClintock's bei der Aufsuchung der Franklin'schen Expedition (deren Mitglieder dem Frost und Hunger erlagen), geschahen entweder völlig oder doch vorzugsweise ohne Verwendung von Hunden. Der wolfsähnliche Charakter derselben, die Schwierigkeit, sie zu ernähren, ihre raubthierartige Freßgier, gegen welche weder die mitgenommenen Proviantsäcke noch das Schuhzeug oder die Zugstränge, noch selbst ein in ihrer Nähe hinfallender Mensch (Hayes 1854) sicher ist, führen nicht selten ebenso große Verlegenheiten herbei wie die epidemisch unter ihnen grassirenden Krankheiten, die plötzliche Abnahme ihrer Kräfte, ihre Widersetzlichkeit oder endlich ihre Desertionen.

Der Schlitten, dessen Ladung etwa sechs Centner betrug, wurde von uns sechs Mann: Kapitän, Oberlieutenant Payer, Tramnitz, Krauschner, Klentzer, Ellinger, anfangs mit ziemlicher Leichtigkeit über das beinahe schneefreie, mit zahlreichen glattüberfrorenen Wassertümpeln bedeckte Eis gezogen; doch schon eine kleine Strecke hinter dem Südwestkap der Insel wurde die Bahn durch alte im Sommer halb aufgethaute und wieder gefrorene Schneewehen rauher und unebener, sodaß wir nur schwer vorwärts kommen konnten. Um die Leute am ersten Tage nicht zu sehr zu ermüden, wurde gegen 8 Uhr abends an einer vom Kronenberge der Sabine-Insel auslaufenden Landspitze Halt gemacht und das Zelt am Lande aufgeschlagen. Noch nicht sehr geübt in solchen Reisen und allen den hundert kleinen Handgriffen, die nöthig sind, um rasch mit Zeltaufschlagen und Essenkochen fertig zu werden, brauchten wir 1½ Stunden, ehe wir uns endlich in unsere Decken wickeln konnten und zur Ruhe kamen. Das enge und gedrängte Liegen in dem kleinen Zelte (9 Fuß lang und 6 Fuß breit) auf dem hartgefrorenen Boden ließ uns indeß, obgleich wir vollkommen warm lagen, gerade keine angenehme Nachtruhe genießen und konnte man während der Nacht Betrachtungen genug über die Vorzüge eines weichen Lagers anstellen. Obgleich die Bären jetzt zahlreich umherstrichen und wir beinahe an jedem Tage deren begegneten, hatten wir doch während der Nacht keine Wache ausgestellt und nur als Vorsicht ein geladenes Gewehr und einen geladenen Revolver mit ins Zelt genommen. Die Zeit der Ruhe auf solchen Schlittenreisen ist nothwendigerweise, wenn man vorwärts will, äußerst kurz, und das Ausstellen einer Wache würde bei der unvermeidlichen Störung während der Ablösung die Ruhe sehr beeinträchtigen oder man würde von der so kostbaren Zeit manche Stunde verlieren. Man muß schon der bedächtigen Natur des Bären ein wenig Rechnung tragen, der doch immer erst das Zelt einreißen müßte, ehe er an uns kommen könnte. Wir sind indeß in der That auf allen unsern Schlittenreisen während der Schlafenszeit immer von dem Besuche eines solchen täppischen Gesellen verschont geblieben

Am 15. brachen wir früh schon um 6¼ Uhr auf, passirten die Clavering-Straße und erreichten nach einem sechsstündigen Marsche Kap Berlin, wo wir

Mittagsrast hielten, um dann nach der Albrecht-Bai aufzubrechen. Unser zweites Nachtlager gestaltete sich schon besser wie das erste. Beim Frühstück kam ein Eisfuchs beinah zwischen uns gelaufen, um mit an demselben theilzunehmen, wurde aber erlegt, wie später ein Eisbär, der unsern Spuren folgte.

Als wir den Fligely-Fjord erreichten, bemerkten wir, daß derselbe von einer ununterbrochenen Fläche glatten Eises bedeckt war. Schmerzlich bedauerten wir daher, keine Schlittschuhe mitgenommen zu haben. Dessenungeachtet war unser Fortkommen jetzt sehr beschleunigt. Wir schoben uns mit den Bergstöcken auf dem Eise gleitend fort; der Schlitten folgte leicht, fast schon unter dem Einfluß des Windes. Das Eis des Fjords, offenbar erst im September gebildet, war anfänglich 3—4 Zoll stark, nahm aber dann bis zu $^{3}/_{4}$ Zoll ab, sodaß unsere Schritte von einem ununterbrochen wahrnehmbaren Knacken desselben begleitet waren. Es bildeten sich lange Sprünge; wir hielten uns daher dem Lande nahe, um im Falle des Einbrechens Grund zu finden.

Die Ufer des Fjords umgaben prächtige Bergreihen — im Norden Gneis — und Granitklippen, an deren Fuß sanfte, mit einiger Grasvegetation geschmückte Hänge hinzogen, im Süden eisbedeckte Felshäupter, deren höchster Gipfel, der Domberg, sicher die Höhe von 1200 Meter überstieg. Ueberall kamen Renthiere verwundert an den Strand; doch widerstanden wir auch diesmal der Jagdlust, um nicht Zeit zu verlieren. Das Eis war jetzt so dünn geworden, daß dasselbe in gefahrdrohender Weise zu brechen begann; wir konnten daher von Glück reden, als wir in der Dunkelheit nach siebenstündigem Marsche (3,6 deutsche Meilen) wohlbehalten auf der Westseite des scharf nach Nord umbiegenden Fjords anlangten. Wir passirten hierbei die Mündung der Lindeman-Bai, die sich fjordartig ins Innere zu erstrecken scheint. Da wir vermutheten, daß der betretene Sund mit dem Ardencaple-Inlet in Verbindung stehe, so änderten wir unsern ursprünglichen Plan, den Domberg zu besteigen, und verfolgten den Fjord nach Nord, um eine daselbst sichtbare dominirende Spitze zu erklimmen.

Die Aussicht vom Gipfel war überaus prächtig. Sie erstreckte sich über Hochstetter's Vorland und Shannon, bis zu den Pendulum-Inseln. Zugleich überzeugte sie uns von der undurchdringlichen Dichtigkeit des Packeises, sowie auch davon, daß der Fligely-Fjord, wie wir vermutheten, wirklich in die Ardencaple-Bai münde. Nur nach West sperrten massige Kuppen schon auf vier deutsche Meilen Entfernung den Horizont völlig ab.

Mehrere Ablesungen des Quecksilberbarometers ergaben die Höhe unsers Berges zu etwas über 1260 Fuß.

Wir kamen gegen Mitternacht beim Zelte an, wo die Leute bereits in ihre Decken gehüllt lagen. Glücklicherweise war es Tramnitz gelungen ein Renthier zu erlegen, sodaß wir uns an einer kräftigen Suppe und köstlichem Rostbraten gütlich thun konnten.

Da unser Proviant ein längeres Ausbleiben nicht gestattete, so sahen wir uns genöthigt am Nachmittag des 18. September (— 5° R.) den Rückweg zum Schiff anzutreten. Beim Passiren des Fjords brach Klentzer mit dem Schlitten durch. Da

es unmöglich war, den letztern auf dem dünnen Eise hervorzuziehen, ohne ihn vorher zu entlasten, so durchschnitten wir die Packstricke und schafften die Geräthe, und zuletzt auch den Schlitten, einzeln wieder aufs Eis. Diesem Unfalle fielen die beiden Barometer zum Opfer, und wir waren nun genöthigt, sofort eine Lagerstelle am Strande zu beziehen, um unsere Decken u. s. w. wieder zu trocknen. Wir hatten als Feuerungsmaterial nichts anderes als die Stengel der Andromeda zu benutzen, welche unter dem frisch gefallenen Schnee hervorgekratzt werden mußten, wobei sich Einige die Finger erfroren. Am Morgen des 19. September näherte sich uns eine Heerde Moschusochsen bis auf etwa 60 Schritt, die wir indeß unbehelligt ließen, weil wir noch frisches Renthierfleisch besaßen. Ein durch seine lichte Färbung schon von weitem auffallendes Gestein erwies sich bei näherer Untersuchung durch Payer als ein mächtiges Lager von, durch Sandstein getrennten, Kohlenflötzen, von 3/4 bis 18 Zoll Mächtigkeit. Die Entdeckung von Kohlen an dieser Stelle kann für die spätere Erforschung Grönlands sehr wichtig werden, denn von all den Lebensbedürfnissen, die man mit sich schleppen muß, ist das Brennmaterial dasjenige, welches der Dauer einer Reise ins Binnenland, und dem Aufenthalt daselbst, zuerst Grenzen setzt.

Eine andere interessante Entdeckung waren deutliche Spuren einstiger Diluvialgletscher. Es zeigten sich Felsschliffe bis zu 170 Fuß über dem Meere, und zwar in einem nun gänzlich eisfreien Thale, Mittel- und Seitenmoränen, mit dem charakteristischen scharfen Längengrat und dem diesen Schuttwällen eigenthümlichen Steinmehl.

Am 21. September trafen wir wohlbehalten wieder an Bord ein, nachdem wir im Ganzen 26,7 deutsche Meilen zurückgelegt hatten.

Die Vorboten des Winters fingen an sich immer mehr bemerklich zu machen, unsere wichtigsten Aufgaben waren und blieben daher die Sicherung des Schiffes und die Sicherung für die Ueberwinterung. Zunächst schien es geboten, alle Behälter an Bord noch einmal mit dem gesunden wohlschmeckenden Wasser der benachbarten Bäche zu füllen, denn den Gebrauch des durch Schmelzen des Schnees gewonnenen wollten wir möglichst lange vermeiden. Trotz der Schwierigkeiten, die das Wasserholen mit dem Boote machte, gelang es doch noch gerade zu rechter Zeit damit fertig zu werden; da bereits am 17. der Erdboden an der Oberfläche überall gefroren war und die Bäche nur noch spärlich Wasser zeigten, das in den nächsten Tagen ganz zu fließen aufhörte. Das Haupterforderniß war indeß ein sicheres Festlegen des Schiffes. Es durfte nicht mit treibendem Eise in Berührung kommen, sondern sollte ruhig eingefroren an seinem Platze bleiben, bis es im kommenden Sommer gelingen würde, dasselbe wieder von den Fesseln des Frostes zu befreien. Daß hier unter ungünstigen Verhältnissen den Reisenden die schwersten Verlegenheiten, ja Gefahren und Bedrängnisse der schlimmsten Art erwachsen können, davon hat die Geschichte der arktischen Reisen uns mehr als ein mahnendes Beispiel aufbewahrt. Der eminente Nordpolfahrer Kane trieb auf seiner ersten Reise mit dem Schiffe fast 9 Monate lang im Packeise eingeschlossen dahin, und auf der zweiten mußte er sich entschließen, die im Rensselaer-Hafen eingefrorene

Brigg zu verlassen, und mit den Böten eine höchst beschwerliche Reise nach Süden zu machen.

Wir selbst konnten menschlichen Erachtens nach den zukünftigen Ereignissen mit Ruhe entgegenblicken. Unser Schiff war zur rechten Zeit in den schönsten Winterhafen, den man nur wünschen konnte, eingelaufen. Es sah fast aus als hätte die Natur ihn eigens für die Germania geschaffen, diesen „Germaniahafen“.

Von beinahe rundlicher Gestalt und mit bedeutend verengtem Eingange liegt derselbe an der südöstlichen Spitze der Insel. Das im Norden breit vorgelagerte Land und der über 280 Meter hohe Bergrücken darauf bieten hinlänglich Schutz vor den rasenden Nordstürmen sowol, als auch gegen den durch dieselben aufgeregten Strom des Packeises, und die im Südost vorgelagerte Walroß-Insel schützt den Hafen vor zu starkem Pressen und Schieben des Eises, das, durch Seewinde und Strömungen getrieben, gegen die benachbarten offenen Küsten von furchtbarer Wirkung ist.

Am 24. September wurde das Schiff an die ihm angewiesene 300 Schritt von der westlichen Landspitze entfernte Stelle geschafft. Es mußte zu diesem Zwecke aus dem nun schon 3 Zoll dicken Eise losgehauen und ein Kanal nach der betreffenden Stelle hin gesägt werden. Die Eissägen und der Gesang der das Schiff fortziehenden Matrosen tönten munter in den schönen Wintermorgen hinein, und vor Mittag schon war die Arbeit beendet. Die Germania lag für 290 Tage zur Unthätigkeit verdammt. Der Bug war gegen Nordnordwest gerichtet, um so die Macht der Stürme möglichst abzuschwächen.

Zum letzten male war am Morgen das jedem Seefahrer so eigenthümlich klingende Kommando „Hiev Anker“ und das darauffolgende taktmäßige Klappern der Ankerwinde gehört worden. Wir begannen nun die Segel abzuschlagen und fest zusammenzurollen, dann die Rahen und die große Stenge herunterzunehmen und alles laufende Tauwerk auszuschießen. Die Vorstenge ließen wir absichtlich oben, um einen möglichst erhabenen Punkt zu behalten, der im Laufe der Zeit vielleicht bei Beobachtungen über Luftströmung und Elektricität von Nutzen sein konnte.

Dann wurde vor allen Dingen klar Deck gemacht, das große Boot zum ersten mal von seinem Platze gehoben, die Reservespieren und Alles, was von Fässern und Kisten noch da war, aufs Eis und dann ans Land befördert.

Von dem Proviant errichteten wir auf halber Höhe der Sternwartenhalbinsel ein großes „Depot“. Die auf einer Unterlage von Holz fest zusammengestellten Kisten und Fässer wurden mit Segeln bedeckt, deren Ränder man durch schwere Steine festzulegen suchte. Derartig geborgen schienen unsere Sachen Stürmen wie Bären trotzen zu können.

Das Nächste war, zwei Observatorien herzurichten, in denen wir die Instrumente aufstellen konnten, um ungestört durch äußere Einflüsse die Beobachtungen ausführen zu können. Eins derselben war für die astronomischen Arbeiten bestimmt und führte den stolzen Namen „Sternwarte“, diente auch zugleich zur Aufstellung der meteorologischen Instrumente, welche der freien Luft ausgesetzt werden mußten,



S. 91. Germania im Winterhafen.

also der Thermometer, Windfahne und Anemometer, das andere sollte die magnetischen Instrumente aufnehmen. Die wichtigsten unter allen Beobachtungen, welche eine Expedition in einem wenig bekannten Lande machen kann, sind unstreitig die meteorologischen. Es wurde demnach auch sogleich auf dem Eise ein Thermometer aufgestellt, welches in einem Kasten hing, der wiederum von einer größern Kiste frei umgeben war, um es gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, und dieses wurde den ganzen Winter hindurch, auch nachdem das Observatorium an Land fertig war, mit abgelesen.

Das astronomische Observatorium war ein sehr primitiver Bau im Eskimostil. Die Mauern bestanden einfach aus übereinandergelegten großen Steinen, wie sie eben an Ort und Stelle zu finden waren, die sich nur durch ihre Unebenheiten gegenseitig stützten. Die Länge im Innern betrug 2,9, die Breite 2,0, die Höhe im Giebel 1,8 und die Dicke der Mauern etwa 0,7 Meter. Seiner Bestimmung entsprechend erhielt es in der Richtung des Meridians einen Spalt von 0,5 Meter Breite, der im Süden zugleich den Eingang bildete. In ähnlicher Weise war das magnetische Observatorium, nur, daß es keinen Spalt und statt von Brettern ein Dach aus getheertem Segeltuch (Presenning) erhielt. Wie die Sternwarte nach dem astronomischen, so wurde dieses Gebäude nach dem magnetischen Meridian orientirt. Der Bau hielt uns übrigens viel länger auf, weil mittlerweile die Temperatur sehr gesunken war (auf — 10 bis — 12° R.), die Steine schwerer aus dem gefrorenen Erdreich herauszuarbeiten und überhaupt bei dem starken Bedarf die passenden Steine in der Nähe seltener geworden waren und aus größerer Ferne herbeigeholt werden mußten.

Um Schnee und Wind abzuhalten und auch dadurch zur Erwärmung des Schiffes beizutragen, wurde jetzt schon ein Zelt aus starkem Segeltuch über dasselbe ausgespannt, und eine 3 Zoll dicke Schicht Moos konnte schließlich über Deck gelegt werden.

Das Zeltdach war vor der Abreise schon fertig gemacht worden, und so handelte es sich jetzt blos um ein Aufstellen. An der Riegelung wurden zunächst senkrechte Stützen angebracht, damit man auch hier noch aufrecht gehen konnte, und von deren Ende zog sich das Dach ziemlich schräg nach der First hinauf, die von dem horizontal gelegten großen Baum und Schunerbaum gebildet wurde. Vom Vormast senkte sich dieselbe zum Fockstag und mit demselben zum Vordersteven hinab, während über dem Heck das Zelt mit einem mehr senkrechten Giebel abschloß.

An Backbordseite, also den Observatorien zugewendet, befand sich der Ausgang, die einzige Oeffnung des Zeltes, die sich auch noch durch eine Klappe schließen ließ. Durch dieses kleine Loch schlüpfte man hindurch, um dann auf einer hölzernen Treppe von fünf Stufen auf das Eis zu gelangen.

Uebrigens wurde das günstige Wetter auch noch benutzt, um das Schiff von außen zu theeren.

Während so allmählich das äußere Schiff sein Winterkleid anlegte, wurden auch im Innern desselben wesentliche Veränderungen vorgenommen. Es galt hier

nicht allein, den möglichsten Schutz gegen Kälte herzustellen, sondern ebenso sehr, dasselbe recht wohnlich und behaglich zu machen.

Der Wärme halber befand sich ja schon von Anfang an die Kajüte vorne, gleich hinter dem Logis, und war wie ein Käfig mitten in den Schiffsraum hineingebaut, sodaß dieser sie von vier Seiten umgab.

Hieran mußte sich für den Winter nun auch eine Kapitänskajüte schließen, da die bisherige durch ihre isolirte Lage hinten im Schiff zu viel Kohlen zur Heizung erfordert hätte.

Da es ferner für die Arbeiten und Unterhaltungen der langen Winterszeit im hohen Grade wünschenswerth schien, etwas mehr Raum zu erhalten, so wurde die hintere Wand der Kajüte um 0,75 Meter zurückgesetzt, und in derselben Breite wie diese ein neuer Raum von 1,1 Meter Tiefe dahinter aufgezimmert, der durch eine thürlose Oeffnung mit ihr zusammenhing.

Die Bretterwände der Kajüte wurden dann von außen mit starkem Filz und von innen mit dickem wollenen Stoffe (sogenanntem Coating) bezogen. Den Fußboden bekleidete man theils mit einer Decke, theils ebenfalls mit Filz und darüber genageltem Segeltuch. Dann mußte auch der eiserne Ofen seinen Platz verändern und in die hinterste tiefstgelegene Ecke wandern, von wo aus er den Raum am wirksamsten erwärmen konnte.

Die Kappe wurde inwendig ebenfalls ausgeschlagen, äußern Schutz suchten wir ihr später durch Schnee zu schaffen.

Selbstverständlich durfte auch das Oberlicht (skylight) nicht offen bleiben, und so bedeckten wir es von außen und innen. Zunächst blieb es jedoch in den hellen Stunden des Tages noch frei. Um das Tageslicht möglichst lange zu benutzen, blieb auch die Backbordhälfte des Zeltdaches auf dem Vorderschiffe vorläufig noch zurückgerollt, und zwar bis zum 9. October. Von da ab brannten den ganzen Tag hindurch die Lampen.

Aber neben der Kälte ist es bekanntlich ein anderer Feind, der dem überwinternden Europäer im Norden auflauert und ihm nicht nur Unannehmlichkeiten, sondern auch Krankheiten zuzieht. Dieser Feind ist die Feuchtigkeit. Der aus verschiedenen Quellen stammende Wasserdampf der Luft in den bewohnten Räumen schlägt sich naturgemäß an allen dort befindlichen relativ kalten Gegenständen nieder. Das sind vor Allem die Wände und die Decke der Kajüte, dann aber auch alle in der Nähe derselben befindlichen Sachen, und zwar vorzugsweise die dem freien Zutritte der Luft mehr zugänglichen. So sind es von jeher die in festen Kojen gelegenen Matratzen gewesen, die man nicht genug vor Feuchtigkeit und daraus sich bildendem Eise schützen konnte.

Wenn somit luftige Lage und unablässiges Auslüften als Haupterforderniß erscheinen, so genügt das doch noch nicht, um die Feuchtigkeit wirklich auch aus dem Raum zu entfernen. Um das zu erreichen, bohrten wir nach dem Vorgange Roß' Löcher von 2 Zoll Durchmesser durch das Deck und stülpten über dieselben ein nachträglich mit Schnee bedecktes großes eisernes Hohlgefäß. An der sehr

kalten Innenfläche desselben setzt sich bald aus den condensirten Wasserdämpfen der Luft eine Eiskruste ab, die dann von Zeit zu Zeit entfernt wird.

Solcher „Condensatoren" stellten wir zwei über der Kajüte, zwei über dem Logis (Behausung der Mannschaft) sowie einen über der Kapitänskajüte auf.

Im Logis war begreiflicherweise zunächst keine andere Heizung nöthig als die, welche durch das tägliche Kochen in der Kombüse erzielt wurde. Ja um die Mittagszeit steigerte sich die Hitze dort in solchem Maße, daß die Thür geöffnet werden mußte und die Löcher der Condensatoren noch lange unbedeckt blieben. Dadurch wurde zugleich auch am besten die Feuchtigkeit entfernt.

Als eine letzte wesentliche Einrichtung mußten wir die Schmelzapparate ansehen, die uns den Winter hindurch aus dem Schnee trinkbares Wasser herstellen sollten. Um den Schornstein der Kombüse wurde ein Behälter construirt, von dessen Boden eine Röhre durch das Deck in ein Gefäß der Kombüse hineinführte. Der in den Behälter geworfene von der Wärme des Schornsteins geschmolzene Schnee fand so einen passenden Abfluß. Weit ergiebiger aber waren uns einfache große Töpfe, die mit Schnee gefüllt der eine auf unsern Ofen, der andere auf die Kombüse gestellt wurden.

Unter allen diesen Vorbereitungen im September und October waren die Tage merklich kürzer und die Luft kälter geworden. Da es aber noch immer nicht geschneit hatte, so wurde beschlossen, das Schiff vorläufig wenigstens mit einem Walle von Eisblöcken zu umgeben. Dies geschah am 11. October. Zugleich wurde eine Reihe solcher Blöcke von dem Heck des Schiffes aus in einer Linie nach der kleinen Brücke, die bei der Sternwarte ans Land führte, aufgestellt, wo sie bald festfroren, und auf denselben ein Tau bis auf das Land hingezogen. Diese schon von Parry erprobte Einrichtung sollte dazu dienen, bei dunkler Luft oder dichtem Schneewetter den Weg zum Schiff immer sicher anzuzeigen. Wir ahnten damals noch nicht, welche große Dienste uns dieser improvisirte Zaun einst leisten sollte. Auch unsere Jolle wäre mehr als einmal vom Sturme fortgerissen worden, wenn sie nicht hier ein Hemmniß in ihrer wilden Fahrt gefunden hätte.

Den ganzen October hindurch bis in den November hinein erfreute uns das schönste Herbstwetter. Wir nannten diese Zeit mit gutem Rechte Spätherbst: ein rechter Winter war es für unser Gefühl noch nicht. „Schönes klares Wetter bei Windstille", das ist die stets wiederkehrende Notiz im Schiffsjournal, und wir hatten in der That einen „über Ostgrönland lachenden ewig heitern Himmel".

„Die Windstille ist der herrschende Wind in Ostgrönland", dieser Ausspruch fand sich vollkommen bestätigt, aber wir konnten schon jetzt den Zusatz machen: wenn es aber wirklich weht, so ist's immer Sturm aus Norden! wobei selbstverständlich weder das Eine noch das Andere wörtlich zu nehmen.

Die Kälte nahm im Laufe des October wesentlich zu, wenn auch kaum in dem Maße, wie wir es erwartet hatten. Während Ende September die mittlere Tagestemperatur noch — 8° R. betrug, fiel sie am 19. October bereits auf — 19,2°.

Das junge Eis hatte ziemlich schnell an Dicke zugenommen; diese betrug am

27. September: 7″; 3. October: 8″ (bei Klein-Pendulum bereits 12—14 Zoll); 5. October: 12½″; 11. October: 15″.

Die Eisbildung geht in der Weise vor sich, daß zuerst einzelne Nadeln zusammenschießen, die zunächst gar keinen Zusammenhang haben, dann einen dicken Brei bilden und endlich sich zu einer Eisdecke vereinigen, welche so biegsam ist, daß sie bei einer Dicke von 10 Millimeter die Dünung und den Wellenschlag, natürlich gedämpft, in schön gerundeten Wellen fortpflanzt, ohne dadurch zu zerreißen.

Die Temperatur des Wassers unter dem Eise betrug — 1,7° R. und blieb den ganzen Winter hindurch dieselbe.

Eine eigenthümliche Erscheinung beobachteten wir schon längere Zeit hindurch, die auf den ersten Blick geradezu in Widerspruch mit allen bekannten Thatsachen zu stehen scheint. Ganz im Anfang war die Oberfläche des jungen Eises im Hafen glatt und fest, bald darauf aber fanden wir sie feucht und schmierig, selbst bei 6—8° Kälte. Es zeigte sich nun, daß dieser feuchte Ueberzug stark salzig war, und zwar auch an Orten, wo, wie z. B. ganz binnen in der Bucht, von einem Uebertreten des Wassers vom Ufer her oder aus Spalten und Löchern nicht gut die Rede sein konnte.

Das Eis im Hafen selbst behielt fast ganz die glatte Oberfläche und das Aussehen der ersten Zeit. Vor dem Hafen aber war das junge Eis bald nach seiner Bildung vielfach und oft in weiter Ausdehnung übereinandergeschoben, und zwar häufig wie mit einzelnen rechteckigen Zungen. Im Süden des Hafens und im Osten der Walroß-Insel zeigte sich diese Erscheinung am stärksten ausgeprägt. Der Grund davon sowie von den natürlich vorhergegangenen Brüchen im Eise ist in dem Andrängen schwerer Massen zu suchen, die, durch Strömung oder Winde bewegt, heransetzen. In derselben Weise wird das junge gedrängte Eis, wenn ihm eine Küste entgegensteht, auf diese hinaufgeschoben, oder wenn das Ufer steil ist, an demselben zerbrochen und zu einem wilden Haufen übereinandergethürmt. Diese Eisanhäufungen am Ufer werden durch die Wirkungen von Flut und Ebbe noch bedeutend vermehrt, und wenn der Unterschied auch nur etwa 3 Fuß betrug, so mußte doch jedesmal beim Sinken des Wassers das Eis am Ufer abbrechen und während der Flut langsam, aber stetig gegen das Ufer drängen. Auf diese Weise bildet sich im Gegensatz zu der eigentlichen Eisdecke des Meeres ein dem Ufer mehr oder minder fest anhängender dieses umsäumender starker Wall, den man als „Eisfuß" zu bezeichnen pflegt.

Alle diese Bewegungen des Eises, das langsame Drängen, Pressen, Biegen und Schieben, das Brechen der am Eisfuß liegenden Schneemassen, gehen nicht lautlos vor sich, sondern sind meistens von gewissen Tönen begleitet, die man wol die „Stimmen des Eises" genannt hat. Bald hört man ein leises Singen, Sausen oder Brummen, unterbrochen von dem verschiedenartigsten Knistern, Knacken und Krachen; bald tönt es aus größerer Entfernung unregelmäßig herüber, wie menschliches Stimmengewirre, wie das wechselnde Getöse eines Bahnzuges oder einer Schlittenpartie; oder man glaubt die Tritte und Stimmen aller möglichen Thiere zu hören. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, diesen Geräuschen in stiller Mond-

scheinnacht zu lauschen, und oft genug wurden wir in der ersten Zeit durch sie irregeführt.

Während so der Winter heranrückte, während die Sonne mit jedem Tage kleinere und kleinere Kreise beschrieb, die Kälte zunahm und Schnee bereits das Eis und alle Schluchten bedeckte — befanden auch wir uns im Uebergange zu dem eigentlichen Winterleben, dessen Anfang wir auf den 6. November, den Tag des Verschwindens der Sonne, setzten.

Den bevorstehenden Schrecknissen der Polarnacht durften wir frischen Muthes und mit zuversichtlicher Ruhe entgegensehen. Wie hätte uns Gesunden Furcht vor Erkrankung kommen können? Trefflich verproviantirt, wie wir waren, galt uns selbst der berüchtigte Skorbut nur als Zielscheibe übermüthigen Scherzes.

Die letzte Zeit des Jahres sollte noch möglichst zu wissenschaftlichen Forschungen benutzt werden. Oberleutenant Payer machte wiederholt geologische Excursionen, und auch Dr. Pansch, der, obwol die Schußwunde noch nicht vernarbt war, doch am Bau der Observatorien tüchtig mit geholfen hatte, ging botanisiren und sammeln, soweit dies in der vorgerückten Jahreszeit überhaupt noch möglich war.

Wenn auch bereits Mitte September der Jahreslauf der Pflanzen so gut als abgeschlossen war, so gab es doch zwei, die sich darin anders verhielten, indem sie, ihre grünen Blätter dem Boden anschmiegend, keck in den kalten Wintertag hineinblickten und selbst noch wohlerhaltene Blüten trugen.

Es sind diese das Hornkraut (Cerastum alpinum L.) und das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata R. Br.). Ersteres gleicht darin unserer allbekannten Hühnermiere, daß sich im Herbst zwischen den abgestorbenen Pflanzentheilen die grünen weichhaarigen Blätter der jungen Sprosse, vielleicht auch die gerade vorhandenen Blüten oder Blütenknospen frisch erhalten, dem Froste trotzen und später, von Schnee bedeckt, die Winternacht hindurch unverändert bleiben, um mit dem beginnenden Frühjahre, sobald die Wärme in den Boden bis zu den Wurzeln eingedrungen ist, das vor neun Monaten unterbrochene Wachsthum ohne eine später an der Pflanze merkbare Unterbrechung weiter fortzusetzen.

Dieses interessante Verhältniß, das man hier im hohen Norden kaum vermuthet, zeigte sich beim Hornkraut immer nur an günstigen Orten, so z. B. auf der Höhe der Walroß-Insel. Viel deutlicher und constanter trat es bei dem Löffelkraut hervor. Diese Pflanze, von der auch mehrere Arten an unsern deutschen Küsten wachsen, ist im hohen Norden ziemlich verbreitet, und von den ältesten Seefahrern wurden dort schon die saftigen grünen Blätter als ein specifisches Mittel gegen den Skorbut fleißig eingesammelt und gegessen. Wenn es diese Bedeutung nun heutzutage auch nicht mehr haben kann, so sind die Blätter doch immer als Salat ein ebenso gesundes als angenehmes Gericht. Wir benutzten es kaum, theils weil es zu sparsam wuchs, theils weil wir ja frische conservirte Gemüse im Ueberfluß hatten. In größerer Menge fanden wir auf der ganzen Reise das Löffelkraut eigentlich nur an zwei Orten: auf dem Ende der Sternwartenhalbinsel und auf den Klippen der Walroß-Insel. Aber nicht, wie in der

Heimat sucht es den salzdurchfeuchteten Boden, sondern bewohnt, mehr Stein- und Felsenpflanze, gern die höchsten Theile dieser Orte.

Einjährige Pflanzen, deren es im gemäßigten Klima so viele gibt, hat die arktische Flora nur wenige. Wir fanden eigentlich keine einzige, doch könnte man eine Art Steinbrech (Saxifraga flagellaris Willd.) hierher rechnen, die sich durch Absenker fortpflanzt. Alle übrigen Pflanzen sind ausdauernde Stauden, von denen jedes einzelne Individuum lange Zeit hindurch die Art erhält, ohne genöthigt zu sein jedes Jahr Samen zu reifen.

In weit geringerer Ausdehnung war es leider nur möglich, die Meeresflora kennen zu lernen.

Wenn so das Land dem Botaniker doch noch allerlei Interessantes darbot, so fand der Zoologe dafür um so weniger. Das niedere Thierleben hatte seit den ersten ordentlichen Nachtfrösten (d. h. auf dem Lande, denn am Ufer fror es schon weit früher bei Nacht) sein Ende erreicht, und von Vögeln waren bereits die meisten fortgezogen. Doch wurden noch am 5. October zwei Schneeammern beobachtet.

Außer Kolkraben, die wir häufiger sahen, besuchten uns Ende September noch einzelne Bürgermeister-Möven (Larus glaucus) und eines Tages kreisten drei Falken über dem Schiffe. Eiderenten hatten uns schon Ende September verlassen; die letzten zeigten sich am 24. in der Nähe des Schiffes bei den Wasserlöchern.

Lemminge, jene unansehnlichen, in der Gestalt dem Maulwurf ähnelnden Nagethiere der arktischen Zone, schienen hier, wenigstens den Spuren nach zu urtheilen, nicht selten zu sein; doch gelang es uns nur ein Exemplar zu erlangen. Es war der im arktischen Asien überall verbreitete, in Westgrönland bisjetzt aber nicht beobachtete Ring-Lemming (Myodes torquatus Pall.). Eisfüchse wurden öfters bemerkt. Anfangs November erhielten wir ein Exemplar des sogenannten „Blaufuchses" der Pelzhändler, d. h. eines Eisfuchses, der, aus noch unaufgeklärten Ursachen, den schwarzgrauen Sommerpelz auch im Winter behält, der wegen seiner Seltenheit besonders geschätzt ist.

Renthiere erschienen in unserer Nähe stets nur vereinzelt oder zu zweien, waren sehr schen und ließen sich durch ungeschickte Annäherung leicht verjagen. Moschusochsen wurden nicht weiter gesehen. Dagegen verzeichnete die Germania am 20. October den ersten Besuch eines Eisbären. Als Dr. Börgen im Halbdunkel der siebenten Abendstunde die Ablesung bei der Flutstange machen wollte, sieht er plötzlich in der Entfernung von nur 30 Schritten einen Bären langsam herankommen. Unbewaffnet wie er ist, zieht er sich schleunigst aufs Schiff zurück, und nun stürzt natürlich Alles auf Deck und macht die Gewehre klar. Der Bär aber mochte bei der entstandenen Unruhe oder dem ungewöhnlichen Anblicke des Schiffes doch etwas stutzig geworden sein: in weitem Bogen schreitet er um dasselbe herum, häufig stillstehend und die Schnauze in die Höhe hebend. Da er dem Lande zugeht und uns nicht weiter berücksichtigen zu wollen scheint, suchen wir ihn durch ein lieblich duftendes Speckfeuer anzulocken — aber vergeblich! Endlich nach längerer Zeit wird er wieder entdeckt, wie er beim magnetischen Observatorium an den Steinen herumarbeitet, die der Doctor dort über allerlei zu Köder für Füchse, Raben u. s. w.

bestimmte Fleischabfälle gehäuft hatte. Mit guter Waffe und Munition versehen, naht man sich ihm jetzt vorsichtig von zwei Seiten; durch den Schenkel getroffen, wendet sich das stark blutende Thier in mächtigen Sätzen zur Flucht quer über das Land. Aber bald nöthigt zunehmende Ermattung es zum Sitzen; unsere Jäger in wildem Laufe über die Steine zu ihm hin, und wieder sausen die Kugeln! Der Bär rafft sich auf, stürzt dem Eise zu und wird schon fast von den athemlosen Verfolgern für verloren gegeben, als er, Blutströme vergießend, zusammenbricht. Hurrah! und bald umstehen die Gefährten bewundernd das schöne kräftige Thier.

Am 12. October begannen die meteorologischen Beobachtungen, welche sich während des ganzen Winters, vom October bis zum Mai, fortsetzten. Die Ablesung von vier Thermometern und zwei Barometern, Anemometer, Windrichtung, Bewölkung u. s. w. wurden stündlich, vor und nach dieser Periode zweistündlich



Flutmesser.

gemacht. Während der Stürme, welche das Anlandkommen unmöglich machten, ward ein Thermometer auf Deck abgelesen, welches bei leidlich heftigem Winde keinen Unterschied gegen die Thermometer an Land zeigte, bei Windstille aber meist ein paar Grad höher stand. Außer den in einem Kasten an der Sternwarte aufgehängten Thermometern war noch eines auf dem Eise mitten zwischen Schiff und Land postirt worden, und bei diesem war eine schwarz-weiß-rothe Flagge aufgehißt, theils zur Zierde, theils um die Windrichtung anzuzeigen. Vom 22. November bis zum 19. Januar war es nicht möglich, um Mittag die Thermometer (in einem nach Norden geöffneten Kasten) ohne künstliche Beleuchtung abzulesen. Es diente dazu eine mit einer Linse versehene Lampe.

Am Heck des Schiffes war ferner ein sinnreicher Apparat angebracht, um das Steigen und Fallen der Fluten zu beobachten. Das Loch im Eise, durch welches

die Stange über dasselbe hinausragt, von uns kurzweg „Flutloch" genannt, diente zugleich dem Koch zum Entnehmen des nöthigen Wassers und versprach uns bei ausbrechendem Feuer die einzige Rettung. Dasselbe stets eisfrei und in gehöriger Größe zu halten, war unsere tägliche Sorge.

Von der großen bisjetzt noch in so manchen Punkten räthselhaften Naturkraft, die wir den Magnetismus der Erde nennen, deren Wirkungen erst in neuerer Zeit von Gauß erfolgreich der theoretischen Berechnung unterworfen werden konnten, beobachten wir eine dreifache Wirkung auf eine an der Oberfläche der Erde befindliche Magnetnadel, nämlich erstens die Richtung, welche eine in horizontaler Ebene bewegliche Magnetnadel unter dem Einfluß des Erdmagnetismus in Beziehung auf die astronomische Mittagslinie annimmt, zweitens die Kraft, mit welcher die besagte Nadel in diese Richtung gezwungen wird, und drittens die Neigung, welche eine freibewegliche, in ihrem Schwerpunkte unterstützte Magnetnadel gegen den Horizont zeigt. Wenn diese drei Größen für eine Anzahl von Punkten auf der Erdoberfläche bestimmt sind, so kann man daraus nach Gauß' Theorie dieselben für jeden andern Ort berechnen, und wie wichtig dies ist, leuchtet augenblicklich ein, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Bedeutung der Kompaß für den Seefahrer hat. Aber nicht blos diese im Großen und Ganzen regelmäßigen und einfachen Bewegungen der Magnetnadel haben Interesse, sondern jede der vielen kleinen momentan auftretenden Schwankungen, welche den Linien auf den genannten Tafeln das gezackte Aussehen geben, hat ihre Wichtigkeit. Die Vergleichung gleichzeitiger Beobachtungen an verschiedenen, selbst sehr entfernten Orten weist nämlich oft die überraschendste Aehnlichkeit, selbst in den kleinsten Details, dieser Störungen auf, und beweist dadurch, daß die Wirkung solcher oft nur momentaner Störungen auf große Entfernungen hin verspürt wird und zwar mit solcher Gleichartigkeit, daß man diese Schwankungen zu Längenbestimmungen verwenden könnte. Es war daher schon vor der Abreise laut Verabredung zwischen den Herren Professoren Kohlrausch und Klinkerfues bestimmt worden, daß wir vom 21. December anfangend, bis zum 21. Juni, am 21. jeden Monats einen vierundzwanzigstündigen Termin abhalten sollten, bei dem in den ersten 10 Minuten jeder halben Stunde möglichst oft der Stand der Declinationsnadel aufgezeichnet werden sollte.

Zwischen je zwei vierwöchentlichen Terminen schalteten wir noch einen ein, sodaß alle 14 Tage ein vierundzwanzigstündiger Termin stattfand.

Bei den Terminbeobachtungen waren, wie bei den meteorologischen, Koldewey, Sengstacke, Tramnitz, Ellinger, Copeland und Börgen thätig. Jeder beobachtete zweimal zwei Stunden.

Sehen wir uns nun das Local und den Beobachter in seiner Thätigkeit näher an. Viel Raum ist nicht vorhanden, die Wände sind $2\frac{1}{2}$ Meter lang, und zwischen 1,6 und 1,8 Meter hoch. Die zur Bedachung benutzte Presenning, die über Bootsmasten und Brettern ausgespannt ist, hängt in den Zwischenräumen durch die Schneelast hinuntergedrückt, bauchig herab, den Raum in der Höhe noch mehr verengend. In der Nordwestecke ist eine Art Bank aus Steinen erbaut, zur Aufstellung des Magnetometers und Galvanometers, ungefähr in der Mitte des Locals

steht ein (von Bremerhaven mitgebrachter) behauener Sandsteinpfeiler, der den Ablesungstheodoliten trägt, und in der Nordostecke steht auf einem großen Steine der Erdinductor, von dem Drähte nach dem Galvanometer hinführen. Vor dem Theodoliten, welcher auf seiner Axe eine Millimeter-Scala trägt, stehen auf einem Brett vier Stearinkerzen zur Beleuchtung der letztern, und irgendwo auf dem Fußboden befindet sich eine kupferne Lampe, deren fünf mit Bärenfett gespeiste Dochte die Temperatur auf — 6° bis — 8° R. erhöhen. Dies scheint dem von draußen aus — 20° bis — 25° R. Hereintretenden eine ganz behagliche Wärme, nachdem er aber zwei Stunden ruhig vor dem Theodoliten gesessen hat, hört er doch nicht eben ungern die Ablösung kommen. Der Beobachter sitzt ruhig hinter dem Fernrohr, denn viel Umherlaufen gestattet weder der Raum, wenn er nichts umstoßen, noch die Zeit, wenn er keine Beobachtung versäumen will. Die Hände sind, außer beim Niederschreiben der Beobachtungen, in den unvermeidlichen Pelzhandschuhen, ohne die man nicht ausgehen kann, vergraben. Das Taschenchronometer, welches in möglichst gleicher Temperatur bleiben muß, wird stets in der einen Hand gehalten. Der Stand der Magnetnadel wird nun auf folgende Weise beobachtet. Ein fest mit derselben verbundener Spiegel wirft das Bild der Scala in das Fernrohr des Theodoliten und man notirt nun, bei welchem Scalentheil der Verticalfaden des Fernrohrs steht. Bewegt sich dann die Nadel, so tritt ein anderer Scalentheil an den Faden und man kann nun angeben, um wieviel die Nadel sich bewegt hat, wenn man noch die Entfernung der Scala von dem Spiegel kennt. Durch eine getrennte Beobachtung muß dann noch bestimmt werden, welche absolute Declination einem bestimmten Scalentheile entspricht, um für jede Beobachtung angeben zu können, welche Declination stattgefunden hat.

Jede zwei Minuten in den ersten zehn jeder halben Stunde und in der Zwischenzeit alle fünf Minuten wird der Stand der Nadel notirt, sodaß jede Stunde achtzehn Beobachtungen liefert, deren jede wieder aus sieben Ablesungen der Scala zusammengezogen ist.

Es wurden auf diese Weise sieben Termine beobachtet. Hier sei nur erwähnt, daß sich die Declination = 45° 8′ 8″, die Inclination = 79° 41′ 16″, die horizontale Intensität = 1.0480 und die ganze Intensität = 5.854 in absolutem Maße nach Gauß ergab.

Schon Anfang October (7.) war eine kleine Recognoscirungs-Expedition (Kapitän Koldewey, Dr. Copeland, Oberleutenant Payer und drei Matrosen) nach Westen aufgebrochen, um das Innere der „Flachen Bai" nach etwaigen Kohlenlagern zu untersuchen, hatte aber wegen Nebel und Schneegestöber unverrichteter Sache umkehren müssen. Es schien daher fraglich, ob eine größere Excursion bei den jetzt schon sehr kurzen Tagen, der zunehmenden Kälte, den immer heftiger auftretenden Stürmen und bei unserer bisjetzt geringen Erfahrung überhaupt noch unternommen werden konnte; aber Oberleutenant Payer wünschte sehr, das Jahr womöglich mit einer guten Entdeckung zu beschließen, da nach seiner Ansicht gerade der Herbst als die günstigste Jahreszeit für Schlittenexpeditionen an der Ostküste Grönlands bezeichnet werden muß.

„Die mäßige Kälte des Herbstes", so schreibt Payer, „bietet gegenüber der weit strengeren des Frühjahres den Vortheil, mit einer verhältnißmäßig leichten Bekleidung auszureichen. Reichliche wollene Wäsche vermag dann noch die beschwerlichen Pelze zu ersetzen, ebenso sind Gesichtsmasken, Schneehauben u. s. w. entbehrlich; zur Noth lassen sich auch noch lederne Stiefel anstatt solcher aus Segeltuch verwenden. Selbst Schneebrillen werden im Herbste nur nach frischem Schneefalle oder bei bedecktem Himmel zur Nothwendigkeit, denn das Land bietet dem Auge in seinen dunkeln Massen noch der Ruhepunkte genug. Ein weiterer wesentlicher Vortheil der Periode von Mitte September bis Anfang November sind die dann in der Regel schneelosen glatten Eisbahnen der Fjorde."

Dem gegenüber hält Kapitän Koldewey das Frühjahr für geeigneter zu Schlittenreisen und resümirt die überwiegenden Nachtheile, welche der Herbst bietet.

„Dahin gehört vor Allem die rasch abnehmende Länge der Tage, welche die Arbeitszeit so sehr einschränkt und zu einer Menge Unannehmlichkeiten des Zeltlebens Veranlassung gibt, die beim Tageslichte nicht vorhanden sind. Außerdem aber, was sehr zu beachten, wird die Sonne bei dem kleinen Bogen, den sie noch am Himmel beschreibt, zu den für jede größere Aufnahme eines Landes unbedingt nothwendigen astronomischen Ortsbestimmungen nahezu untauglich.

„Mit der Abnahme der Tage ist ferner eine Abnahme der Temperatur verbunden, welche namentlich bei längern Reisen schwer ins Gewicht fallen würde. Dazu kommt der moralische Eindruck, welchen der Mangel des Sonnenlichtes an sich schon hervorbringt. Im Frühjahr dagegen findet, obgleich die Temperatur im Mittel wol etwas niedriger ist, das Umgekehrte statt (das Monatsmittel des October war — 11,06° R., das des April — 13,21° R.); es wird mit der Dauer der Reise wärmer und wärmer, die immer längere Zeit scheinende und höher steigende Sonne belebt die Reisenden; man kann die Nächte zum Tage machen, während der kältesten Tagesperiode marschiren und während der wärmsten der Ruhe pflegen. Ortsbestimmungen sind häufiger und besser auszuführen, und die Erforschung des Landes kann mehr gefördert werden. Allerdings bieten die rasenden Schneestürme, die besonders in Ostgrönland zu wüthen scheinen, dem Vordringen im Frühjahr wieder ein bedeutendes Hinderniß dar; doch wird dieser Nachtheil durch die ebenerwähnten Vortheile mehr als aufgewogen.

„Nach allen diesen soeben entwickelten Verhältnissen sowie nach der Erfahrung aller frühern arktischen Reisen geht nun meine Meinung dahin, daß ich im Allgemeinen nicht den Herbst, sondern den Frühling für längere arktische Schlittenreisen als die günstigste, ja einzig taugliche Jahreszeit ansehe, daß aber allerdings in gewissen Gegenden, z. B. Ostgrönland, Herbstreisen bis zur Dauer von drei bis vier Wochen unter Umständen zulässig erscheinen, vorausgesetzt, daß den Reisenden und namentlich dem Führer einige praktische Erfahrung zur Seite steht, und daß die nöthigen Kräfte der Expedition dazu, unbeschadet anderweitiger dringender Arbeiten, zur Verfügung gestellt werden können. Die größte Vorsicht ist indeß unter allen Umständen anzurathen, da ein Misgeschick im Herbst die allertraurigsten Folgen nach sich ziehen könnte, weit mehr, als dieses im Frühjahre der Fall wäre."

S. 104.

Eisberge am Kap Borlase-Warren.

Eine äußerst nützliche Regel bei derartigen Entdeckungsreisen ist übrigens, um dies gleich hier einzufügen, die, sich von der Küste, mit Ausnahme gelegentlicher Besteigungen hoher Aussichtspunkte, ungefähr ein bis zwei deutsche Meilen entfernt zu halten. Man spart dadurch Umwege und Irrfahrten und vor Allem wird nur auf diese Weise die Landesaufnahme richtig und rasch ermöglicht. Ueberhaupt können Schlittenreisen in Ostgrönland, nach Payer's Ansicht, nur über das zugefrorene Meer oder die Fjorde unternommen werden, denn über Land sind sie absolut unausführbar und zwar infolge der Unebenheit und der selbst im Winter unzureichenden Schneebedeckung desselben. Kapitän Koldewey spricht sich indeß dahin aus, daß Schlittenexpeditionen, wenn sie gehörig ausgerüstet sind, beträchtlich höher als über den 80. Breitengrad hinaus vorzudringen im Stande sind.

Die erwähnte, unter der Führung Payer's stehende Schlittenexpedition, an der noch Dr. Copeland und drei Matrosen (Iversen, Wagner und Herzberg) theilnahmen, verließ die Germania am 27. October.

Ein Schlitten, dessen zu schmale Kufen erst verbreitert werden mußten, trug die ganze Ausrüstung: eine Kochlampe, 12 Flaschen Spiritus als einziges transportirbares Brennmaterial, zwei Hinterlader sammt Patronen, Schlittschuhe, Bergschuhe, Aneroid, Theodolit sammt Stativ, Speck, Salz, Schmalz, Pemmikan, Fleischextract, Cognac, Kaffee, Cacao und Schiffsbrot. Jeder von uns besaß seine eigene; sackartig zusammengenähte Decke. Zum Uebernachten diente uns ein kleines Zelt.

Um zur Clavering-Insel und zur Mündung des zu erforschenden Fjords zu gelangen, nahmen wir von unserm bereits von einer consistenten Eisdecke umgebenen Schiffe die Richtung nach Süden. Die Hälfte des Weges bis zu dem gegenüber unserm Winterhafen gelegenen Kap Wynn, dessen düstere Felsenstirn wir auch während der tiefsten Polarnacht zu erkennen vermochten, legten wir auf Schlittschuhen zurück. Doch bald nöthigte uns die zunehmende Unebenheit des Eises und ein scharfer den Schlitten seitwärts abdrängender Südwind, gegen den wir bisher mühsam angekämpft hatten, dieselben abzuschnallen.

Der Wind nahm immer an Stärke zu, und da uns unsere wärmeren Bekleidungsstücke ihrer Verpackung wegen momentan unzugänglich waren, so litten wir trotz der mäßigen Kälte von — 14° R. derart, daß einige von uns schon zu Anfang der Reise Gefahr liefen, Gliedmaßen zu erfrieren. Wir suchten hinter einer Gruppe von Doleritsäulen am Strande Schutz, und legten uns schon um 4 Uhr nachmittags zur Ruhe nieder, denn um diese Jahreszeit hatten wir nur noch vier Stunden Tageslicht.

Begünstigt durch Mondschein und Windstille, zogen wir am folgenden Morgen (28.) schon um 3 Uhr weiter. Als die Helligkeit so weit zugenommen hatte, um durch die Besteigung eines Eisberges Orientirung in Aussicht zu stellen, hörten wir Copeland in geringer Entfernung „Ein Bär! ein Bär!“ rufen. Eiligst kamen wir herbei und fanden unsern Gefährten hinter einer Gruppe hoher Eisklippen in jenem Zustande der Aufregung, welche ein eben stattgehabtes Handgemenge mit einem Eisbären erklärlich macht. Derselbe erzählte uns nun, daß er aus einer Entfernung

von ungefähr 50 Schritten von demselben überfallen worden sei. Der Bär war aus einer dichten Barrière von Hummocks hervorbrechend, herangalopirt, hatte sich auf dem Glatteise bis auf fünf Schritte Entfernung herangeschleift, sich dann aufgerichtet, anspringend mit beiden Vordertatzen nach ihm geschlagen und ihn umgeworfen. Copeland hatte nicht Zeit gehabt, sein Gewehr zu laden, doch als ihm das Thier jetzt die Kleidung aufriß, hieb er dasselbe mit dem Lauf auf die sehr empfindliche Schnauze. Dies — vielleicht auch unsere lärmende Annäherung — hatte die unerwartete Folge, daß Petz die Flucht ergriff. Wir sahen den Unhold einige hundert Schritte fern in jenem schwankenden Galop, der ihm eigen ist, sich häufig umsehend von dannen ziehen.

Trotz aller Versuche, die vorgeschriebene südliche Route festzuhalten, drängte uns doch die zunehmende Dichtigkeit des Eisgewirres immer mehr nach Osten; und als wir um 8 Uhr morgens auf der Breite des zu umfahrenden Kap Borlase Warren am Ausgang der Gael-Hamkes-Bai anhielten, waren wir von der Küste fast eine deutsche Meile abgekommen, und befanden uns inmitten eines wahren Waldes hoher zackiger Eisklippen, dessen Grenzen selbst von einem erhöhten Standpunkte aus nicht zu entdecken waren. Rings um uns starrten Eisbarrièren empor, wir waren somit in eine Sackgasse gerathen. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als zwei Stunden weit zurückzugehen und einen Ausweg dicht an der Küste zu suchen.

Längs des Strandes, auf dem durch die Flut aufgeworfenen meist holperigen Eise, zogen wir weiter. Beim Vorgebirge Borlase Warren, einer scharf vortretenden Felsgruppe, angelangt, stießen wir auf eine große Zahl gestrandeter Eisberge, zwischen welchen hindurch wir uns einen Weg nur mit großer Mühe zu bahnen vermochten. Entlang der scharf nach West abbiegenden und mit Ueberresten einstiger Eskimowohnungen bedeckten Küste verfolgten wir die jetzt freie, aber mehr und mehr mit Schnee bedeckte Bahn, und übernachteten, nachdem wir einen Weg von 20 Seemeilen zurückgelegt hatten, an einem flachen Bergfuße nördlich von Kap Mary.

Läßt sich auch die Unbequemlichkeit eines solchen herbstlichen Zeltlagers nicht mit den Leiden jener im Frühlinge während der größten Kälte und zur Zeit der Schneeorkane vergleichen, so ist sie doch keineswegs so unbedeutend, daß ihre Schilderung nicht von Interesse sein könnte.

Die Nacht hat ihre Fittiche über die trostlose Einöde ausgebreitet. Die Berge rings um den Fjord erscheinen als schwarze gespensterhafte Massen.

Der Schlitten ist seiner Last entledigt, eine viel complicirtere Sache, als es scheint; denn obgleich nur ganz Unentbehrliches mitgenommen wurde, so hat man doch der Sorgen genug, die Instrumente zu sichern, Kochapparat, Steigeisen, Hammer, Säge, Bergstock, Stricke, Decken, Fernrohr, Spirituskanne, Lampe, Bärenfettschüssel, Schaufel, die geologische und die karge botanische Ausbeute zu ordnen, darauf — und ebenso des Morgens — Barometer und Thermometer abzulesen.

Das Zelt 4 Fuß hoch, 8 Fuß lang, 5 Fuß breit ist aufgestellt; die Decken sind hereingeschafft, das Gewehr liegt nächst dem Eingange; nach einer bestimmten

Ordnung wird nun das Zelt mit den Instrumenten, dem Kochapparat und dem Schuhgeräthe bezogen, endlich der Schlitten schützend an dasselbe angelehnt. In Europa zieht man sich zum Schlafengehen aus; in den Polargegenden zieht man sich dagegen dazu an. — Jedermann befreit den langen Bart von den dichten Eisklumpen, die sich daran angesetzt hatten, und sucht seine Reservestrümpfe oder aus Bärenfell genähten Schuhe.



Im Zeltlager.

Die Stiefeln werden in den Schlafsack gesteckt; diesen folgt der Leib. Der Raum ist so beengt, und dessen Bevölkerung so dicht, daß jedes ein gewisses Normalmaß überschreitende Körperglied oder dessen geringste nicht unumgänglich nothwendige Bewegung schreiende Entrüstung Aller hervorruft.

Die eis- oder schneegefüllte Kochmaschine ist in Thätigkeit; rasch erhöht sie die Temperatur; mächtige Dampfwolken erfüllen das Zelt, sodaß man die eigene Hand dicht vor den Augen kaum mehr sieht; eine brennende Kerze gleicht dem

hofumringten Mond, ein leichter Sprühregen fällt von der gänzlich durchnäßten Zeltwand herab, welcher nach beendigter Dampfentwickelung sofort vereist. Die Feuchtigkeit der Kleider und Decken nimmt auf diese Weise täglich zu; die Körperwärme ist dazu bestimmt, diese Frostsumme während der Nacht etwas auszugleichen.

Die Befriedigung des Durstes, dieses großen Ungemachs arktischer Schlittenreisen, durch geschmolzenes Eis, und die Zubereitung des Nachtmahls, Cacao oder Kaffee mit ein wenig Brot und Speck, hat die Spiritusflamme wol dreiviertel Stunden in Anspruch genommen; hierbei verbreitet sich ein die Augen im hohen Maße angreifender Aether — durch seine tägliche Wiederkehr eine wahre Qual.

Nachdem das Abendbrot eingenommen — Keiner gäbe es für alle Schätze der Welt — tritt eine kurze Siesta ein, die einzige behagliche Zeit des Tages. Man raucht; die Matrosen aus den kleinen Pfeifen jenes furchtbare „Kameelhaare“ genannte Kraut. Die Tagesereignisse und die neuen Entdeckungen sowie mögliche Eventualitäten werden nun erörtert, das Tagebuch wird geschlossen und den Dysenteriekranken Opium gereicht. Aus den in einer verschließbaren Blechtrommel verwahrten Gummiflaschen werden darauf regelmäßig zwei bis drei Löffel Rum oder Cognac vertheilt — eine unvergleichliche Wonne für die Betheiligten. Auf allen Schlittenreisen konnte man die Beobachtung machen, daß diese geringe Quantität geistiger Getränke zufolge der sich steigernden Abnahme der Körperkraft und des zunehmenden Hungers sofort eine Art fröhlichen Wahnsinns erzeugt, dem Betäubung folgt. Für einige Minuten flammt die Unterhaltung in ausgelassener Heiterkeit auf; dann wird die Pfeife ausgeklopft, und nun jeder mit seemännischem Singsang an seinen Platz gedrängt und an seinen Nachbar dicht möglichst angeschoben. Mehrtöniges Schnarchen folgt bei den Glücklichen, peinliches Wachen bei den minder Begünstigten. Vom Moment der Ankunft bis zu diesem Augenblick vergehen zwei bis drei Stunden. Die Temperatur in dem leichten Zelt fällt dann wieder sehr bedeutend unter Null. Umhüllt von einer thauenden Decke auf einem Thierfell liegend, durch welches die Bödenkälte von manchmal — 20° dringt, in der Seitenlage, regungsunfähig, halb auf dem einschlafenden Arme, mit den Füßen ebenso hoch als mit dem auf einem Stein ruhenden Kopfe, — so liegt man da.

Am 29. October zogen wir um 7½ Uhr morgens weiter gegen Westen; das Wetter war prächtig (— 8° R.); den Marsch unterbrach nichts als gelegentlich eine topographische Aufnahme. Die östliche Gebirgsfront der Clavering-Insel mit schroff abfallenden 1000—1500 Meter firnbedeckten Bergmassen lag uns gegenüber. Schon aus der Ferne war der geologische Charakter dieser Insel unverkennbar, mit ihren Granit- und Gneismassen, welche sich durch zahlreiche dunkle nach Nord streichende Basaltgänge durchbrochen zeigten.

Stellenweise, späterhin fortwährend, trafen wir auf eine beim Gefrieren des Meerwassers ausgeschiedene Salzschicht, als concentrirte Lösung auf dem Eise, welche unser Fortkommen sehr erschwerte. Es war inzwischen dunkel geworden, und als wir um 5 Uhr nach zurückgelegten 22 Seemeilen bei einer Temperatur von — 10,4° R. am Fuße eines großen Schuttkegels unterhalb der klippigen Wände der Clavering-Insel unser Lager aufschlugen, entzückte uns ein prächtiges Nordlicht

mit violettem, grünen und gelben Farbenspiel. In ungewöhnlicher Lichtintensität ging dasselbe von Westen nach Osten durch unsern Zenith. Es erschien uns als ein einziger Strahl, sodaß wir unwillkürlich auf die Vermuthung geleitet wurden, als habe das Phänomen die Gestalt einer abgeplatteten Linse, oder eines Ringes, in dessen Ebene wir uns gerade befanden.

Erst gegen 9 Uhr am 30. October waren wir im Stande die Reise fortzusetzen. Wir bogen westwärts in die klausenartige Windung des Sundes ein, welchen wir seiner großartigen Scenerie wegen den Namen des „Tiroler Fjords" beilegten. Die Breite desselben, welche Anfangs 7 Seemeilen betragen hatte, verengte sich plötzlich auf $1^1/_2$ Seemeilen; zahlreiche Klippen, eingedrungene Eisfelder verursachten uns, wenn auch nur vorübergehend, mancherlei Hindernisse.

Ein gewaltiger dem Eiger in der Schweiz ähnlicher Vorsprung der Clavering-Insel, welcher mit seiner schroffen Wand in den Fjord abfällt, lag als nächstes Ziel vor uns. Aber noch bevor wir dasselbe erreichten, wurden zwischen rauhen vom Meere aus unmittelbar gegen 1000 Meter emporragenden Felsmassen imposante Gletscherthäler sichtbar. Ihre geologische Formation gehört dem grauen normalen von Ganggraniten mit röthlichem Feldspath durchzogenen Gneis an. Derselbe wechsellagert häufig mit Hornblendegneis.

Wir befanden uns nunmehr an dem Nordrande der Clavering-Insel und blickten in ein herrliches Hochalpenthal mit großen Gletschern, umgeben von 12—1500 Meter hohen Schneegebirgen und nadelartig zugeschärften Felspyramiden. Unwillkürlich erinnerten uns diese Formen an die Aiguilles der Montblanc-Gruppe. Der Hauptgletscher dieses Thales, dessen unteres Ende bei 250 Meter Meereshöhe haben mochte, zeigte die vollkommensten Seiten- und Mittelmoränen. Ueber ein ausgedehntes Schneefeld, später mittels Schlittschuhen über glattes Eis ziehend, machten wir erst Abends gegen 6 Uhr Halt, in dem befriedigenden Gefühle, die Existenz des schon von Clavering vermutheten Sundes nachgewiesen und somit den Zweck unserer Excursion erreicht zu haben. Ueberdies hatten wir gefunden, daß sich der Fjord im Westen in zwei Arme spaltet.

Der Anblick dieser interessanten Welt und das sehnsüchtige Verlangen, sowol die Natur des grönländischen Hochgebirges durch Ersteigung hoher Spitzen, als auch das Innere der Fjorde durch Verfolgung ihrer Läufe kennen zu lernen, machte es uns doppelt schmerzlich, daß weder unsere Ausrüstung noch die rasch abnehmende Tageslänge die Fortsetzung unserer Reise gestatteten. Ja wir durften von Glück reden, daß die von Herzberg und Iversen unternommene Jagd auf Renthiere nicht ganz ohne Ausbeute geblieben war.

Es war $3^1/_2$ Uhr geworden, als wir unsern Lagerplatz verließen, und durch die unerwartete Proviantbereicherung zuversichtlicher gemacht, noch einen Tag zu opfern beschlossen, um womöglich auch den Hintergrund des Tiroler Fjords zu erforschen. Als wir hart unter den jähen Wänden von Kap Giesecke in den nur $1^1/_2$ Seemeilen breiten Fjord eindrangen und unsere Lagerstätte auf der Verflachung eines Schuttkegels um 6 Uhr aufschlugen, war es völlig dunkel (— 4.8° R.).

Am Strande der Clavering-Insel hatten wir eine ziemliche Menge Treibholz

gefunden, wodurch es uns möglich wurde, ein großes Feuer anzumachen, über welches wir den Kochkessel mit dem Renthierfleisch an einem eisernen Ladestock hingen — ein wahrhaft lucullischer Luxus in einem Lande, wo Spiritus das einzige praktisch verwendbare, weil einzig transportirbare, Brennmaterial ist. Auf dem Südrande der Insel hatte einst Clavering Eskimos getroffen. Aus dem Vorhandensein des Treibholzes ließ sich daher auf die Abwesenheit derselben schließen, weil sie jenes sonst sorgfältig eingesammelt hätten.

An diesem Tage konnten wir mit dem Schlitten nicht mehr als 6 Seemeilen zurücklegen, weil wir nicht wenig Zeit auf Nebenexcursionen verwendet hatten.

Am 1. November, als wir in der Dunkelheit um 6½ Uhr morgens nach dem Hintergrunde des Tiroler Fjords aufbrachen, begünstigte uns noch immer prachtvolles Wetter (— 10,4° R.).

Um 9 Uhr (— 11,2° R.) hatten wir ungefähr die Längemitte des Fjords erreicht und hielten an dessen Westufer gegenüber einem prächtigen Halbkreis von Gletschern, in dessen Mitte ein gewaltiger Granitkoloß hervortrat. Das untere Ende dieser Gletscher mochte bei 90 Meter Meereshöhe haben.

Eine mattweiße Barrière, welche den Fjord eine Meile nördlich von unserm Standpunkte abzuschließen schien, und von der wir bei der um die neunte Vormittagsstunde noch herrschenden Dämmerung nicht wußten, was wir daraus machen sollten, erkannten wir jetzt als den mächtigen Wall eines Glescherendes. Begierig, denselben näher kennen zu lernen, ließen wir den Schlitten zurück; und während unsere Begleiter Andromeda sammelten, um damit und mit dem Reste des gesammelten Treibholzes die Mahlzeit zu bereiten, strebten Copeland und ich nach dem Hintergrunde des Fjords. Ein Löffel Cognac, den wir vor dem Abgehen zu uns nahmen, bewirkte bei der schon weit vorgeschrittenen Abnahme unserer Körperkräfte, bei der Aufregung, der Kälte und dem quälenden Hunger, eine größere Betäubung, als für topograpische und landschaftliche Aufnahme, besonders aber für den beabsichtigten Gebrauch des Theodoliten ersprießlich war.

Nachdem wir 1½ Stunden lang schleifenden Schrittes über die spiegelglatte Eisfläche des zugefrorenen Fjords gegangen waren, stießen wir auf einen an 90 Meter hohen, von den ringsum sich erhebenden Riesenwänden vollkommen isolirten Felskegel. Auf dem entgegengesetzten Fjordufer erblickten wir einen ähnlichen gleichfalls isolirten Vorbau. Hinter demselben und nur getrennt durch ein großes Schuttbett lag eine kolossale Endmoräne, und über diese blickte die Eisfront eines Gletschers in wilden Formen herab.

Ueber die von zugefrorenen Lachen bedeckte Schuttfläche erreichten wir die 50 Meter hohe Endmoräne, über welche die Gletscherabflüsse in gewaltigen und zu Eis erstarrten Riesenkatarakten herabhingen. — Welche Wasserfluten mögen wol dem Fjord zur Zeit des beständigen Sonnenscheins zueilen!

Von der Höhe des Endmoränengrates fiel der Schuttabhang gegen 14 Meter tief auf den äußersten Gletschersaum herab. Der Eisstrom, den wir seiner azurblauen Farbe und seiner Reinheit wegen „Pasterze" und folgerichtig den ihn überragenden Gipfel „Großglockner" genannt haben, erhob sich in verworrenen hoch

aufragenden Gruppen; doch vermißte man bei demselben die in unsern Alpen so charakteristischen scharfen Kanten des Eises. Diese Erscheinung mag wol in dem Umstande ihre Erklärung finden, daß das Eis der grönländischen Gletscher nicht so dicht und glasartig ist als dasjenige unserer Gletscher. Es ähnelt gewissermaßen dem Firneis.

Das Eis war vollkommen glatt; nur mit Mühe gelang es eine höhere Eiswoge zu gewinnen.

Erst von hier aus ließ sich der Gletscher einigermaßen überblicken. Derselbe wurde durch fünf große Zuflüsse gebildet, welche sich, zum Theil wild zerklüftet,



Grönländischer Gletscher.

von dem hohen plateauartigen Bergrücken steil zwischen den Fjordwänden herabsenkten. Vielleicht waren diese riesigen Breschen in den Fjordwänden zum Theil das Resultat einer durch Jahrtausende fortgesetzten Erosion. Deutlicher als alles Andere aber berechtigten die herrlichen Schliffe an den dem Hornblendegneis angehörenden und in Gängen von Epidotgranit durchzogenen Wänden zu der Annahme, daß diese grönländische Pasterze einst den ganzen Fjord erfüllt haben müsse; denn im Hintergrunde desselben reichen sie bis zu 220 Meter Meereshöhe und senken sich in gleichmäßiger Neigung gegen den Ausgang des Sundes bis auf 160 Meter herab. Oberhalb dieser Schliffe erscheinen die Felsen rauh und klüftig,

sodaß die Höhe auf den ersten Blick zu erkennen war, bis zu welcher der einstige Gletscherstrom gereicht hatte. Tags darauf bemerkten wir am südlichen Fuße der das Kap Giesecke bildenden Felsen eine alte wohlerhaltene 160 Meter über dem Meere gelegene Seitenmoräne. Der Grat dieses viele Jahrtausende alten Schuttwalles hob sich als scharfe dachfirstartige Kante an den Blockhängen unterhalb der Wände ab. Sowol der petrographische Charakter ihrer Massen, als auch das den Moränen eigenthümliche Steinmehl unterschied sie deutlich genug von jenen Blockhängen.

In unsern Alpen gewinnen die primären Gletscher ihr Ende sobald sie bis in die Region von + 4,0° R. mittlerer Temperatur hinabreichen (Schlagintweit: Geographie der Alpen), in Grönland dagegen existirt diese isothermische Höhenlinie nirgends und das Erreichen des Meeresniveaus ist bei den dortigen Gletschern nur durch die Ausdehnung ihrer Firngebiete bedingt.

Es war das erste Mal, daß wir einen grönländischen Gletscher in unmittelbarer Nähe kennen lernten; denn die bis dahin betretenen halb zu Eis verdichteten Firnlager in der Nähe unsers Winterhafens konnten auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen.

In unsern Alpen fällt ferner die Zeit der geringsten Schneebedeckung der höhern Gletschergebiete auf den Anfang September, in Grönland dagegen tritt sie um $1\frac{1}{2}$ Monate später ein.

Eine Seemeile abwärts von der Mündung der Gletscherbäche in den Fjord war das Eis desselben noch auffallend durchsichtig, lichtblau, äußerst glatt und schloß zahlreiche schachfigurenartige Hohlräume ein. Dieses Eis war offenbar aus dem leichtern Süßwasser der Gletscherabflüsse entstanden, und ging allmählich in das stahlgrüne Salzwassereis über.

An demselben Tage stürzte in unserer Nähe die Riesenlast einer Eislawine etwa 500 Meter hoch durch einen Einschnitt der Wände herab. Die inmitten in Wolken von Schneestaub herabbrausenden weißen Eisstücke hielt einer unserer Matrosen für eine Heerde von „herabfuhrwerkenden Isbären", ein Irrthum, der nebenbei ganz besondere Begriffe von der Unzerbrechlichkeit dieser Thiere bekundete. Nachts wölbte sich ein Nordlicht über die riesigen in dämonische Schatten gehüllten Felskaps am Fjordeingange.

Da unser Proviant fast nur noch aus Renthierfleisch bestand, dessen beinahe ausschließlicher Genuß eine Dysenterie verursachte, gegen welche sich selbst Opium als wirkungslos erwies, so blieb uns keine andere Wahl als die Rückkehr, welche wir um 4 Uhr nachmittags antraten. Wir nahmen unsern Kurs nach der vor kurzem verlassenen Lagerstelle an Kap Giesecke, welche wir um 7 Uhr Abends (— 13,6° R.) nach zurückgelegten 12 Seemeilen erreichten. Hier wurde uns der Anblick eines prachtvollen Meteors zutheil; mehrere Secunden lang glühte der ganze Fjord im intensivsten Karminroth.

Am 2. November 8 Uhr Morgens (— 15,2° R.) brachen wir bei klarem und windstillen Wetter auf und legten fast ohne Rast und Aufenthalt 25 Seemeilen zurück. In derselben Weise ging es am nächstfolgenden Tage weiter, selbst eine in Schußweite bei uns vorbeitrabende Renthierheerde mußte unbehelligt bleiben, da

eine Jagd bei der Unmöglichkeit, die Beute wegzuschaffen, zwecklos gewesen wäre. Am 4. November um Mittag kamen wir zu einem von einer hohen Eiswand überragten Kap unterhalb der Flachen Bai, von wo aus wir zuerst wieder die hohen unsern Winterhafen gegen Nordwinde schützenden Bergkämme der Insel Sabine ansichtig wurden. Die Sonne trat heute nicht mehr ganz über den Horizont empor. Wir ruhten eine Stunde, kochten mit unserm letzten Spiritusrest eine Suppe und dann ging es über die nunmehr schneebedeckte Bahn weiter. In der Nähe der Flachen Bai wurde dieselbe jedoch sehr unsicher, denn die letzten Nordstürme hatten das Eis aufgerissen, zersplittert und breite Wasserstraßen geöffnet, welche sich nur zum Theil mit dünnem Jungeis bedeckt hatten, das sich unter dem Tritt wie Leder bog. Es war bereits dunkel geworden. Selbst offenes Wasser erkannten wir nur durch unausgesetztes Sondiren mit dem Bergstocke. Da das Nachziehen des Schlittens zur Unmöglichkeit wurde, so mußten wir denselben hier zurücklassen, um ihn später nachzuholen.

Mühsam und auf Umwegen in der Finsterniß die unheimliche Bahn verfolgend, jede Unterbrechung mit dem Stock sondirend, über breite Eisspalten springend, wiederholt einbrechend (wobei die Phosphorescenz des Meerwassers deutlich bemerkbar wurde), drangen wir vor, als wir plötzlich durch einige Walrosse erschreckt wurden, welche dicht in unserer Nähe durch das Eis brachen. Wir flüchteten so rasch es ging, denn jeder Versuch, sich zu vertheidigen, wäre sinnlos gewesen. Aber die Walrosse schwammen ebenso rasch unter dem Eise nach, brachen neben uns durch dasselbe, und trugen offenbar Verlangen in unserer Gesellschaft zu schwimmen, — eine Zumuthung, die ebenso komisch und ungerechtfertigt als unheimlich war und die sie uns durch ihre halb grunzende, halb pustende Sprache vergeblich anempfahlen. Zum Glück befreite uns endlich beim Kap Wynn eine Decke alten Eises von der Zudringlichkeit unserer Verfolger.

Von hier bis zum Schiff (5—6 Seemeilen) war das Eis seiner größern Dicke wegen vom Sturm unbeschädigt geblieben. Während eines intensiv gelben, einen großen Theil des Himmels einnehmenden Nordlichtes, dessen Helligkeit ungefähr jener des Mondes im ersten Viertel glich, eilten wir nun über die schneebedeckte Oberfläche hin und langten, nachdem wir 26 Seemeilen zurückgelegt hatten, um 9 Uhr abends im Winterhafen an, gerade als man dort, um unser Schicksal besorgt, Vorbereitungen traf, einen Schlitten zu unserer Aufsuchung abzuschicken, eine Expedition, welche nun dazu verwendet wurde, den von uns bei Kap Wynn zurückgelassenen Schlitten und ein für uns in der Flachen Bai errichtetes Lebensmitteldepot zu holen.

Die Durchfahrt nördlich der von Clavering vermutheten gleichnamigen Insel, die Entdeckung eines Fjords, die Bereicherung der geographischen Kenntniß jener Gegend und die Vervollständigung ihrer Karte, endlich das hochinteressante Studium der Gletscher Grönlands, waren die Früchte dieser so beschwerlichen, hin und zurück über 40 deutsche Meilen sich erstreckenden Reise.

Sechstes Kapitel.

Zur Geschichte der Grönlandsfahrten.

Der Name Grönland. — Grönländische Bischöfe. — Der grönländische Zehnt. — Der Verkehr mit Grönland hört durch die Vereisung seiner Küsten auf. — Die Fahrten von Frobisher. — Allday. — Heinesen. — John Davis. — Lindenov. — Henry Hudson an der Ostküste von Grönland. — James Hall. — Bylot. — Entdeckungen holländischer Walfänger. — Der Walfischfang. — David Danell. — Hans Egede, der Grönlandsapostel. — Gründung dänischer Colonien in Westgrönland im 18. Jahrhundert. — Peter Wallöe an der Südostküste. — Paul Egede entdeckt Egede's Land. — Der deutsche Mineralog Karl Giesecke bereist Grönland zu wissenschaftlichen Zwecken. — Graah's Entdeckungsreise an der Südostküste. — Französische und englische Fahrten zur Ostküste. — Die Lilleise. — Anthony Gibbs und Söhne senden zwei Schiffe nach der Ostküste.

Die Geschichte der Entdeckung und Besiedelung Grönlands hat uns die isländische Literatur überliefert. Gunnbjörn, des Ulfr Kráka Sohn, wurde muthmaßlich in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts auf einer Fahrt nach Island westwärts um die Insel getrieben, und entdeckte eine Inselgruppe, welche nach ihm den Namen der Gunnbjarnarsker, d. h. der Schären des Gunnbjörn, erhielt, er sah überdies noch ein weiteres Land, Grönland. Reichlich ein halbes Jahrhundert später lassen sich isländische Männer auf Grönland nieder. Der älteste isländische Geschichtschreiber berichtet darüber, daß ein Mann, Eirikr raudi, sich 14 bis 15 Winter vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums, also im Jahre 985 oder 986, als der Erste in dem Lande niedergelassen habe. Dieser gab dem Lande den Namen das „Grüne Land", in der Hoffnung, daß die freundliche Bezeichnung die Zahl der Einwanderer vermehren werde. Diese ersten isländischen Ansiedler fanden in Grönland Spuren eines andern Volkes, welches sie später weiter westlich in Vinland kennen lernten. Die Beschreibung dieses Volkes als eines häßlichen, dunkelfarbigen Menschenschlags mit breiten Backenknochen, großen Augen und wirrem Haar, die Angaben über ihre Lederböte, ihre Pelzkleider, ihre Geräthschaften von Stein, Zahn oder Fischgräten, ihre Unbekanntschaft mit dem Eisen u. dgl. m. lassen deutlich die Eskimorace erkennen. Zwischen Grönland und Island, ja auch Norwegen scheint in jener ältesten Zeit ein lebhafter Schiffsverkehr sich entwickelt zu haben. Neue Länder wurden entdeckt, so

namentlich im Norden Helluland (New-Foundland?), weiter südlich Markland (New-Scottland?), ein drittes noch weiter im Süden, welches von Leif, dem Entdecker, Vinland (Massachusetts und Rhode-Island?) genannt wurde, weil ein deutscher Mann Namens Tyrkir (Dirk, Dietrich), der mit auf der Fahrt war, hier wildwachsenden Wein fand.

Die Bekehrung des heidnischen Grönland erfolgte von Norwegen aus durch König Olafr Tryggvason. Bei der ersten Stiftung des Hamburg-Bremischen Erzbisthums im Jahre 831 wurde diesem der ganze germanische und slawische Norden untergeben und Adalbert von Bremen wußte die kirchliche Oberhoheit kräftig geltend zu machen. Der Chronist Adam von Bremen beschreibt uns Grönland als eine der Inseln des nördlichen Oceans, von Norwegen ungefähr ebenso weit als von Island entfernt. Er erzählt von Gesandten, welche auch aus Grönland zum Erzbischof Adalbert gleich nach dem Antritt seiner Würde gekommen seien, um sich von ihm Prediger des Evangeliums zu erbitten, und vom Jahre 1126 an läßt sich in ununterbrochener Folge die Reihe der grönländischen Bischöfe bis auf die Reformationszeit herabführen. Wie man heutzutage die westgrönländischen Colonien Dänemarks in ein nördliches und ein südliches Inspectorat theilt, so unterschied man in jener Zeit zwischen einer Ost- und einer Westküste, und eine Quelle meldet, daß die ungleich ausgedehntere östliche Niederlassung zwölf, die westliche dagegen vier Kirchen enthalten habe. Es scheint aber jetzt entschieden, daß unter Ostküste nicht die heutige Ostküste, sondern der südliche Theil der Westküste gemeint ist, welcher östlicher als der nördliche Theil verläuft. Die Päpste, welche selbst von der ungleich wichtigern Bergenschen Diöcese kaum Notiz nahmen, und denen es gelegentlich sogar passiren konnte, daß sie Erlasse an nordische Diöcesen richteten, welche gar nicht existirten, kümmerten sich um Grönland regelmäßig nur dann, wenn es Saladinszehnten, Annaten oder auch andere Einkünfte von dort zu erheben galt. Der grönländische Zehnt pflegte in Rind- und Seehundshäuten, Walfischriemen und Walroßzähnen bezahlt zu werden.

Schon mit dem Ende des 13. Jahrhunderts scheint der Verkehr zwischen Grönland und Norwegen ein seltenerer geworden zu sein. Die Küste beginnt durch zunehmende Vereisung schwerer zugänglich zu werden. Der Handel nach Grönland wird überdem ein königlich norwegisches Privileg. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts ist aller Verkehr Grönlands mit der civilisirten Welt abgebrochen. Erst im Zeitalter der nordischen Entdeckungen werden die Versuche, die verlorenen Colonien in Grönland wieder aufzufinden, ernstlich aufgenommen. Martin Frobisher sah auf jeder seiner drei berühmten Reisen zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt die Südküste Grönlands. Schon im Jahre 1579 brachen von Dänemark zwei Schiffe unter dem Befehl des Engländers James Allday, eines Gefährten von Frobisher, nach Grönland auf, erreichten aber des Eises wegen die Küste nicht. Viel besser erging es auch dem norwegischen Schiffer Mogens Heinesen im Jahre 1581 nicht. Auch er konnte die gesichtete Küste wegen Nebel, Stürmen, Eis und Strömungen nicht erreichen. Im Jahre 1585 hatte John Davis die Westküste Grönlands bis zum 64° 15′ nördl. Breite entdeckt. Er lief

in einen der zahlreichen Sunde ein, welcher in der Gegend von Baals Revier (von den holländischen Fischern so genannt) gelegen sein dürfte. Auf seiner zweiten und dritten Reise in den Jahren 1586 und 1587 verfolgte er die Küste Westgrönlands bis hinauf unter den 72° 12′ nördl. Breite. Im Jahre 1605 bricht eine dänische Expedition, bestehend aus drei Schiffen, welche die Namen Trost, Katze und Löwe führten, nach Grönland auf. Sie sichtete die Südspitze Grönlands unter 59° 50′ nördl. Breite. Eins der Schiffe, die im weitern Verlauf der Expedition sich trennten, lief, wie berichtet wird, in einen Hafen, der vermuthlich auf der Ostküste von Grönland zu suchen ist. Der Führer des Fahrzeugs, der Däne Godske Lindenov, trieb hier Tauschhandel mit den Eingeborenen, nahm von den letztern zwei gewaltsam mit und kam bereits am 28. Juli desselben Jahres nach Kopenhagen zurück. Auch die beiden andern Fahrzeuge, welche an der Westküste bis zum 69° nördl. Breite hinauf gewesen waren, trafen im August glücklich in Kopenhagen ein. Im nächsten Jahre sandte der König von Dänemark fünf Fahrzeuge aus. Auch diesmal wurde die grönländische Küste wieder erreicht und wie schon das erste Mal eine Quantität vermeintlichen Silbererzes mitgebracht. Das Gestein erwies sich indeß bald genug als völlig werthlos. Noch im Jahre 1607 gingen wiederum zwei Schiffe aus. Am 8. Juni bekam man unter 59° nördl. Breite Grönlands Berge zuerst in Sicht. Im schweren Kampf mit dem Treibeis arbeiteten sich die Schiffe bis zum 63° nördl. Breite hindurch. Das Land war aber wegen des Eises nicht zu erreichen und im Juli kehrte man unverrichteter Sache zurück.

Einen weitern Versuch, nach dem alten Grönland zu gelangen, machte König Christian von Dänemark nicht mehr. In den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt die Entdeckungsfahrt des berühmten englischen Seefahrers Henry Hudson. Im Auftrag der Muscovy Company unternahm er im Jahre 1607 mit einem kleinen nur 80 Tons großen Segelschiff, der Hopewell, eine Nordfahrt, die kein geringeres Ziel hatte, als die Entdeckung des Nordpols. Kümmerlich und ungenügend, wie sein kleines enges Fahrzeug, war seine Ausrüstung. Am 1. Mai 1607 lichtete Hudson in Greenwich die Anker und am 26. Mai 1607 passirte er bereits die Shetland-Inseln. Auf dieser Fahrt hatte Hudson sein Söhnchen mitgenommen. Bereits am 13. Juni zeigte sich die Ostküste von Grönland, die er als ein hohes Land mit viel Eis nahe der Küste beschreibt. Hinter einem mit Schnee bedeckten Gebirge erschien ein hoher festungsähnlicher Berg, den Hudson Mount of Gods Mercy nannte. Mit nördlichem Kurs ging die Fahrt bis zum 22. an der Küste hin, als ihre Fortsetzung durch Eis verhindert wurde. Hudson war mit Recht der Meinung, daß seine Fahrt nicht vergeblich gewesen sei, da er ein ausgedehntes, bisjetzt noch auf keiner Karte angegebenes Land entdeckt habe. Er fügt hinzu: „nach Allem, was wir sehen konnten, ist es ein gutes Land und werth es zu sehen“, er nannte es „Hold with hope“ und fand die Breite 73° Nord. Die Karte Ostgrönlands zeigt diesen Namen noch heute in „Hudson's Hold with hope“. In dieser Gegend war die Küste steil, aber schneefrei. Im Jahre 1612 unternahm James Hall, Pilot auf drei frühern dänischen Expeditionen, eine vierte

Reise nach Grönland, diesmal von einer englischen Gesellschaft ausgeschickt, um nach den vermeintlichen Silberschätzen Grönlands zu forschen. Er erreichte glücklich Grönlands Westküste und lief in einen Fjord ein, welcher unter 65° 20′ nördl. Breite, also in der Nähe der jetzigen Colonie Sukkertoppen gelegen sein muß. Später in einen nördlichern Fjord einlaufend, wurde Hall von einem Grönländer so unglücklich verwundet, daß er am 23. Juli starb. Das Silbererz wurde gegraben, erwies sich aber als werthloser Glimmer, und die Schiffe kehrten ohne allen Erfolg nach England zurück. Im Jahre 1616 folgten dann die geographisch sehr bedeutsamen Entdeckungen, welche durch Kapitän Bylot und seinen Steuermann Baffin gemacht wurden, und welche zumal den bis dahin völlig unbekannten nördlichsten Theil der Westküste Grönlands bis zum 78° nördl. Breite hinauf erschlossen. Längere Zeit in ihrer Glaubwürdigkeit angefochten, sind diese Entdeckungen bekanntlich durch John Roß' Reise im Jahre 1818 glänzend bestätigt worden. Auch die Holländer scheinen um jene Zeit bereits bedeutende Entdeckungsreisen in der Richtung auf Grönland gemacht zu haben, da der Octroi, welcher unterm 27. Januar 1614 zu Gunsten der die Fischerei zwischen Nowaja-Semlja und der Davisstraße betreibenden „Noordschen Maatschappy" ausgestellt wurde, ausdrücklich erwähnt, daß die Gesuchsteller bis zum 83° vorgedrungen seien, und daselbst die See eisfrei und ein flaches Weideland mit grasfressenden Thieren getroffen hätten, welches danach doch nur im äußersten Norden der grönländischen Ostküste zu suchen sein dürfte. Andere holländische Nachrichten wollen freilich wissen, daß Ostgrönland nur bis zum 77° nördl. Breite hinauf bekannt sei; aber gewiß ist jedenfalls so viel, daß diese Küste um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von deutschen und holländischen Walfischfängern oft genug befahren wurde. Die große Seekartensammlung Gerhard van Keulen's, welche 1710 zu Amsterdam erschien, und andere holländische Seekarten aus der gleichen Zeit bezeichnen die ostgrönländische Küste ungefähr vom 70—80° nördl. Breite mit dem Namen Nieuw-Groenland, und zwar finden wir hier „'tLand van Broer Ruys opgedaen Anno 1655", mit der ihm vorliegenden Bontekoe-Insel, die „Baey van Gale Hamkes opgedaen Anno 1654", dann „'tLand van Edam opgedaen Anno 1655" (77° nördl. Breite) und am nördlichsten „'tLand van Lambert opgedaen Anno 1670" (78° 20′ nördl. Breite).

Dem deutschen Walfischfang in den nordischen Gewässern ging schon längere Zeit hindurch ein lebhafter Handelsverkehr zwischen deutschen Seestädten und nordischen Ländern, namentlich Island, vorher. Im 16. Jahrhundert war eine regelmäßige Schiffahrt der Hanseaten nach Island, und bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand in Hamburg eine Islandsfahrerbrüderschaft. Die Bremer waren für den Besuch und den Handelsverkehr in verschiedenen Häfen von Island von der königlich dänischen Majestät concessionirt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde aber der Handelsverkehr mit Island durch Privileg des Königs von Dänemark ein Monopol von kopenhagener Kaufleuten. Eine reiche Entschädigung fand aber die deutsche Seefahrt in dem durch die Entdeckungen der Holländer und Engländer aufgeschlossenen Walfischgebiet der nordischen Meere.

Diese deutschen Fischerfahrten nach dem Nordmeere, die sogenannten Grönlandsfahrten, währten Jahrhunderte hindurch und bestehen von Hamburg aus durch den Betrieb einer dortigen Gesellschaft noch heute.

Martens, der bereits erwähnte hamburger Schiffsbarbier, erzählt uns seine im Jahre 1671 vollführte Grönlandsfahrt. Das seltene Buch enthält gute Karten und Abbildungen von allerlei Thieren. Martens berichtet uns in der Widmung seiner Schrift an den Rath von Hamburg, daß er vor vier Jahren auf einem nach Spitzbergen gehenden hamburger Schiffe, dem „Jonas im Walfisch", die Reise nach Spitzbergen gethan und sich „als ein Schiffsbarbier darauf habe brauchen lassen". Er sagt: „Ich habe bei dieser Gelegenheit Gottes sonderbare Vorsehung an diesen kalten Orten betrachtet, und was ich im Eise, im Wasser, in der Luft und auf dem Lande Denkwürdiges gefunden, nach dem Leben also bald auf der Reise frisch abgerissen und, soviel ich gekonnt, nicht aus andern Büchern, sondern aus eigener Erfahrung beschrieben." Martens schildert uns die Fischerei, die Eisverhältnisse der See, die Natur von Spitzbergen, ihre Thier- und Pflanzenwelt. Wie bedeutend die deutsche Walfischerei damals war, geht aus der Thatsache hervor, daß im Jahre 1671 von Hamburg nicht weniger als 40 Schiffe nach dem Grönlandsmeere ausliefen, welche 351 Walfische heimbrachten. Die Entdeckungen eines Barents, Jan Corneliszoon de Rijp und Jakob van Heemskerk hatten den durch die englischen Fahrten an der Westseite von Grönland ohnehin schon wieder wach gewordenen Sinn für die Wiederauffsuchung dieser alten grönländischen Colonien bei dem dänischen Volke von neuem angefacht. Ein dänischer Privatmann, der Generalzollverwalter Henrik Möller, sandte David Danell (wahrscheinlich ein Niederländer) zu zwei Reisen nach Grönland aus. Am 8. Mai 1652 lief die erste Expedition, welche aus zwei Schiffen bestand, aus Kopenhagen aus.

Danell ging nördlich um Island herum und befand sich am 29. Mai mittags auf 64° 19′ nördl. Breite, etwa 50 Meilen von Reykjanes; die Nacht zuvor war eine Eule sammt einem Paar kleinern Landvögeln an Bord gekommen, ohne daß man jedoch Land gesehen hatte, und es wurde vermuthet, daß man die Gunnbjarnarsker der Alten passirt haben werde. Nachdem man am 1. Juni bereits Taucher und Seeschwalben gesehen hatte, bekam man am 2. die Küste Ostgrönlands in Sicht; Danell meinte 7 Meilen vom Lande entfernt zu sein, und das alte Herjúlfsnes erreicht zu haben. Das Treibeis verhinderte jede Landung, am 3. Juni aber hatte man, längs des Landes kreuzend, eine Mittagshöhe von 64° 50′ nördl. Breite. In Nordost gen Nord sahen sie auf etwa 3 Meilen eine Insel vor sich, welche sie „Hvidsadlen" nannten, vielleicht weil man in ihr den Hvitserk der Alten zu erkennen glaubte; eine halbe Meile weiter westlich lag eine zweite Insel, welche „Mastelöst Skib" genannt wurde. Am 4. Juni gingen die Schiffe gegen Nordnordost gen Nord auf das Land zu, während man nordwärts auf 10 Meilen Abstand das hohe Festland sah. Sie kamen zwischen ein paar Inseln hinein, die 4—5 Meilen vom Festlande ablagen, welches letztere im Sonnenschein wie klares Eis erglänzte; indessen lag das Treibeis 4 Meilen breit um die Küste

herum, und da es unmöglich war dasselbe zu durchdringen, mußten sie wieder die See suchen. Am 5. Juni hatte man wieder eine Mittagshöhe von 64° 50′; am 6. wurden fünf Inseln untersucht, die auf etwa 3 Meilen ostwärts lagen, und zeigten sie sich alle mit Eis bedeckt, bis auf eine einzige, welche schwärzlich, sehr hoch und etwa vom Umfange einer Meile erschien. Die Küste des Festlandes selbst konnte man nicht sehen, wohl aber erkennen, daß dasselbe sich unter 65° nördl. Breite von West nach Ost ziehe. Eine Landung war des Eises wegen nicht möglich; nachdem die Expedition noch einige Punkte an der Südwestküste besucht hatte, kehrte sie im September über Island nach Dänemark zurück.

Die zweite Reise Danell's im Jahre 1653 war ungleich weniger erfolgreich und über die dritte Reise, im Jahre 1654, haben wir nur sehr mangelhafte Nachrichten. Er ging auf dieser Reise südlich um Island herum und wandte sich gegen Nordwesten nach der Davisstraße. Drei Wochen soll er unter Grönland gelegen haben, von wo er einige Eingeborene mitnahm, welche später von Adam Olearius und Thomas Bartholin zur Herstellung der ersten grönländischen Vocabularien benutzt wurden. Olearius verkehrte selbst mit drei Grönländerinnen, welche Danell mitgebracht hatte, während eines Besuchs, den sie zu Gottorp abstatteten, sowie mit einem deutschen Chirurgen, welcher sie begleitete.

Hans Egede, der nordische Apostel und eigentliche Schöpfer der dänischen Colonisation in Westgrönland, lebte zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Vaagen auf den Lofodden als Pfarrer. Ihn ergriff mächtig der Gedanke an die traurige religiöse Lage, in welcher die Nachkommen der alten grönländischen Colonisten sich befinden mußten. Nach jahrelangen innern Kämpfen entschloß er sich selber nach Grönland zu gehen, um jenen Verwilderten das Evangelium zurückzubringen. Im Jahre 1718 gab er die Pfarre auf, die er 11 Jahre lang versehen hatte, um sich ganz diesem neuen Berufe zu widmen. Ohne genügende eigene Mittel, mußte er sich an die kaufmännische Speculation wenden, um sein Unternehmen verwirklichen zu können, und nach unsäglichen Schwierigkeiten brachte er endlich im Jahre 1721 zu Bergen, wo er inzwischen seinen Wohnsitz genommen hatte, eine kleine grönländische Compagnie zu Stande, die freilich nur über ein Grundkapital von 8—10000 Thlr. verfügte. Ein Schiff wurde gekauft, welches in Grönland überwintern sollte, und zwei andere wurden befrachtet, deren eines Nachrichten heimzubringen bestimmt war, während das andere dem Walfischfange obliegen sollte; am 3. Mai 1721 konnte sich endlich der wackere Mann mit Weib und Kindern zu Bergen auf der „Hoffnung" einschiffen. Anfangs ging alles leidlich. Zwar wurde das zum Walfischfange bestimmte Schiff auf der Ueberfahrt so übel zugerichtet, daß es nahezu als Wrack nach Bergen zurückkam, aber die beiden andern Schiffe erreichten den 3. Juli glücklich Baals Revier, und auf „Haabets Ö", der Hoffnungsinsel, ganz in der Nähe der jetzigen Colonie Godthaab, wurde sofort die erste Niederlassung errichtet. Rasch suchte nun Egede sich im Lande zurechtzufinden. Er studirte eifrig die grönländische Sprache, und ließ seine Söhne mit grönländischen Knaben aufwachsen und unterrichten, um sie unter der eingeborenen Bevölkerung ganz heimisch werden zu lassen. Er machte sich ferner an

die Untersuchung der geographischen Beschaffenheit des Landes und unternahm mühevolle Reisen, um diese aufzuklären.

Schon im Jahre 1723 war ihm der bestimmte Wunsch des Königs ausgesprochen worden, daß Alles versucht werden solle um nach der Ostküste vorzudringen, auf welcher man noch immer die alte „Eystribygd“ finden zu können glaubte. Sofort machte Egede sich selbst auf die Reise, und da man zu seiner Zeit glaubte, daß Frobisher's Strait etwa unter 62° nördl. Breite Grönland durchschneide, meinte er auf diesem Wege am schnellsten zum Ziele zu kommen. Aber als er, am 9. August die Colonie verlassend, am 15. desselben Monats mit seinen beiden Schaluppen den Punkt erreicht hatte, an welchem den Seekarten nach der Eingang in diese Straße zu erwarten gewesen wäre, fand er zwar eine tief in das Land einschneidende Bucht, aber er erfuhr auch sofort von Grönländern, welche regelmäßig in derselben zu jagen pflegten, daß an eine das ganze Land durchziehende Straße schlechthin nicht zu denken sei. So versuchte er also der Küste südwärts folgend, auf einem andern Wege das Ostland zu erreichen; aber er gelangte nur bis zur Insel Rennortalik, und mußte hier am 26. August umkehren, da seine Leute der vorgerückten Jahreszeit, des stürmischen Wetters und des Mangels an Lebensmitteln wegen auf der Rückreise bestanden.

Während alle übrigen Unternehmungen, mochten sie nun von englischer oder holländischer, oder allenfalls auch französischer Seite ausgehen, nur das Aufsuchen einer nordwestlichen Durchfahrt oder aber den Betrieb des Walfischfanges bezweckt, und höchstens noch neben diesem die aus dem Tauschhandel mit den Eingeborenen zu ziehenden Vortheile ins Auge gefaßt hatten, während selbst die dänischen Expeditionen lediglich die Wiederentdeckung der alten Colonie sich vorgesetzt und diese durch einmalige Fahrten während des kurzen arktischen Sommers zu bewerkstelligen gesucht hatten, war demnach nunmehr durch den religiösen Eifer eines einfachen norwegischen Landpfarrers eine neue Colonie in Grönland entstanden, welche zugleich die Bekehrung der Grönländer vermitteln und als Stützpunkt für die Nachforschungen nach den alten Niederlassungen dienen sollte; aber freilich hatte das neue Werk noch auf lange hinaus mit den schwersten Hindernissen zu kämpfen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte der grönländischen Mission weiter einzugehen. Durch einen jährlichen Beitrag des Königs wurde im Jahre 1733 der Fortbestand der grönländischen Missionscolonie gesichert.

So hatte denn der schlichte, ehrliche Hans Egede die Aufgabe seines Lebens erreicht, wenn auch in etwas anderer Weise, als er sich dieselbe vorgesetzt hatte. Nicht den Ueberresten der alten nordischen Colonisten hatte er das Evangelium zurückgebracht, denn von solchen war nichts mehr zu finden im Lande, sondern unter den Eingeborenen hatte er sich eine kleine Gemeinde gesammelt und zu deren fernerer Bekehrung einen festen Grund gelegt. Für die Entwickelung Grönlands war aber seine Wirksamkeit von der höchsten Bedeutung, weil die durch ihn begründete Colonie allen weitern Unternehmungen in dem Lande einen festen Halt und Stützpunkt gab. Nachdem im Jahre 1734 sein Sohn Paul als ordinirter Geistlicher nach Grönland zurückgekommen war, bat Hans Egede selbst um die

Erlaubniß, heimkehren zu dürfen. Nachdem er diese erhalten und im Jahre 1735 noch seine treffliche Frau in Grönland verloren hatte, ging er im Jahre 1736 nach Kopenhagen hinüber, wo er fortan als Lehrer der grönländischen Sprache an einem kurz nach seiner Rückkehr gegründeten grönländischen Seminare nach wie vor für seine Mission wirkte. Verschiedene einträgliche Stellen, welche ihm angetragen wurden, schlug er um dieser stillen Wirksamkeit willen aus. Eine Reihe literarischer Arbeiten über Grönland entstand in der letzten Periode seines Lebens. Seit 1740 mit dem Bischofstitel geehrt, starb er im Jahre 1758, seine Begeisterung für die grönländische Mission, seine praktische Wirksamkeit für das Land, und seine literarische Thätigkeit bezüglich desselben auf seine Familie vererbend.

Die Besegelung Grönlands und den Unterhalt der dortigen Mission übernahm zunächst ein kopenhagener Kaufmann, später eine allgemeine Handelscompagnie. Im Laufe der Zeit wurden folgende Colonien und Etablissements auf der Westküste gegründet: Christianshaab (1734), Jakobshavn (1741), Frederikshaab (1742), Claushavn (1752), Fiskernaesset (1754), Sukkertoppen (1755), Ritenbenk (1755), Sydbai (1756; später mit Holsteinborg vereinigt), Norsvak (1758; wenig später nach Omenak verlegt), Holsteinborg (1759), Egedesminde (1759), Upernivik (1771), endlich Godhavn (1773).

Auch die Ostküste wurde wieder ins Auge gefaßt, und zwar ertheilte die Direction der grönländischen Compagnie in Gemeinschaft mit dem Missionscollegium im Jahre 1751 einem gewissen Peter Olsen Wallöe den Auftrag, die südlichen Theile der Westküste zu untersuchen und um die Südspitze des Landes herum nach der Ostküste vorzudringen. Wallöe gelang dies insoweit, als er die Alluk-Insel und das Vorgebirge Kangek (Kap Discord) erreichte. Hier aber verhinderte das Eis ein weiteres Vorgehen.

Die Entdeckung von Egede's Land war das Werk von Paul Egede. Dieser, ein Sohn von Hans Egede, Missionsbischof für Grönland, unternahm auf Veranlassung der Regierung 1786 einen neuen Versuch zur Aufsuchung der Ostküste von Grönland. Ein früher zum Walfischfange verwendetes Schiff und eine Jacht wurden zu der Expedition bestimmt, welche der damalige Kapitänleutenant und Generaladjutant, später Admiral, Paul de Löwenörn († 1826) führen sollte. Am 3. Juli bekam diese Expedition die Ostküste Grönlands mit ihren hohen Felsengebirgen zwischen dem 65 und 66° nördl. Breite in Sicht. Des Treibeises wegen glaubte man nichts ausrichten zu können und kehrte wieder nach Island zurück. Löwenörn ging nach Kopenhagen. Die Jacht aber unter dem Befehl des Secondeleutenants Christian Thestrup Egede, eines Sohnes von Paul Egede, lief mit einer Bemannung von 2 Offizieren und 7 Matrosen an Bord am 8. August 1786 von Island aus, um einen ernsthaften Versuch zur Erreichung der Küste Ostgrönlands zu wagen.

Unter 66° nördl. Breite stieß er auf so dichtes Treibeis, daß er seinen Kurs südwärts nehmen mußte, und bekam am 16. August die Ostküste Grönlands in Sicht; die Beobachtung am Mittag ergab 65° 24′ 17″ nördl. Breite und

33° 10′ westl. Länge von Paris. In einem Abstande von 7 Meilen vom Lande nahm Egede nun für eine Strecke von ungefähr 20 Meilen Peilungen und Aufnahmen vor; die Küste erwies sich als von Nordnordost nach Südsüdwest laufend, während die Strömung gegen Südwesten ging. Zu landen war nicht möglich, da ein breiter, wenn auch nicht ganz bis zum Lande reichender Eisgürtel vorlag; die Küste zeigte sich aber hoch und ihre mit Schnee und Eis bedeckten Berge erschienen höher, als man sie in Norwegen oder Island gesehen hatte, doch ließ sich durch das Fernrohr an einzelnen Stellen auch ein schnee- und eisfreies Unterland entdecken. Man hielt nun gegen Südwest vom Lande ab und bekam dieses am 20. August neuerdings zu sehen; die mittägliche Beobachtung ergab eine Breite von 64° 58′ 53″ und eine Länge von 34° 34′. Auf einen Abstand von nur etwa 2½ Meilen nahm man auch hier für eine Strecke von etwa 20 Meilen Aufnahmen vor, und peilte einen auffällig tiefen und breiten, aber ganz mit Eisbergen angefüllten Fjord. Auch hier lag ein dichter Gürtel von Packeis vor, hinter dem sich ein Streifen offenen Wassers zeigte; deutlich sah man die Klippen der Küste und schien das Land höher hinauf von Eis und Schnee freier zu sein als zunächst am Meere hin. Indessen vermochte man nirgends durch das Eis einzudringen und kam wiederholt in Gefahr von demselben eingeschlossen zu werden; eine Reihe schwerer Stürme, welche vom 25. August ab tobten, beschädigten die Jacht ernstlich, und brachten sie mehr als einmal an den Rand des Verderbens. So blieb nichts übrig als umzukehren.

Nicht ohne Noth erreichte man am 18. September wieder Island, wo man im Hafnarfjorde überwinterte. Schon am 6. März 1787 versuchte Egede von hier wieder auszulaufen, aber erst am 1. April vermochte er sein Schiff aus dem Hafen herauszubringen. Am 10. April ergab die Mittagsbeobachtung 64° 41′ 04″ nördl. Breite und 37° 10′ westl. Länge, aber man hatte ringsum Eis und am 12. wurde die Jacht durch dieses so schwer beschädigt, daß man nach dem Dyrafjord zurück mußte, um das Leck zu repariren. Am 23. April ging man hier vor Anker; am 2. Mai war die Jacht wieder in Stand gesetzt und den Tag darauf lief auch ein Fahrzeug ein, welches Egede von Kopenhagen aus als Begleitschiff sich hatte nachschicken lassen. Jetzt übergab er das Commando der Jacht an Rothe, den zweiten Offizier, und trat selber auf's zweite Fahrzeug über. Am 8. Mai liefen beide Schiffe aus, sahen aber bereits am folgenden Tage das Eis, welches in diesem Jahre ganz ungewöhnlich weit südwärts sich erstreckte. Erst am 17. Mai bekam man die Ostküste Grönlands in Sicht und beobachtete Mittags 65° 15′ 58″ nördl. Breite und 34° 47′ westl. Länge. Man hielt auf das Land zu, das sich in Nordosten zeigte, und gelangte in eine 8—10 Meilen tiefe Eisbucht, deren Aufnahme jedoch der Nebel verhinderte. Am 18. klärte sich das Wetter, sodaß, längs der Eiskante hinfahrend, in einem Abstande von 6—8 Meilen, das Land, welches sich hier unter 65° 54′ 18″ nördl. Breite und 36° 51′ westl. Länge von Nordnordost gegen Südsüdwest zog, aufgenommen werden konnte. Die Küste zeigte sich hier überaus hoch und bergig, und noch mehr mit Schnee bedeckt als das Land, welches man im vorigen Jahre etwas weiter südlich

gesehen hatte. Die von Norden herkommende Eistrift drohte den Eingang in die Bucht zu schließen; doch drangen die Schiffe eben noch rechtzeitig durch dieselbe durch, und liefen, abermals einiger Reparatur bedürftig, am 28. Mai wiederum den Hafnarfjord an. Dreimal noch wurde im Laufe des Sommers vom Hafnarfjord, Dyrafjord und Patrixfjord aus der Versuch erneuert, nach Ostgrönland durchzudringen, aber alle drei Mal vergebens; man bekam nicht einmal mehr die Küste in Sicht, und unverrichteter Sache kehrte am 29. September das zweite Schiff und am 1. October die Jacht nach dem Hafnarfjord zurück. Am 8. October verließ ersteres diesen Hafen, um, von seinem frühern Schiffer geführt, nach Altona zurückzugehen; am 9. folgten Egede und Rothe mit der Jacht, welche indessen durch Stürme genöthigt wurde in Norwegen zu überwintern, und erst am 6. April 1788 nach Kopenhagen zurückkam.

Eine Spur der alten nordischen Colonie wurde auch durch diese Expedition nicht aufgefunden, und im Jahre 1792 wies der Holsteiner Heinrich Peter von Eggers in einer Preisschrift, auf Grund sehr umfassender Untersuchungen, nach, daß jene Colonie nicht auf der Ostküste, sondern an der Südwestküste Grönlands, in dem Districte Julianehaab, zu suchen sei. Es folgten nunmehr verschiedene Reisen nach Grönland, welche zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternommen wurden.

Nachdem ein deutscher Bergmann Namens Pfaff, zunächst um Steinkohlen zu suchen, auf Kosten der dänischen Regierung bereits in den Jahren 1783—84 Grönland bereist hatte, ohne doch viel daselbst auszurichten, folgte im Jahre 1806 ein anderer Deutscher, Karl Ludwig Giesecke, in gleicher Verwendung, aber mit eminentem Erfolge. Ursprünglich als Schauspieler in Wien wirkend, war Giesecke später Mineralienhändler geworden. Nachdem er sich den Titel eines königlich preußischen Bergrathes erworben, war er nach Dänemark gegangen, und hatte, nach einem vorgängigen Besuche auf den Färöern, den Auftrag der dänischen Regierung angenommen, Grönland in mineralogischer Hinsicht zu untersuchen. Durch den zwischen England und Dänemark ausgebrochenen Krieg wurde er hier volle 7 Jahre lang, von 1806 nämlich bis 1813 festgehalten, und diese lange Zeit von ihm in tüchtigster Weise verwerthet.

Ohne tiefere wissenschaftliche Bildung, war der Mann doch ein guter praktischer Kenner der Mineralien und dabei ein ebenso muthiger als unermüdlicher Reisender; auf der Ostküste bis Alluk, 60° 09′ nördl. Breite, auf der Westküste aber bis Nulluk, noch jenseits Upernavik 72° 48′ nördl. Breite vordringend, hat er in der That nahezu alle Mineralien nicht nur, sondern sogar fast alle Fundstätten von solchen entdeckt, welche bis auf den heutigen Tag herab in den von ihm besuchten Theilen von Grönland bekannt wurden. Seine Sammlungen fanden ihren Weg theils nach Kopenhagen, theils nach Deutschland oder nach England; er selber aber starb im Jahre 1833 als Professor in Dublin, ohne seine merkwürdigen Reisen literarisch gehörig verwerthet zu haben.

Der Entdeckungsreise William Scoresby's im Jahre 1822 ist bereits (Kap. 4, S. 76) gedacht worden. Hatte dieselbe die Ostküste Grönlands von 69° 13′ bis

etwa 75° nördl. Breite kennen gelehrt, so wurden diese Entdeckungen bereits im folgenden Jahre durch Kapitän Clavering weiter fortgesetzt. Beauftragt, den damaligen Kapitän Sabine zum Behufe der Vornahme wissenschaftlicher Untersuchungen nach verschiedenen Stationen des nördlichen Eismeeres zu bringen, erforschte er, nachdem er diesen an den Pendulum-Inseln ausgesetzt hatte, die Küste von dem nördlichsten Punkte an, den Scoresby erreicht hatte, weiter nordwärts und sah, daß das hohe steile Küstenland sich mindestens bis unter 76° nördl. Breite hinauf erstreckt. Der Germania-Reisebericht wird uns Gelegenheit geben auf diese Fahrt zurückzukommen.

In Dänemark erweckten diese Entdeckungen begreiflich das lebhafteste Interesse. Bereits zu der Zeit, da Sir John Roß seine oben besprochene Reise unternahm, scheint man hier an eine Wiederaufnahme der alten Projecte hinsichtlich Ostgrönlands gedacht zu haben. Eine Commission, welche die Sache überlegen sollte, war niedergesetzt, doch erst jetzt kam es zur That. Scoresby hatte sich nur durch einen Zufall verhindert gesehen, das von ihm entdeckte Land, wie er beabsichtigte, förmlich für die englische Krone in Besitz zu nehmen; andererseits hatte er in seinem gedruckten Reiseberichte offen ausgesprochen, daß er wohl im Stande gewesen wäre, die ganze Ostküste Grönlands bis Kap Farewell hinab zu besegeln, wenn er nur 3—4 Wochen hätte daran wenden können, ohne dem Walfischfang nachgehen zu müssen. Für Dänemark, welches Grönland gewissermaßen als ein altes Erbstück ansah, war der Gedanke unerträglich, einen Theil desselben durch förmliche Occupation an eine fremde Macht verlieren zu müssen, und ferner schien die von dem englischen Seemanne so bestimmt behauptete Möglichkeit, die Küste Ostgrönlands zu befahren, einer desfallsigen Unternehmung einen günstigen Erfolg in Aussicht zu stellen. Somit sah sich die dänische Regierung dringend zum Handeln aufgefordert. Sie berief in aller Stille zunächst eine neue Commission, und von dieser wurde die Aussendung einer Bootexpedition beschlossen, welche von einer der südlichern Niederlassungen der Westküste aus nach der Ostküste abgehen und womöglich bis 69° 13′ nördl. Breite als dem südlichsten von Scoresby erreichten Punkt vordringen sollte.

Es war dies, wie sich später erwiesen hat, nicht der richtige Weg zur Erreichung Ostgrönlands, welches vielmehr weiter im Norden, da wo Scoresby kreuzte, in der Regel weit zugänglicher ist.

Die Führung der Expedition wurde am 18. December 1827 dem damaligen Premierleutenant W. A. Graah anvertraut, welcher schon früher bei der Vermessung der Westküste Grönlands verwendet worden war; als Naturforscher sollte ihn Dr. J. Vahl begleiten. Beiden wurde unterm 21. Februar 1828 eine Instruction ausgefertigt, welche ihrem eigenen Ermessen immerhin viel Spielraum ließ. Die Reise, welche hier wegen ihrer Bedeutung für die Aufschließung der Ostküste näher besprochen werden muß, sollte mit zwei grönländischen Weiberböten und zwei Kajaken unternommen werden, und der Vorsteher der Colonie Frederikshaab, Herr Mathiesen, dieselbe als Dolmetscher mitmachen. Am 31. März 1828 ging Graah mit Vahl und Dr. Pingel, welcher Grönland zu mineralogischen

Zwecken bereisen wollte, von Kopenhagen ab und erreichte am 28. Mai Frederikshaab. Bereits am 16. Juni kam man nach Julianehaab, woselbst die nöthigen Vorbereitungen für die Bootreise getroffen werden sollten. Als Reisebegleiter wurde ferner ein Eingeborener aus dem Ostlande, Namens Ernenek, der sich gerade in Nennortalik aufhielt, engagirt.

Im August waren die beiden Weiberböte fertig, die sofort mit der ganzen für die Reise bestimmten Ladung nach Nennortalik vorausgeschickt wurden, auf welcher Insel überwintert werden sollte. Ein gewöhnliches grönländisches Winterhaus wurde hier für die Mitglieder der Expedition hergerichtet; ehe man dasselbe aber bezog, machte Graah noch einen Ausflug ostwärts, um die Wasserstraßen zu recognosciren, auf welchen er im Frühjahre weiter zu gehen hatte. Der Winter war sehr milde, sodaß das Thermometer nur selten unter — 13° bis 14° R. fiel; er wurde zur Ordnung der gesammelten Naturalien und andererseits zu Beobachtungen über die meteorologischen und magnetischen Verhältnisse und zumal auch über das Nordlicht benutzt. Bereits am 21. März des Jahres 1829 brach die Expedition von Nennortalik auf. Sie bestand neben Graah und Vahl noch aus Mathiesen und einem dänischen Matrosen, sowie aus fünf Grönländern und zehn Grönländerinnen. Neben den beiden Weiberböten und den beiden Kajaks, welche die Expedition besaß, hatte man noch auf kurze Zeit ein Transportboot für Provisionen gemiethet und überdies war die Begleitung einer Anzahl von Kajakmännern gesichert, die zum Bugsiren der größern Böte verwendet werden sollten. Nicht ohne große Mühsal erreichte man am 27. Friedrichsthal, wo von der civilisirten Welt Abschied genommen wurde und ging dann durch den Prinz-Christians-Sund, welchen Graah im Spätherbst zuvor besucht und mit diesem Namen belegt hatte. Am 1. April war dessen östliches Ende glücklich erreicht; aber hier mußte man 25 Tage lang liegen bleiben, da dichtes Packeis die Ausfahrt verwehrte. Das Transportboot wurde von hier aus zurückgeschickt, und am 26. April mit den eigenen Böten die Reise fortgesetzt. Noch an demselben Tage erreichte man die Insel Alluk auf der Ostküste und Anfang Mai die weiter nördlich gelegene Halbinsel Nenneetsuk, wo ein dreiwöchentlicher Aufenthalt geboten war, sodaß erst am 23. Mai die Reise fortgesetzt werden konnte. Nachdem man unterwegs wiederholt auf Ansiedelungen von Eingeborenen gestoßen war, erreichte die Expedition am 28. Serketnoua; hier wiederum wurden die Böte neuerdings 17 Tage lang von Eis eingeschlossen gehalten, sodaß sie erst am 14. Juni Abends loskamen. Am 20. Abends ließ Graah seine Zelte in der Bucht zwischen Kap Ranzow und Kap Kort Adelaer aufschlagen, nachdem er an demselben Tage einen seiner Grönländer mit einem Rapporte über die bisherige Reise zurückgeschickt hatte. Aber jetzt ergaben sich neue ernsthafte Schwierigkeiten. Man lag vor einem großen Eisblinke, welchen zu passiren ein Theil der Grönländer sich weigerte. Ueberdies nahmen die Lebensmittel rasch ab, da sich unterwegs nirgends solche hatten einhandeln lassen, und die begleitenden Grönländer, mit Ausnahme von Ernenek, sei es nun aus Faulheit, oder auch um ihre frühere Rückkehr zu erzwingen, stets von den mitgeführten Vorräthen gezehrt hatten,

statt auf die Jagd auszugehen und von ihrer Beute zu leben. So wurde denn nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, daß das eine Boot mit Dr. Vahl, Mathiesen und dem dänischen Matrosen zurückgehen und nur das andere mit Graah, Erneuek und seiner Familie, einem weitern Grönländer und zwei Grönländerinnen die Reise fortsetzen solle. Am 23. Juni trennte man sich wirklich, unter 61° 47′ nördl. Breite, und am 27. passirte der muthige Graah, nun allein mit seinen Grönländern, den Eisblink von Puisortok in einem Abstande von nur 100—400 Faden. Von hier ab ging die Fahrt leichter; am 2. Juli erreichte man bereits Griffenfeldts Öe, am 10. die Insel Kemisak, auf welcher sich, wie in der ganzen Umgegend zahlreiche Zelte mit Eingeborenen fanden und wo ein paar der Ruderfrauen durch andere abgelöst werden konnten. Am 14. ging man weiter, passirte etwa unter 64° 10′ einen mächtigen Eisblink, welcher den Namen „Colberger Heide“ erhielt, und erreichte am 18. das Kap Löwenörn, dann am 19. die Skrams Oer, von welchen ab das Land in östlicher Richtung abzubiegen schien. Des Eises halber mußte man hier wiederum zwei Tage liegen bleiben und konnte erst am 22. die Reise fortsetzen. Bereits am folgenden Tage wurde eine Insel, welche man für Danell's Hvidsadlen hielt, erreicht. Auch sonst fanden sich in dieser Gegend mehrfach Oertlichkeiten, welche man mit den von Danell beschriebenen identificiren zu dürfen meinte; am 24. Juli aber gelangte Graah, an mehrern andern Inseln vorbeifahrend, zu denjenigen, welchen er den ominösen Namen „Vendom“, d. h. Wendeum, beilegte. Hier versperrte das Eis jede Möglichkeit weiter zu kommen, und selbst ein schwerer Sturm aus Nordwest, welcher sich am 30. erhob, ermöglichte nicht die Fortsetzung der Reise, sondern gewährte nur einen Blick auf 2—3 Inseln, in welchen man diejenigen zu erkennen glaubte, zwischen denen Danell durchgefahren war, und zugleich dieselben, welche die Alten Gunnbjarnarsker genannt hatten. (Die Hansamänner fanden diese Inseln an der Stelle, wo sie nach Graah's Karte liegen mußten, nicht vor, und vermuthen daher eine Täuschung durch Eisberge.) In der Hoffnung, daß sich doch noch vielleicht ein Durchgang durch das Eis öffnen werde, machte sich Graah darüber, die etwas weiter südwestlich gelegene Kjögebucht zu untersuchen. Da sich bei seiner Rückkehr nach Vendom das Eis noch immer geschlossen zeigte, besuchte er am 18. August eine wenig nordöstlicher gelegene Insel und nahm hier durch Aufpflanzung einer dänischen Flagge förmlich von dem umliegenden Lande Besitz für die Krone Dänemark; er gab der Insel den Namen „Danebrogs Öe“, während er die Küste „König Friedrich's VI. Küste“ nannte. Am 21. August besuchte er Danebrogs Öe noch einmal; aber das Eis zeigte sich nach wie vor undurchdringlich, und so wurde beschlossen umzukehren. In der That blieb kein anderer Ausweg, da der Zustand des Eises selbst im günstigsten Falle kein rasches Weiterkommen in Aussicht stellte und überdies die Fahrt in einem Weiberboot bei dem Herannahen der stürmischen Jahreszeit doch ein gar zu gefährliches Wagestück war. Ueberdies begann die Mannschaft des Bootes bereits unwillig zu werden und mit dem Schwinden der Vorräthe verminderten sich die Mittel, sie bei guter Laune zu erhalten. Endlich durfte auch der Hauptzweck der Reise als bereits erreicht gelten, sofern das Fehlen

aller alten Ruinen, sowie jeder Ueberlieferung von einer frühern europäischen Bevölkerung bei den Eingeborenen immerhin als ein sicherer Beweis dafür angesehen werden durfte, daß die alte Eystribygd nicht auf der Ostküste Grönlands gelegen sein könne. Noch am 21. August wurde Vendom verlassen, welches der nördlichste Punkt gewesen war, auf welchem Graah sein Zelt aufgeschlagen hatte, unter 65° 14′ nördl. Breite und 38° 35′ westl. Länge von Greenwich.

Schon am 24. August erreichte Graah, wenn auch nicht ohne mancherlei Fährlichkeiten, die etwas südlich vom Kap Löwenörn gelegene Insel Aluik und passirte am 25. glücklich die Colberger Heide. Als man aber nach Kikertarsoak, einer kleinen Insel wenig südlich von Kemisak gelangte, fand man diese von den Eingeborenen nahezu völlig verlassen, weil Alles nach Ekkalimiut gezogen war, einer Gegend, welche als eine ganz besonders gesegnete gepriesen wurde, und da Graah dieselbe ohnehin noch zu untersuchen vorhatte, wendete er sich mit den letzten vorgefundenen Eingeborenen und einer Anzahl von Böten, die sich ihm unterwegs anschloß, eben dahin. Wirklich erschien ihm das Land als das beste, welches er noch auf der Ostküste gesehen hatte; auch waren 200—250 Grönländer am Platze, theils mit dem Einsammeln von Beeren und Wurzeln oder dem Fangen von Forellen beschäftigt, theils um sich mit ihren beliebten Trommeltänzen zu unterhalten. Am 3. September verließ man dieses kleine grönländische Paradies. Auf Nukarbik, einer zwischen Kap Juel und Kap Moltke unter 63° 21′ 38″ nördl. Breite und 40° 50′ westl. Länge von Greenwich gelegenen Insel überwinterte Graah. Krankheit und Mangel an Lebensmitteln suchten ihn während des Winters schwer heim. Dennoch entschloß er sich, als er am 5. April 1830 sein Winterquartier verließ, nochmals den Versuch zu machen, weiter nordwärts vorzudringen, als bis wohin er im vorigen Jahre gelangt war; ein verzweifeltes Wagestück, da alle seine Vorräthe bis auf einen kleinen Rest von Brot aufgezehrt waren. Nachdem er ein paar seiner bisherigen Leute südwärts geschickt und dafür ein paar besonders brauchbare Jäger unter den Ostgrönländern in Dienst genommen hatte, ging er über Ikatamiut nach dem Kap Möfting zu, unter 63° 42′ nördl. Breite; unter diesem sah er am 20. April offenes Wasser, aber um das Kap herum war das Eis so dicht gepackt, daß er nicht durchzudringen vermochte, obwol er nicht weniger als 18 mal den Versuch dazu machte. Bis zum 21. Juni wurden diese Versuche fortgesetzt; da aber an diesem Tage das Eis sich noch eben so fest geschlossen zeigte wie früher, und auch von den höhern Bergen der Gegend aus nirgends mehr offene See zu erspähen war, wurde nach Nukarbik zurückgegangen. Nochmals wurde, am 5. Juli, von hier aufgebrochen, um neuerdings nordwärts zu gehen; aber auch dieser Versuch hatte keinen Erfolg, da man des Eises halber über die Colberger Heide nicht hinauszukommen vermochte. Nachdem man 15 Tage lang auf einer Schäre in nächster Nähe dieses Eisblinkes gelegen hatte und die Lebensmittel bereits vollständig auszugehen drohten, sah man sich endlich zur Umkehr genöthigt. Am 28. Juli wurde die Rückreise angetreten, in deren ersten Tagen der Hunger den Reisenden so sehr zusetzte, daß der erste Seehund, dessen Fang am 2. August gelang, von ihnen roh, mit Haut

und Haar aufgezehrt wurde. Von da ab ging die Reise leichter, obwol es auch jetzt nicht an mancherlei Schwierigkeiten fehlte, wie denn sogar der sonst so verlässige Ernenek einmal durch eine unbedeutende Sache sich zu einem Mordanfall auf Graah verleiten ließ, welchem dieser nur durch die äußerste Kaltblütigkeit zu entgehen vermochte. Am 29. August erreichte man Kap Bille. Graah selbst, durch den Mangel an Nahrung, die ausgestandenen Strapazen, die geistige Aufregung der letzten Fahrt schon länger krank, kam dahin in nahezu bewußtlosem Zustande, und seine Grönländer sagten ihm unverhohlen, daß sie ihn als dem Tode verfallen betrachteten. Indessen stellte der Genuß der Beeren, welche man südlich von dem Eisberge Puisortok in Menge fand, doch seine Gesundheit nothdürftig wieder her. Nach den schwersten Kämpfen mit Eis und Unwetter, Hunger und Krankheit gelangte man endlich Anfang Octobers nach Nennetsuk; aber weder hier noch in Alluk fand man jene Vorräthe vor, welche von Julianehaab aus nach getroffener Abrede dahin geschickt werden sollten. So mußte Graah ungestärkt die Reise fortsetzen; am 8. October erreichte man den Prinz-Christians-Sund und schickte von hier aus auf ein paar Kajaken die beiden einzigen Leute, die noch einigermaßen gesund waren, nach Friedrichsthal voraus. Etwas Brot und Wein, welches die deutschen Missionare schickten, dann Briefe aus der Heimat, welche zugleich anlangten, richteten Graah's gesunkene Kräfte einigermaßen wieder auf; aber erst am 16. October gelang es ihm, Friedrichsthal selbst zu erreichen, wo er durch einen der Missionare die erste ärztliche Hülfe erhielt. So wurde denn jene deutsche Missionsstation zum rettenden Port für den kühnen Mann, dessen Namen die letzte deutsche Expedition in ihren Entdeckungen im Kap Graah, am Eingang des großen von ihr aufgeschlossenen Fjords, verewigt hat. Vierzig Jahre später war es wiederum Friedrichsthal, welches, wie wir bald hören werden, die schiffbrüchigen Schollenfahrer von der Hansa aufnehmen sollte.

Zwischen der Graah'schen Expedition im Südosten Grönlands und den deutschen Expeditionen nach der Ostküste Grönlands von 1868—70 liegen noch verschiedene unglückliche Versuche dahin zu gelangen. Zunächst ist in dieser Beziehung die Entdeckungsfahrt zu nennen, welche die französische Kriegsbrigg La Lilloise im Jahre 1833 unter dem Commando des Herrn Jules de Blosseville machte. Beauftragt, die französische Fischerflotte unter Island zu beschützen, zugleich aber auch hydrographische Untersuchungen an der Ostküste Grönlands anzustellen, hatte dieses Schiff am 14. Juli Dünkirchen verlassen und schon 4 Tage später die Ostküste Islands erreicht, wo es im Nordfjorde Wasser einnahm. Drei Tage nachdem es aus diesem Hafen wieder ausgelaufen war, befand es sich bereits im Treibeise; am 29. Juli bekam es die Ostküste Grönlands in Sicht, verfolgte diese von 68° 34′ bis 68° 55′ nördl. Breite, ohne jedoch landen, oder auch nur dem Lande recht nahe kommen zu können, mußte aber des folgenden Tags Unwetters halber bereits wieder nach Island zurück, um hier einige erlittene Schäden repariren zu lassen. Vom Vapnafjord aus lief das Schiff sodann nochmals aus, um Ostgrönland zu besuchen; aber seit dem 6. August, an welchem dessen Commandant noch einen Brief in seine Heimat schrieb, ist das Schiff spurlos verschwunden.

In den beiden nächstfolgenden Sommern sandte die französische Regierung einen Dampfer der Kriegsmarine aus, um die Lilloise aufzusuchen, jedoch ohne Erfolg. Noch in neuester Zeit lebte die Phantasie von einer dauernd bewohnten grönländischen Ostküste auf und rief zwei neue vergebliche Unternehmungen hervor. Ein bedeutendes londoner Handelshaus, die Herren Antony Gibbs und Söhne, ließ sich durch die Vorstellungen eines gewissen Taylor, welcher aus der Lektüre isländischer Literatur den Glauben geschöpft hatte, daß an der Ostküste noch jetzt Ansiedelungen vorhanden, und daß mit ihnen ein Handel eröffnet werden könne, bewegen, zwei Schiffe nach der Ostküste auszuschicken. Am 21. August 1863 liefen diese beiden Fahrzeuge, zwei eiserne Dampfer, welche durchaus nicht für die Eisfahrt besonders hergerichtet waren, der „Baron Hambro" und die „Caroline", von Gravesend unter der Führerschaft von Taylor aus. Die Krone Dänemarks hatte den Herren Gibbs und Söhnen das ausschließliche Recht, mit der Ostküste Grönlands zu handeln, verliehen. Es war die Absicht, in Ekalumiut, auf 63° nördl. Breite, an der Ostküste eine Niederlassung zu gründen. Man lief absichtlich so spät in der Jahreszeit aus, in der Meinung, daß die Ostküste dann erst von den herabtreibenden Eismassen frei sein werde. Allein dies erwies sich als irrig. Bei wiederholten Versuchen vermochte man dem Lande nicht näher als auf 20 Meilen zu kommen. Dies war auf 60° nördl. Breite. Die Küste zeigte sich durch Packeis verbarrikadirt und die Fahrzeuge mußten unverrichteter Dinge heimkehren. Die Herren Gibbs waren aber dadurch noch nicht entmuthigt. Sie fanden die Hauptursache des Miserfolges darin, daß die Schiffe nicht für die Eisfahrt eingerichtet waren. Im Jahre 1864 wurde daher für diesen Zweck ein neuer großer Dampfer von 412 Tons Tragfähigkeit und 70 Pferdekraft in Dundee erbaut. Der „Erik", welcher noch jetzt alljährlich auf den Walfang in der Davisstraße ausgeht, war eigens für die Eisfahrt gebaut und wurde auch diese Expedition unter die Führerschaft von Taylor gestellt. Er deponirte in Reikjavik auf Island ein Quantum Kohlen im Jahre 1865 und suchte sich dann durch das Packeis einen Weg zur Ostküste zu bahnen. Zweimal wurde der Versuch gemacht, beide male ohne Erfolg. Die Unternehmung wurde nunmehr gänzlich aufgegeben.

Siebentes Kapitel.

Die Germania während der Polarnacht.

Anfang November 1869 bis Anfang Februar 1870.

Arktische Winterstürme. — Ihre Gewalt. — Angerichteter Schaden. — Sturm-Geschwindigkeit. — Ostgrönländische Zeitung. — Navigationsschule an Bord. — Nordlicht. — Der Eisbär und sein Leben. — Jagd desselben. — Sein Fleisch. — Weihnachtsfeier. — Sylvester. — Das Schneehuhn. — Der Schneehase. — Polarnacht. — Schneefall. — Brand an Bord. — Klentzer's Abenteuer mit dem Eisbären. — Wiedererscheinen der Sonne. — Springflut. — Die Lampen können wieder ausgelöscht werden. — Der Eisfuchs.

Die Sonne, dieser Urquell alles Lichts und Lebens, hatte uns seit dem 6. November verlassen, die dreimonatliche Polarnacht ihren Anfang genommen. Die Mittagshelle blieb aber zunächst noch genügend, um im Freien einige Stunden lang thätig sein zu können, dabei nahm die Kälte nicht erheblich zu, und so wurde der Uebergang nicht sehr empfindlich. Es raste zwar am 7. und 8. ein Sturm, der alle bisherigen an Stärke übertraf, uns aber nach den gewonnenen Erfahrungen nicht einzuschüchtern vermochte.

Die Gewalt der arktischen Stürme ist ungeheuer, nicht blos weil die Geschwindigkeit, mit der sich die Luft fortbewegt, eine so große ist, wie sie in Europa selten vorkommt, sondern auch, weil der Druck, den die Luft auf eine gewisse Fläche ausübt, im Vergleich zu dem in mittleren Breiten stattfindenden durch die Vergrößerung des specifischen Gewichts bei der Kälte und durch die größere Nähe der Oberfläche an dem Mittelpunkte der Erde erheblich vermehrt wird. Die größte von uns beobachtete Geschwindigkeit des Windes, bei der wir noch riskirten an Land zu gehen, war 67—68 englische Meilen in der Stunde (30 Meter oder 96 rheinländische Fuß in der Secunde). Zu Zeiten, wo wir das Anemometer nicht mehr ablesen konnten, stieg die Geschwindigkeit ohne Zweifel auf 70—75 englische Meilen, doch ist es kaum möglich, ohne wirkliche Messung sich eine genaue Vorstellung von der Größe der Steigerung eines an sich schon so überaus heftigen Windes zu machen. Eine schlimme Zugabe zu solchem Winde ist aber das Schneetreiben. Es versperrt jede Aussicht auf mehr als 2—3 Schritte, benimmt Demjenigen, der sich darin befindet, völlig den Athem und klebt ihm die Augen zu.

Wagte man sich aus der sorgsam geschlossenen Kappe aufs Verdeck heraus, so wurde man fast betäubt von dem sausenden und brausenden Getöse, mit dem der Wind sich am Schiffe brach und um dasselbe herumdrängte. An Unterhaltung war kaum zu denken: der stärkste Commandoruf wäre nicht über das ganze Schiff hin vernehmbar gewesen.

Da dasselbe etwas von der Windrichtung abwich, so drückte sich die Steuerbordseite des Zeltdaches stark gewölbt nach innen, mit einer Spannung, die, wie es schien, jeden Augenblick ein Zerreißen zur Folge haben konnte, und stand man vorn beim Bratspill, so kam es einem vor, als wären hier alle bösen Geister gegen das Schiff losgelassen.

Blickte man dann durch die Ritzen der festgeschlossenen Ausgangsöffnung hinaus, so gewahrte man nichts als eine in ewig erneuter Flucht horizontal dahinjagende dichte Masse von feinen Schneetheilchen. Vom Lande keine Spur, ja kaum daß man die nächsten Eisblöcke unterscheiden konnte. Eine furchtbare Böhe jagt uns den scharfen Schnee ins Gesicht und schaudernd flüchten wir zurück unter das Zeltdach. Immer stärker biegt es sich einwärts, die Verbindungen scheinen sich zu lockern — die Schornsteine wackeln — selbst die Stenge oben bewegt sich hin und her, wie wir durch einen Spalt im Dach beobachten.

Auf Deck sieht's interessant genug aus. Durch alle vorhandenen oder neu gerissenen Löcher, durch die engsten Ritzen und Spalten, ja selbst durch das Segeltuch hindurch wurde der Schnee gepreßt, erfüllte mit den feinsten Körnern und Nadeln die Atmosphäre, senkte sich auf Alles, was auf Deck war, herab und bildete bald, trotz aller angewandten Mühe, eine dichte Decke. Aufmerksam horchen wir hin auf das tosende Concert, ob noch immer keine Abnahme zu spüren. Jede neue Böhe scheint uns das Ende andeuten zu wollen, wenn sie dumpf grollend in der Ferne dahinstirbt — wir warten gespannt eine — zwei — drei Minuten — aber schon unterscheiden wir in dem gleichmäßigen Sausen und Brummen einen andern Ton, und ehe wir uns noch besinnen können, heult und prasselt eine neue und stärkere Windsbraut auf uns nieder.

Mit vielsagendem Blick auf das schwerbedrohte Zeltdach verlassen wir das Deck und gehen hinab. Man setzt sich um den Tisch und nimmt ein Buch zur Hand. Aber mit Lesen will's nicht. Es ist auch schon spät abends und man kann sich füglich zu Koje begeben. Aber der Schlaf will sich nicht einstellen: unsere Umgebung ist ja in stetem Zittern, der Ofen und die Gläser klappern, und aus dem Halbschlummer schreckt uns von Zeit zu Zeit eine stärkere Erschütterung; bis endlich unter allmählichem Nachlassen des Sturms die Müdigkeit siegt und den Erschöpften zur Ruhe hilft. Wir befehlen uns der Gnade des Himmels und schlafen ein.

Die starken Böhen hatten um Mitternacht aufgehört, aber ein tüchtiger Sturm tobte noch ziemlich gleichmäßig fort und schien es bei einer Dauer von nunmehr vollen zwei Tagen noch nicht bewenden lassen zu wollen.

Erst Nachmittags 4 Uhr hörte das Schneetreiben auf, der Sturm flaute vollends ab und um 6 Uhr herrschte eine fast unheimliche Stille: das Unwetter war zu

Ende. Wir hatten etwa dasselbe Gefühl, als wenn man lange an einem Wasserfall oder an einem tosenden Gletscherbach gestanden hat, und dann plötzlich um eine Felsenecke biegend, das Geräusch nicht mehr hört — so wunderbar still und ruhig erschien Alles um uns her.

Das Barometer erreichte jetzt die ungewöhnliche Höhe von 771,6 Millimeter red. auf 0°. — In der Nacht war das Gleichgewicht in der Atmosphäre gänzlich hergestellt; still und ruhig wie zuvor lag die Natur da, der Wolkenschleier theilte sich, und mit ähnlichen Gefühlen, wie man daheim nach einem schweren Gewitter den Regenbogen begrüßt, sahen wir am südlichen Himmel die röthlichen Strahlen des Polarlichtes aufschießen.

Daß es nach jedem solchen Sturmausbruche Arbeit die Hülle und Fülle gab, ist leicht zu begreifen. Es galt das Deck von den hügelartig angehäuften Schneemassen zu reinigen, das Flutloch wieder freizulegen, die festgefrorene und unten abgebrochene Stange durch eine neue zu ersetzen, das Zelt sorgfältig auszubessern und zu verstärken u. s. w. Die meiste Sorge hatten die Astronomen mit der Sternwarte. Nach dem Sturm vom 7. und 8. November zeigte sich das ganze Innere des Baues mit einer festen Schneemasse dicht gefüllt. Vorsichtig dringt man durch diese hindurch bis zu dem Stein, auf welchem der Theodolit in einen Mantel gehüllt aufgestellt worden war: der Stein ist leer! Das war ein harter Schlag. Aber bald entdeckte man das kostbare Instrument schräg auf dem Boden hingestreckt und ganz unverletzt. — Das Stativ des großen Fernrohrs, welches neben der Sternwarte, fest zwischen Steinen eingekeilt gestanden hatte, war umgeweht und die gußeiserne Wiege, an der das Fernrohr befestigt wird, zerbrochen. Nachher stellten wir dasselbe in der Nähe des Schiffes auf dem Eise auf, und befestigten es mittels des unübertrefflichen Mörtels arktischer Regionen — mit Wasser. Wir versuchten es daher vor allen Dingen, die Observatorien schneedicht zu machen. Zu dem Ende wurde eine nach außen schräg abfallende Schneemauer ringsum gebaut und auch das Dach mit Schnee belegt. Ehe diese aber mit Wasser begossen werden konnte, führte ein neuer heftiger Sturm, der am 15. November anfing und 72 Stunden hindurch mit kolossaler Gewalt wehte, die ganze Mauer wieder fort und füllte die Observatorien wieder bis oben hin mit Schnee.

Sie wurden nun von Neuem mit Schnee bedeckt, diesmal indem wir die Vorsicht brauchten, jeden fertigen Theil sofort mit Wasser zu begießen, womit denn auch nachher die ganze Umhüllung der Gebäude bearbeitet wurde, sodaß sie unter einer Eismauer begraben lagen. Dadurch erreichten wir unsern Zweck, die Schneemauer hielt Stand und die Observatorien blieben auch bei den längsten und schwersten Stürmen im Innern fast vollständig schneefrei. Nach Vollendung dieser Arbeiten und der Reparaturen an den Instrumenten, namentlich des Anemometers, von uns scherzweise „Robinson" genannt, welches neue Flügel erhielt (die alten waren abermals fortgeweht und wurden erst im Juli 1870 zufällig wiedergefunden), konnten die Instrumente wieder aufgestellt werden.

Hier sei gleich erwähnt, daß wir während des Winters nur bei Sturm Schneefall hatten (wie z. B. am 17. Januar), an den windstillen Tagen war das Wetter



S. 132.

Auf Deck im Winter.

auch meistens klar und schön. Der einzige ruhige Schneefall ereignete sich Ende Juni 1870, bei welcher Gelegenheit wir auch zum ersten und einzigen Male die ganze Landschaft ein paar Tage hindurch mit einer weißen Decke belegt sahen.

Wie die Observatorien, so erhielt auch das Schiff selbst eine Schutzmauer aus Schnee, quadratisch herausgestochenen Stücken, von denen wir auch auf Deck einen Vorbau, zur bessern Abwehr der Kälte, errichteten.

Die Kälte hatte in der zweiten Woche des November zugenommen und bei einem Tagesmittel von — 15° bis — 20° bereits ein Minimum von — 21,3° erreicht, eine Temperatur, bei welcher wir uns in jeder Hinsicht wohl fühlten.

In der Kajüte zogen wir meist die Röcke aus, und doch bedurften wir zur Heizung der Meidinger'schen Oefen täglich keine 15 Pfund Kohlen. Ja anfänglich war die durch diese Oefen erzielte Hitze unsere größte Plage, und es bedurfte erst einiger Erfahrung und großer Aufmerksamkeit, um die Temperatur über Tag nicht höher als 16° R. steigen zu lassen.

Da das Thermometer am 18. — 7,3° betrug, so war die Folge, daß es in dem Vorbau auf Deck bedenklich zu thauen anfing und dadurch sehr viel Nässe in die Kajüte gelangte. Auch an den folgenden Tagen blieb die Temperatur mäßig und erhob sich sogar noch einmal wieder bis zu — 9°. Für unser Gefühl war diese „Wärme" durchaus nichts Angenehmes: sie zwang uns, abgehärtet wie wir waren, bei schwereren Arbeiten im Schnee fast alle Kleidungsstücke bis aufs Hemd abzulegen.

Am 13. wurde die erste große Wäsche gehalten und die Leute dabei von Kopf bis zu Füßen vom Doctor untersucht, wobei sich auch nicht das geringste Zeichen irgendwelcher Erkrankung herausstellte. Nach dieser Procedur wurden denselben Expeditionskleider: Röcke, Hosen, Westen und wollenes Unterzeug verabreicht.

Eigenthümliche Gefühle waren es, mit denen wir am 21. — zugleich dem kürzesten Tage und einem der dunkelsten — auf dem Eise und dem benachbarten Lande umherspazierten. Daheim trägt nach einem solchen Aufruhr in der Natur Alles noch den Stempel der Verwüstung. Die Bäume sind zerzaust, Aeste und Stämme gebrochen und zu Boden geworfen, Dachziegel, Bretter, Fenster u. s. w. in die Straßen geschleudert — hier bezeugte nichts die kaum beruhigte Empörung der Elemente, als die großen und kleinen Schneewehen. Weiß und still lag die Gegend da, dunkel erhoben sich die schroffen Felswände darüber — trübe und fast nebelig breitete sich die Luft aus. Nach den fast zehntägigen Stimmen des Sturmes hatte diese Stille etwas sehr Wohlthuendes, aber trotzdem empfanden wir gerade heute so recht lebhaft den mächtigen tiefmelancholischen Eindruck der arktischen Nacht. Im trüben unsichern Dämmerlicht lag die Landschaft da, sodaß man nur auf wenige Schritte zu erkennen und feinere Schrift kaum zu lesen vermochte. Eine leichte Helle unter dem dunkeln Gewölk im Süden war das einzige Zeichen des Tages.

Der große Sturm im December hatte die Wirkung gehabt, das Eis in einer Entfernung von 3—400 Schritt vom Schiff aufzubrechen, sodaß, wo kurz vorher eine starke Eisdecke gewesen war, jetzt eine lebhaft bewegte See wogte. Wäre die Walroß-Insel nicht oder hätte unsere Germania auch nur 2—3 Fuß mehr

Tiefgang gehabt, so wären wir wol hinausgetrieben und das Schiff unrettbar an der Felsküste zerschellt. Abgesehen von den Vorläufern hatte der eigentliche Sturm 103 Stunden gewüthet, und auf diese Zeit ergab sich eine mittlere Stärke, die in der geläufigen Scala die Nr. 9 noch übersteigt. Nehmen wir die Geschwindigkeit in diesen 103 Stunden zu 60 Meilen (= 15 deutsche Meilen) an, so hätte dieser Sturm, wenn er in gerader Richtung nach Süden seinen Weg fortsetzte, nicht nur den Aequator, sondern, weit über denselben hinaus, noch die Breite des Südendes von Afrika erreichen können, wäre also weit über ein Viertel des Erdumfanges gelaufen.

Obgleich die herrschende Stimmung bisjetzt der Aufmunterung nicht bedurfte, da der Eintritt der Polarnacht auf unsere Leute keinerlei Einfluß auszuüben schien, so hielten wir es doch, wie alle unsere Vorgänger, nicht für überflüssig, besondere Unterhaltungen zu arrangiren. Dazu gehörte zunächst die Herausgabe der „Ostgrönländischen Zeitung", welche unter der Redaction von Dr. Pansch stand und zu der Jeder anonym seine Beiträge zu liefern aufgefordert wurde. An Stoff, alle 14 Tage eine Nummer herauszugeben, konnte es uns nicht fehlen. Leider war eine kleine von der Redaction der „Weser-Zeitung" zu diesem Zweck geschenkte Druckerei in Bremerhaven nicht mit an Bord gekommen. Wir mußten uns also, um wenigstens je ein Exemplar für Kajüte und Logis zu liefern, der Mühe des Schreibens unterziehen, hatten aber die Freude, daß unser Organ allgemeinen Beifall fand und sehr zum Amusement beitrug. Die „Ostgrönländische Zeitung" enthielt allerlei Scherze, Gedichte, Ansprachen und „officielle Bekanntmachungen". So brachte der „amtliche Theil" z. B. bei Gelegenheit des Verlustes der Flügel des Robinson'schen Anemometers (Windmessers) folgende Anzeige:

Prämie!!!

Wer den von seiner Insel verschwundenen Robinson (Crusoe) bez. Theile seines Leichnams wiederfindet, erhält eine Belohnung von 1 Fl. Wein und 1 Dutzend Cigarren. Es dürfen sich auch gleichzeitig Mehrere um diesen Preis bewerben.

So geschehen Winterquartier Clavering-Straße Nr. 10.

C. Koldewey.

Wichtiger als diese nur dem Scherz und Humor geweihte Abwechselung war die Einrichtung einer Navigationsschule. Am 25. wurde dieselbe eröffnet mit vier Schülern (P. Iversen, P. Ellinger, Th. Klentzer und G. Herzberg). Der Kapitän unterrichtete in den nautischen Wissenschaften, Dr. Börgen erbot sich, Geographie und Astronomie und Dr. Copeland die Physik zu übernehmen.

Es wurde jeden Tag eine Stunde gegeben und die Leute hatten genug zu thun, das Gehörte durchzuarbeiten und sich einzuprägen. Es geschah dieses jedoch mit einem unglaublichen Eifer, und selten hat man wol in einem Schiffslogis soviel von Plus und Minus, von Potenz und Wurzel reden gehört, als bei uns auf der Germania.

Sehr bemerklich machte sich die Zunahme der Dunkelheit. Am 22. November

mußten schon alle Thermometer um Mittag bei der Lampe abgelesen werden und am 23. konnte man mittags noch Sterne zweiter Größe, wie z. B. den Polarstern, deutlich erkennen. Den ganzen Vormittag und Mittag war der südliche Horizont von der Walroß-Insel bis zum Kap Borlase Warren rothgelb gefärbt und diese helle Dämmerung trat über der dunkelschwarzen Linie des offenen Wassers stark hervor. Zugleich zeigte sich dort eine starke Strahlenbrechung und die Luft schien sich in flimmernder wellender Bewegung von West nach Ost zu bewegen.

Auch die Abende und Nächte waren schön: der Mond schien jetzt ohne unterzugehen vom 19. bis 25.; um Mittag sahen wir noch sein bleiches Licht und nachts umgab er sich häufig mit einem Hofe, oder war auch wol einmal von Nebenmonden begleitet.

Das Polarlicht trat wieder in schönstem Glanze auf, und als das magnetische Observatorium in Ordnung war, wurden Beobachtungen über die Declinationsschwankungen angestellt im Zusammenhang mit Notizen über die schnell wechselnden Erscheinungen des Polarlichts. An jedem nichtbewölkten Tage wurde eine mehr oder minder starke Lichtentwickelung bemerkt, die sich manchmal auf ein einzelnes, bald wieder verschwindendes, leuchtendes Band beschränkte, manchmal aber sich zu sehr glänzenden Erscheinungen entwickelte. Die Vorstellung, welche man gewöhnlich aus den Abbildungen und Beschreibungen in den Lehrbüchern der Physik schöpft, mußten wir allerdings sofort aufgeben. Da war nichts von dem regelmäßigen Bogen, von den Strahlen, die zunächst divergirend ausgehen, um sich in der Nähe des Zeniths in einem Kreise zu vereinigen, ohne sich zu durchschneiden, zu sehen, noch auch von einem dunkeln Segmente. Wol bildete sich auch hier im Südosten eine Art Bogen, aber von unregelmäßiger Gestalt und von einem durch denselben begrenzten dunkeln Segment konnten wir nichts wahrnehmen, sondern mußten uns überzeugen, daß die dunklere Färbung des Himmels unterhalb desselben einzig durch eine Contrastwirkung des leuchtenden Bogens gegen den dunkeln Himmel darunter, nicht aber, wie Beobachtungen an Orten in Europa, Asien und Amerika in mittlern Breiten zu zeigen scheinen, wo auch die regelmäßigere Entwickelung der Polarlichter beobachtet wird, durch wolkenartige Gebilde hervorgebracht werde.

Nach dem Aussehen des Bogens im Südosten, der häufig ohne Veränderung lange sichtbar ist, kann man bei einiger Erfahrung mit großer Sicherheit voraussagen, ob die Erscheinung eine glänzende werden will oder nicht. Der Bogen wird allmählich heller und sendet einige Strahlen gegen den Zenith aus, oder es bilden sich über demselben mehrere andere, die mehrfach miteinander in Verbindung stehen und schlangenartig gewunden eine Menge Strahlen aussenden, welche sich in einem Punkte in der Nähe des Zeniths, in der Richtung der Inclinationsnadel, vereinigen.

Bald ziehen sich auch von Westen und Osten her, seltener von Norden die erwähnten schlangenartigen in ihrer ganzen Breite gleichmäßig hellen Lichtbänder über den Himmel, häufig in heftiger von rechts nach links gehender Bewegung. Diese Streifen gleichen den Falten einer herabhängenden Gardine, die man schräg von unten ansieht, meistens erkennt man vom Horizont aus zwei bis drei mit der

Höhe weiter werdende Ausbuchtungen. Kaum verblaßt ein Streifen, so taucht ein anderer allmählich heller werdend, oder auch plötzlich über den Himmel schießend, auf. Dazwischen zucken die gradlinigen Strahlen, die neben diesen unregelmäßigen gleichartig hellen Bändern den Himmel wie fein gestreift erscheinen lassen, nach dem gemeinschaftlichen Convergenzpunkt auf, welcher sich öfters mit großer Bestimmtheit festlegen ließ. Mitunter war eine äußerst heftige Bewegung in der ganzen Erscheinung, häufig aber verschwanden die Streifen an denselben Orten des Himmels wieder, an denen sie entstanden waren. Fast ausnahmslos fand die Bewegung des Lichtes von rechts nach links statt. So dauert dieses stumme glänzende und wilde Spiel mit seiner eigenthümlichen schattenlosen Beleuchtung, von der man nicht recht zu entscheiden vermag, ob sie wirklich zur Erhellung der Nächte beiträgt, eine Zeit lang, eine Stunde und darüber fort, wird allmählich schwächer und verschwindet endlich ganz bis auf den nur schwachleuchtenden Bogen im Südosten, der noch längere Zeit stehen bleibt und von dem mitunter später in der Nacht ein neues Schauspiel ausgeht. Trotz der scheinbaren Regellosigkeit manifestirt sich die Beziehung zum Magnetismus doch deutlich durch den Convergenzpunkt der Strahlen, dessen Lage durch den Durchschnitt der Richtung der Inclinationsnadel mit dem Himmelsgewölbe bestimmt ist, und dadurch, daß die ganze Erscheinung sich ziemlich gleichmäßig zu beiden Seiten des magnetischen Meridians entwickelt. Das Polarlicht zeigte sich uns stets nur in einer einzigen gelbgrünen Farbe und auch das Spectroskop, mit dem wir bei einer Gelegenheit in Europa (Nordlicht vom 25. October 1870) eine ganze Reihe von hellen Linien sahen, zeigte nur eine einzige solche, deren Lage einige Male schätzungsweise bestimmt wurde.

Die Jagd lieferte in dieser Zeit nicht viel. Moschusochsen waren verschwunden, von Renthieren wurden blos Spuren bemerkt und nur Eisbären zeigten sich hin und wieder, wurden aber je weiter der Winter fortschritt häufiger und mehr und mehr gefährlich.

Der Eis-, oder richtiger Polarbär, grönländisch Nennok (Ursus maritimus L.), ist eine aus allen Naturgeschichten so bekannte Erscheinung, daß wir auf seine Beschreibung verzichten und nur einige unserer Beobachtungen über ihn mittheilen wollen.

Der Eisbär bewohnt bekanntlich die arktische Zone der ganzen Alten Welt, und ist für dieses ungeheuere Gebiet ein ebenso gefährliches Thier als der Löwe für Afrika oder der Tiger für Asien, denen er an Kraft keineswegs nachsteht. Aber die kalte Zone, in der er lebt, hat sein Blut abgekühlt, er ist bedächtig und mistrauisch. Die widersprechenden Berichte über seinen Muth erklärt der Umstand, daß sich aus dem Verhalten eines Bären nie auf das eines andern schließen läßt, daß somit jeder individuell auftritt, und von dem jeweiligen Nahrungsbedürfnisse geleitet wird.

Er lebt vorzugsweise von Seehunden, lauert ihnen an Eisspalten auf und überfällt die auf Eisflößen sich sonnenden mit der Hinterlist des Tigers. — Er verfolgt auch die untertauchenden Robben, denn er ist ein gewaltiger Schwimmer. Ueber zerrissene Felshänge klettert er mit katzenartiger Gewandtheit; dazu, wie zur

Sicherheit auf glatten oder geneigten Eisflächen, befähigen ihn die Rauheit seiner Sohlen, seine Klauen und die Behaarung seiner Tatzen.

Da sich die Seehunde vorzugsweise im Packeise oder an dessen äußern Kanten aufzuhalten pflegen, so ist auch der Bär während des Sommers daselbst ein gewöhnlicher Gast. Er folgt den Robbenschlägern Schritt auf Schritt, um die abgehäuteten Thiere zu verzehren. Auf den der Polarströmung folgenden Schollen wird er zuweilen weit südlich herabgetrieben und man sieht ihn oft viele Meilen vom Lande entfernt.

Neben Robben und größern Säugethieren verschmäht der Eisbär indeß (nach Payer) Eier und Junge von Eiderenten, Möven und andern Vögeln keineswegs, ebenso wie er unter Umständen Beeren und andere Vegetabilien nicht unberücksichtigt läßt, denn sein Leben bildet eine Kette von Nahrungssorgen. Einst fanden wir in dem Magen eines Eisbären nichts als einen von unsern Schneidern weggeworfenen Flanelllappen, und bei vielen andern war derselbe ganz leer. Zuweilen enthielten die Magen von getödteten Bären nur eine Menge Wassers und große Stücke Seekraut (Laminaria). Hieraus ersieht man, daß der Bär durch Hunger zum Krautfressen gezwungen werden kann. Es ist gewiß keine Kleinigkeit in dieser Welt der Erstarrung, Kälte und Finsterniß, mit ihren grauenhaften Schneestürmen, welchen nur Berge zu widerstehen vermögen, rastlos nach Nahrung suchend umherirren zu müssen, inmitten chaotisch zusammengedrängter, sich wechselseitig zermalmender und aufthürmender Eisfelder, umringt von Spalten oder auf einem abgetrennten Eisfloß in die offene See hinauszutreiben. Wahrlich, sein brauner Vetter in Europa lebt gegen ihn behaglich und beneidenswerth, und der Eisbär verdient fast Mitleid.

Im Frühjahr fehlt dem Bären fast ganz und gar die dicke Fettschicht, die im Hochsommer und Herbst unter seinem Felle sitzt. Ein großer männlicher Bär, am 1. April 1870 bei dem Schiffe erlegt, war äußerst mager, dagegen eine Bärin, am 7. Juli 1870 auf Sabine-Island geschossen, schon ziemlich fett.

In Beziehung auf die sehr bestrittene Frage, ob der Bär einen Winterschlaf hält, haben wir keine directe Beobachtungen gemacht, glauben uns aber nach unsern Erfahrungen zu der Annahme berechtigt, daß dies wol kaum der Fall sein dürfte, wie folgende Daten zeigen: am 10. December wurde von Tramnitz ein Bär geschossen; am 10. Januar ließ sich ein Bär beim Schiffe sehen; am 13. desselben Monats entging Theodor Klentzer mit genauer Noth einem Bären; am 6. März wurde Dr. Börgen von einem Bären überfallen; am 9. März sahen wir einen Bären im Sturme, der mit gewaltigen Schritten gemächlich herumstrich und sich ganz und gar nichts aus dem Unwetter zu machen schien, obgleich ein Mensch, selbst bei der besten Bekleidung, seine liebe Noth gehabt haben würde, um überhaupt nur aus der Stelle zu kommen.

Begegnungen mit Eisbären haben den ungleichartigsten Ausgang. Es geschieht nicht selten, daß eine Abtheilung Schlittenreisender, wenn sie durch Zeitmangel und dringende Umstände genöthigt wird, auf die Jagd zu verzichten, an einem oder mehreren Eisbären vorbeizieht, die sich oft in einer Entfernung von wenigen

Schritten befinden und durch ihre Haltung kein anderes Gefühl als das der Neugierde und des Staunens verrathen. Oder aber sie begnügen sich damit, den Schlitten, den Kopf beständig nach demselben hingewendet, zu umgehen.

Ungeachtet wir auf unsern Schlittenreisen Nachts zuweilen im Zelte von Bären überrascht wurden, unterließen wir es doch einen besondern Wachdienst einzuführen, hauptsächlich deshalb, weil von einem eigentlichen Schlaf kaum die Rede sein konnte, und sich uns ein größeres Thier nie völlig geräuschlos zu nähern vermochte. Die eine Seite des Zeltes schützten wir durch den Schlitten, die andere am Eingange durch die Bereitschaft zweier geladenen Gewehre.

Der beste Schutz für uns war jedoch die Bedächtigkeit des Bären selbst, denn ein Zelt ist ihm ein völlig unerklärbarer, sein Mistrauen, wie seine Neugierde gleich erregender Gegenstand. Kane's Begleiter, welche einst durch das Brummen eines den Kopf zum Zeltschlitz hereinsteckenden Bären aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden, halfen sich mit der Geistesgegenwart dadurch, daß sie demselben eine rasch angezündete Schachtel Schwefelhölzchen unter die Nase hielten, eine Beleidigung, die er großmüthig ungerächt ließ, indem er sich entfernte.

Es ist nicht rathsam, sich einem ebenso kräftigen wie wilden Feinde, bevor man ihn nicht absolut kampfunfähig gemacht hat, unvorsichtig zu nähern.

Bei der Bärin vom 7. Juli wird es von Interesse sein zu bemerken, daß, nachdem eine Kugel von $^1/_{16}$ Pfund durch beide Lungenflügel und den dicksten Theil des Herzens gedrungen war, das Thier volle 50 Meter in gewaltigen Sprüngen lief, ehe es todt hinfiel. Kopfwunden ausgenommen, reicht in den seltensten Fällen ein Schuß aus, um den Eisbären widerstandlos zu machen.

Trotz ihrer großen Anzahl sieht man selten mehr als drei Bären — gewöhnlich Familienglieder — in Gemeinschaft. Es ist selbstverständlich, daß man dann immer zuerst die Alte tödtet, denn eine ihrer Jungen beraubte Bärin ist ein furchtbarer Gegner.

Der Geruch angebrannten Specks lockt den Eisbären weit herbei; er pflegt dann gern erhöhte Eiskegel zu besteigen, und den Umkreis ausspähend, mit hocherhobener Schnauze nach dem süßen Duft zu schnüffeln.

Während des Winters und Frühjahrs streiften diese Raubthiere, des Fettes ledig und hungernd, die Küste entlang, bis die Entdeckung des Schiffes, die Bewegung der Menschen daselbst, ihre Aufmerksamkeit in einem Maße erregten, daß sie, nach Payer, die Nähe von Griper Roads (Name des Winterhafens) nicht mehr verließen und sich schließlich, mit geringer Uebertreibung darf man es sagen, beinahe zu einem Cernirungscorps verdichteten. Wer im Freien, wenngleich nur einige Schritte vom Schiffe, zu thun hatte, bedurfte in der langen Polarnacht des Gewehrs, dessen Hahn stets in erster Ruhe stand. Das Aechzen und Rauschen des durch die Flut bewegten Eises am Flutapparat oder am Strande ließ sich so leicht mit dem Geräusch schwerer Tritte verwechseln, daß wir eines Ueberfalls beständig gewärtig sein mußten. Ja, die Zudringlichkeit unserer grimmigen Nachbarn wurde so groß, daß sie sich den Salven der hinter dem Zeltdach lauernden Jäger aussetzten, ohne die Spaziergänge in unmittelbarer Nähe des Schiffes aufzugeben, ja, daß wir

eine Bärenjagd auf Deck zu den Möglichkeiten rechnen durften. Der Maschinist vernahm eines Nachts, als er auf Deck trat, Geräusch daselbst, und wie die Fußspuren Morgens zeigten, war ein Bär über die das Schiff umgebenden Schnee- und Eismassen zur Riegelung und dem Schneezelte vorgedrungen.

Die Belagerer statteten auch unsern ans Land geschafften Lebensmitteln wiederholte Besuche ab; den schlimmsten Streich spielten sie jedoch den Astronomen, denen sie die Meßapparate zur Bestimmung der Basislänge wegtrugen. Es ist ein großer Uebelstand für Schlittenreisende, daß sich dieselben bei der Anlage der so wichtigen Proviantdepots nie mit völliger Sicherheit gegen ihre Zerstörung durch



Eisbärjagd.

diese Tiger des Eises verlassen dürfen. Die Kraft des Bären, solche Verstecke zu erbrechen, ist ungeheuer. Der Verschluß mit gefrorenem Sand und Wasser ist besser als die Bedeckung mit den schwersten Steinen, weil sich der Bär daran die Klauen abstumpft. Auf einer unserer Schlittenreisen verschlangen diese omnivoren Raubthiere nicht nur Stearinlichter, sondern auch Taback und die Gummiflaschen.

Im Allgemeinen steht das Fleisch der Eisbären, besonders jenes älterer Thiere, weit unter dem des braunen Bären; aber gut zubereitet mundet es, obwol an und für sich etwas trocken, vortrefflich. Bedingung dabei ist, daß sämmtliches Fett sehr bald nach dem Tode des Thieres entfernt wird, eine Arbeit, die viel Mühe

und Geduld kostet. Geschieht dies nicht, so nimmt das Fleisch stets einen gewissen Thrangeschmack an, an den sich der Europäer nun einmal nicht gewöhnen kann.

Zu Zeiten, wo wir Renthierfleisch im Uebermaß hatten, das äußerst zart und weichlich ist, konnte es kommen, daß man sich geradezu nach der derben Kost sehnte. Krankhafte Zufälle, Uebelkeit u. dgl. nach dem Genuß des Bärenfleisches, wie sie von Andern beobachtet worden sind, kamen nie vor. Die als giftig verschriene Leber haben wir nicht probirt.

So nahte denn die Weihnachtszeit heran. Daß das schöne Fest gefeiert werden müsse, verstand sich von selbst. Auch auf andern Expeditionen hat die Feier der Weihnacht stets ihre volle Bedeutung gefunden und wird in den Beschreibungen mit Vorliebe behandelt. Wir waren die ersten hier überwinternden Deutschen, und so war es Jedem von uns auch von Anfang klar, daß auf der Germania zu Weihnacht der deutsche Tannenbaum nicht fehlen dürfe. Freilich war das ein frommer Wunsch, denn Tannen wachsen in ganz Grönland nicht. Aber die Natur selbst schien Mitleid mit unserer Noth zu haben; sie bot uns, so kärglich ihr Pflanzenwuchs auch ist, doch freundlich die hülfreiche Hand und reichte uns zu einem Weihnachtsbaum wirkliches frisches Grün.

Die kleinen Sträucher der Andromeda behalten nämlich auch im Winter ihre Blätter, die obgleich mehr dunkelgrünbräunlich von Farbe, sich ohne Zweifel weit besser ausnehmen als Moos. Vom Zimmermann wurde nun ein hölzernes Gestell gemacht, das auf einem Fußbrett stehend den 3 Fuß hohen Stamm und die Hauptäste einer kleinen Tanne darstellte.

Diese wurden mit den Schößlingen der Andromeda bewickelt und ebenso bewickelte kleine und kleinste Stäbe als Zweige und Nebenzweige naturgerecht an die Aeste befestigt. Auf diese Weise erhielten wir einen „Tannenbaum“, der alle Erwartungen übertraf. Am Hange des Germaniaberges war eine der wenigen Stellen in der Nähe, wo jene Pflanze reichlicher stand; der Botaniker wußte den Ort unter der Schneedecke zu finden, und in dunkler Mittagsstunde wurden die Pflanzen herausgekratzt und triumphirend heimgebracht.

In der hintern Kajüte war geheizt worden und hier wurde der Tannenbaum zusammengesetzt. Die Leute hatten sich diese Arbeit nicht nehmen lassen, und es war kein einziger unter ihnen, der nicht etwas zur Vollendung beigetragen hätte. Kleine Wachslichter und vergoldete Nüsse fehlten nicht. Wir saßen in dem engen Raume bei einer trübe brennenden Lampe: fröhliche Gespräche gingen hin und her und eine schönere Weihnachtsfreude, als wir sie genossen, konnte es nicht leicht geben. — Am Tage des heiligen Abend mußte Jedermann schon um 4 Uhr die Kajüte verlassen. Die Wände wurden ringsum mit Flaggen decorirt, neben dem Sofa die schönsten Fuchsfelle hingehängt und der Tisch durch Hülfe einiger Kisten bis zum Maste hinan verlängert. Um 6 Uhr war Alles fertig. Die Schiffsglocke gab das Zeichen, unter der Kappe war ein kleines buntes Transparent sinnig angebracht, und im Logis wurde jetzt ein Weihnachtslied angestimmt. Dann traten Alle in die Kajüte und vertheilten sich um den Tisch.

Deutsche Weihnacht im ostgrönländischen Eise! Da standen ernsthaft und

doch so froh dreinschauend die kräftigen Gestalten der großen Kinder, da erhob sich bis zur Decke hinauf der schönste Weihnachtsbaum und glitzerte von Lichtern, von Gold und Silber. Und auf den frischen weißen Tischlaken lagen auf Tellern zierlich angeordnet die Geschenke. Es waren sämmtlich unbedeutende Dinge: kleine Bücher, Brieftaschen u. s. w., aber sie machten Allen ohne Ausnahme die größte Freude. Zudem aber erhielt Jeder ein dickes Knäuel von Bindfaden, in das nach Art der sogenannten Wunderknäuel der Kinder verschiedene kleine Sachen eingewickelt waren. Neben dem Baume lag noch eine große Harmonica „für die Mannschaft", diese war nebst den Knäueln ein Geschenk von Kieler Damen. Auf der andern Seite aber stand das Modell eines vollständig aufgetakelten Schiffes, das P. Iversen noch gerade vollendet hatte.

Etwas später folgte ein warmes Abendessen, wobei uns der Koch mit prachtvollem Gebäck überraschte. Die Glückwünsche wurden in Schaumwein vom Neckar getrunken, und beim Dessert that sich eine große Kiste auf, die seit gestern ihren Platz in der Kajüte gefunden hatte.

Sie enthielt ein kostbares Geschenk aus Mainz: eine Anzahl von Flaschen des trefflichsten Rheinweins. Da hättet ihr uns Germania-Männer sehen sollen! Herz und Sinn erglühten, da wurde gescherzt und geschwatzt, da wurden Reden gehalten und Gesundheiten ausgebracht, und das Schiff erdröhnte von manch kräftigem Hoch. Wir gedachten unserer Lieben in der Heimat, unserer Brüder auf der Hansa, des ewig theuern Vaterlandes!

Aber noch fehlte Gesang. Hatte ja doch jeder sein kleines Liederbuch, Geschenk vom Verleger G. Westermann, erhalten und — waren wir doch Deutsche, „vereint zur frohen Stunde". Und da hat's denn auch nicht lange gedauert, und wie haben wir gesungen! Ein heiliger Eifer beseelte uns und ein gutes Lied ertönte nach dem andern, daß uns der Kopf heiß und die Kehle trocken wurde. War es Vorahnung, daß auch die „Wacht am Rhein" in die arktische Nacht hineinschallte?

Da es eine wunderbar warme und linde Luft war, so fand der Vorschlag, auf dem Eise ein Tänzchen zu machen, die allgemeinste Zustimmung. Bald sprangen wir munter im weichen Schnee umher, und im Geweih eines erfrorenen Renthiers sitzend, spielte der Bootsmann dazu mit kundiger Hand auf der neuen Harmonica.

Manche Flasche wurde dann noch hervorgeholt und manche Gesundheit noch getrunken, und Mitternacht war vorüber, als wir zur Ruhe kamen.

Die letzte Woche des Jahres verlief ohne besondere Ereignisse, und wir konnten den Sylvesterabend in altgewohnter Weise feiern. Wir saßen fröhlich beim Weine zusammen, trieben das unschuldige Spiel des Bleigießens, verlosten Münchener Bilderbogen u. dgl. und erwarteten die zwölfte Stunde, um beim Klange der Gläser uns gegenseitig die Gewähr unserer Hoffnungen und unserer Expedition den besten Erfolg zu wünschen. Die Astronomen hatten ausgerechnet, wann in den verschiedenen Heimatsorten die Mitternachtsstunde schlage, und so gab es für

einen Jeden noch ein besonderes Anstoßen auf „Was wir lieben" in der Heimat. Auch alle die freundlichen Geber wurden nicht vergessen und ebenso wenig unsere Kameraden von der Hansa, die wol längst in die Weser eingelaufen waren.

Die Feiertage wurden von uns redlich zur Ruhe benutzt.

Wir empfanden insgesammt eine starke Müdigkeit, und da wir derselben nachgaben, stellte es sich wirklich aufs Deutlichste heraus, was freilich Jeder schon längst wußte, daß man in den arktischen Regionen Unendliches im Schlafen leisten kann, viel mehr noch als daheim im Winter.

Im Uebrigen herrschte, wie bisher, die munterste Stimmung und unverdrossene Thätigkeit: es wurde geschneidert und geschustert, gezimmert und geschmiedet vom Morgen bis zum Abend, um die Schlittenreisen vorzubereiten.

Außerdem wurden Jagdausflüge gemacht, namentlich von den Herren Tramnitz, Sengstacke und Dr. Copeland, welche dem entwöhnten Magen zuweilen einen Schneehuhnbraten lieferten.

Schneehühner waren den ganzen Winter über sehr zahlreich und hielten sich in Ketten von 6 bis 20 Stück zusammen. Sie waren so wenig scheu, daß sie sich mit leichter Mühe erlegen ließen, ja sogar mit dem Ladestock wurden einzelne erschlagen. Die Kröpfe der erlegten enthielten meist junge Weidensprossen, aber auch Blätter und Sprossen von Saxifraga, Cerastium und Ranunculus, die, welche wir im Sommer (August) schossen, hatten ihre Kröpfe dagegen hauptsächlich mit Samenkapseln von Cruciferen vollgepfropft. Mit dem Erscheinen der Sonne wurden die Schneehühner auffallenderweise selten, und Dr. Pansch vermuthet, daß sie dann, der reichern Vegetation wegen, mehr ins Innere ziehen. Ende Mai gehörten Schneehühner zu den seltensten Erscheinungen und während des Winters blieben sie die einzigen der Vogelwelt, denn auch die Kolkraben hatten uns verlassen und ließen sich erst gegen Ende Januar wieder am Schiffe sehen. Das Schneehuhn Ostgrönlands ist übrigens dieselbe Art (Lagopus alpinus Nilss.), welche sich im ganzen arktischen Gürtel findet, und außerdem die hohen Gebirge Mitteleuropas bewohnt.

Neben Schneehühnern waren hauptsächlich weiße Schneehasen die leichte Beute unserer Jäger, leicht aus dem Grunde, weil sie, wie der Prairiehase Nordamerikas, und sehr im Gegensatz zu unserm europäischen Hasen, so wenig scheu sind. Es geschieht nicht selten, daß man sozusagen auf sie tritt, oder daß sie durch Schießen und Geräusch der Tritte beunruhigt, sich aufrichten, sich im Kreise drehen oder längere Zeit hindurch in aufrechter Stellung verbleiben.

Einmal stand Payer dicht neben einem Hasen, der durch wiederholtes Schießen aufgeschreckt, seine Flucht stets nur auf wenige Schritte beschränkt hatte. Das Thier fraß sorglos vom Moos, Payer zog sein Skizzenbuch heraus, zeichnete es, und zwar in verschiedenen Stellungen, welche das Lachen und die Conversation seiner Begleiter der Unruhe des armen Geschöpfes abnöthigten.

Im Gegensatze zum Schneehuhn ist der Schneehase Grönlands (Lepus glacialis Leach.) von denen der übrigen Polarländer und der Alpengebiete Europas artlich verschieden. Sein Fleisch ist übrigens wie das des Alpenhasen weniger

schmackhaft. Wir fanden die Hasen den ganzen Winter über allenthalben, obgleich nie zahlreich. Sie scheinen sich, wie die Schneehühner, hauptsächlich von den zarten Sprossen der Weiden zu nähren. Schon in den ersten hellen Tagen spielten die Hasen so lustig am Südabhange des „Hasenberges", als hätten sie nichts von der langen Nacht und den Schneestürmen zu leiden gehabt. Ende April trat die Brunstzeit bei ihnen ein, und Mitte Mai wurde bereits eine trächtige Häsin geschossen.

Solche Jagdpartien konnten selbstredend nur an windstillen Tagen unternommen werden. Bei dem stundenlangen einsamen Umhersuchen hatte man so recht Gelegenheit, die Empfindungen, welche die arktische Nacht hervorbringt, tief in sich aufzunehmen.

Es ist wahr, etwas Gewaltiges ist es um dieses geheimnißvolle Schweigen, dieses nur so selten unterbrochene todt und starr Daliegen der organischen Natur. „Die Stille des arktischen Winters" — so schreibt Oberleutenant Payer — „hat etwas Unheimliches; die düstern Schatten, mit welchen das Leben reizlos entflieht, belasten das Gemüth. Alle Töne der Schöpfung sind erloschen, das Flüstern und Rauschen von Quellen und Bächen ist verklungen, die Brandung der Wogen verstummt, der Wasserfall an der kalten Felswand erstarrt, das Pflanzenleben wie auf ewig vernichtet, unter der Schneehülle verschüttet. Die Thiere haben die starre Küste entweder mit dem äußern Saum des Packeises oder mit mildern Breiten vertauscht, sind nach dem Innern des Landes gezogen oder haben den Winterschlaf begonnen. Kein milder Sonnenblick färbt die Höhen, leuchtet auf den schimmernden Eiskolossen, auf der vergoldeten Spiegelfläche des Meeres. Gestalten und Farben sind umdüstert; ein allgemeines Leichentuch umhüllt die einzelnen Glieder der Natur. Darüber lastet die eisige Nacht, die Sterne senden lebhaft zitternd ihr kaltes Licht herab, gespensterbleich heben sich die beschatteten Schneewände der Berge vom schwarzen Felssaum ab; dämonisch düster ragt die Felsenstirn des Kammes in die Nacht empor; Schneeflocken gleiten in geräuschloser Monotonie herab auf die stille kalte Erde, auf die Eisdecke, welche das Schiff seit Monaten gefesselt hält. Das Verdeck ist schneebelastet, Maste und Rahen strecken ihre kohlschwarzen Glieder gegen den Himmel, an den Tauen haftet der Frost in zarten krystallenen Geweben, das Steuer ist unter Eisblöcken vergraben."

Die Hälfte der gefürchteten Polarnacht war vorüber, wie wir schon am 4. Januar erfahren sollten: es wurde nämlich die Mittagsdämmerung so bedeutend, daß wir während einer Stunde eigentlich vollständige Tageshelle zu haben glaubten; ja am 10. ließ sich schon gegen 7 Uhr früh der Anfang der Dämmerung am östlichen Himmel constatiren.

Dieses schöne klare Wetter hielt noch bis zum 16. an und kam namentlich den Astronomen höchst erwünscht. Freilich blieb nicht aus, daß auch die Kälte dabei zunahm, und wie in der Heimat konnte man auch hier sagen: „Wenn die Tage beginnen zu längen, dann fängt der Winter an zu strengen." Das Thermometer sank bis auf —26° R.; eine immerhin empfindliche Temperatur, die uns jedoch bei der stillen Luft recht erträglich erschien, und die stundenlanges Arbeiten und Obser-

viren im Freien gestattete. Am 17. fiel bei stürmischem Wetter eine Menge Schnee, sodaß das Land fast gänzlich weiß erschien. Es war uns sehr angenehm, daß wir das Herannahen eines Sturmes stets vorhersagen konnten; das schnelle Sichbeziehen des Himmels, die leichte Südbrise, das Steigen des Thermometers und Fallen des Barometers, alles das ließ uns nie in Zweifel über das, was zu erwarten war, und wir hatten stets Zeit genug zu den nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Auch in der zweiten Hälfte des Januar hielt sich die Witterung ziemlich gleichmäßig: klarer Himmel wechselte ab mit bedeckter Luft, und von Zeit zu Zeit suchte uns der Boreas heim, wenn auch meist nur in kürzerem Toben.

Ein Ereigniß, welches unser Schicksal zu einem nicht minder tragischen als das unserer Gefährten von der Hansa gemacht haben würde, ging im Laufe des Januar gnädig an uns vorüber — wir hatten nämlich Feuer im Schiffe.

Am 11. Abends, als wir wie gewöhnlich Alle in den Kajüten mit Lesen und Arbeiten beschäftigt waren, Einige auch schon ihre Koje aufgesucht hatten, wurde gegen 8¾ Uhr ein leichter Brandgeruch verspürt, besonders am hintern Ende der Kajüte. Er schien vom Ofen herzurühren, in dessen Mantel zuweilen Gegenstände hineinfielen und durch die Hitze langsam verkohlten. Als aber Dr. Copeland um 9 Uhr zur meteorologischen Ablesung ging, bemerkte er schon an der Treppe stärkern Geruch und Rauch, und auf Deck eilend schlug ihm dicker Qualm entgegen. Nun konnte kein Zweifel mehr sein: es war wirklich irgendwo Feuer und der Herd desselben mußte in der hintern Kajüte sein, die als Schneiderwerkstatt jetzt geheizt wurde. Rasch waren Alle bei der Hand. Eimer und Hohlgefäße wurden herbeigeschafft, und während Einige damit Wasser aus dem Flutloche schöpften, eilten die Andern nach hinten, rissen die Kappe auf und sahen sofort, wie durch den dicken erstickenden Qualm die hellen Flammen zuckten. Einige Eimer Wasser darauf gegossen machten dem Dinge bald ein Ende, und schon nach einer Viertelstunde war alle Gefahr beseitigt. — Wäre nicht sobald Hülfe gekommen, so hätte das Feuer leicht den benachbarten Kohlenraum ergreifen können. Wir freuten uns nicht wenig über das Flutloch, erkannten auch gern diesen neuen Vortheil der stündlichen Ablesungen an, und dankten unserm Gott, der uns auch hier so gnädig bewahrt hatte!

Wie bereits erwähnt, waren die Eisbären im Laufe des Winters immer dreister geworden. Am 10. Januar war der Maschinist Krauschner, welcher täglich zweimal mit einem Schlitten den Schneebedarf für den Schmelzapparat lieferte, von einem Eisbären bedrängt worden.

Viel ernster aber gestaltete sich die Lage, in welche kurze Zeit darauf einer unserer Matrosen gerieth. Theodor Klentzer hatte am Vormittage des 13., zu der Zeit, wo die Leute draußen beschäftigt waren oder spazieren gehen mußten, auf eigene Hand einmal den Germaniaberg bestiegen, um die Landschaft in dem schon so hell werdenden Mittagslichte zu betrachten. Oben angelangt setzt er sich auf einen Felsen und singt wohlgemuth ein Lied in die stille klare Luft hinaus. Als er einmal hinter sich sieht, steht nur wenige Schritte von ihm ein großer Bär, der sich mit ernster Miene den Fremdling betrachtet. Nun war unser „Theodor"

ein ebenso ruhiger und entschlossener wie kräftiger Mann, und es wäre unter andern Umständen an der Sache nichts Besonderes gewesen; der Bär stand wunderschön zu Schuß und konnte nicht so leicht gefehlt werden, aber — Klentzer war vollständig unbewaffnet und hatte nicht einmal ein Messer!

Unbegreiflich! Nicht wahr? da doch erst vor wenigen Tagen ein Bär beim Schiffe gesehen war! und, wie Oberleutenant Payer einmal schreibt, der Bär immer dann kommt, wenn man ihn vergißt. Es läßt sich auch nur durch jene fatalistische Sorglosigkeit erklären, die nun einmal den Matrosen eigen, durch jenen im Uebrigen nicht zu verachtenden gänzlichen „Mangel an Bangigkeit" (wie wir es zu nennen pflegten), sowie durch den Umstand, daß bis jetzt fast alle Bären vor uns ohne Weiteres geflohen waren und den Matrosen noch keinen rechten Respect eingeflößt hatten.

Also Klentzer sieht sich unbewaffnet und allein, weit von den Kameraden entfernt, dem Bären gegenüber. Flucht ist die einzige, wenn auch sehr zweifelhafte Rettung, und schon kommt ihm der verwegene Gedanke, sich auf gut Glück den steilen Gletscherabfall hinabzustürzen. Doch wählt er lieber den sanftern Hang seitwärts und beginnt eiligst den Berg hinabzulaufen. Als er sich nach einiger Zeit umsieht, trottet der Bär wie ein großer Hund gemächlich in einiger Entfernung hinterdrein. So geht's eine Zeit lang bergab, so schnell es das Terrain erlaubte. Machte Klentzer einmal Halt, so stand der Bär auch still, ging er vorwärts, so folgte der Bär langsam, und begann er zu laufen, so lief in demselben Tempo auch der Bär. So waren die Beiden schon ein gut Stück vorwärts gekommen, und Klentzer dachte ernsthaft an Rettung, als dem Bären die Sache langweilig werden mochte und er sich näher an die Fersen des Verfolgten hielt. Das wurde unserm Manne nun doch zu unheimlich und er begann, um das Thier zu erschrecken oder um Hülfe zu erhalten, ein starkes Geschrei, dabei immer vorwärts stürzend. Der Bär aber, nur im ersten Augenblick etwas verdutzt, schien dadurch noch mehr gereizt zu werden und rückte dem Fliehenden immer näher, sodaß dieser in der That den heißen Athem des Ungethüms zu fühlen glaubte. In dieser schrecklichen Lage fiel ihm — und es war das vielleicht seine Rettung — die bekannte Bärengeschichte ein, die er erst ganz vor Kurzem sich hatte erzählen lassen, in welcher nämlich der Verfolgte sich dadurch rettet, daß er dem Bären Kleidungsstücke vorwirft, bei deren Untersuchung sich das Thier so lange aufhält, bis Hülfe herbeikommt. Klentzer zieht also immerfort laufend seine Jacke aus und wirft sie hinter sich. Und siehe da, die List hilft: der Bär bleibt stehen und beginnt eine nähere Untersuchung der Jacke, die er beschnüffelt und hin- und herzerrt. Klentzer faßt neuen Muth, stürzt weiter den Berg hinab und stößt aus voller Kehle ein Geschrei um Hülfe aus, das weithin durch die stille Gegend schallt. Aber nur zu bald ist der Bär ihm wieder auf den Fersen und er mußte ihm noch Mütze und Weste vorwerfen, wodurch abermals einiger Vorsprung gewonnen wird. Jetzt sieht Klentzer, wie ihm Rettung naht und wie Mehrere übers Eis her zu ihm hineilen. Mit Aufgebot seiner letzten Kräfte läuft und schreit er weiter — aber alle Hülfe scheint vergebens, denn immer eiliger naht wieder der Verfolger

und er muß das Letzte, was er hat, seinen Shawl nehmen, den er dem Ungeheuer gerade über's Gesicht wirft. Der Bär jedoch, durch das Geschrei von Neuem erregt, wirft denselben verachtungsvoll mit einem Ruck des Kopfes zurück und dringt immer begehrlicher auf den Wehrlosen ein, der schon die kalte schwarze Schnauze an seiner Hand fühlt. Jetzt scheint Klentzer Alles verloren; er weiß keinen Rath mehr und kommt nur auf den wunderbaren Gedanken, mit seinem ledernen Leibriemen dem Bären die Kehle zuzuschnüren. Starr blickt er in die erbarmungslosen Augen der Bestie, eine kurze Pause der Verzweiflung tritt ein, da — wird der Bär stutzig, seine Aufmerksamkeit scheint seitwärts abgelenkt und im nächsten Augenblicke macht er sich in vollem Galop davon. Das Geschrei der vielen zu Hülfe Eilenden hatte ihn offenbar erschreckt, und so mochte er es doch wol für das Klügste halten, das Weite zu suchen. Klentzer war wie durch ein Wunder gerettet.

Als Folgen dieses Intermezzos machten sich bei Einigen, welche an der eifrigen Verfolgung des Bären theilgenommen hatten, leichtere Brustbeschwerden bemerklich, und Herr Sengstacke und P. Iversen hatten gewaltige Frostblasen an den Füßen; kein Wunder, waren sie doch die ganzen 1½ Stunden auf bloßen Strümpfen umhergelaufen.

Schon seit dem 30. Januar gingen die Astronomen täglich auf den Hasenberg, um sich zu überzeugen, ob ihre Berechnungen hinsichtlich des Wiedererscheinens der Sonne zuträfen, denn dieser überaus wichtige Termin sollte am 3. Februar eintreten; von Tag zu Tag wuchsen daher unsere Erwartungen mehr.

Die Mittagsstunde des 3. nahte heran. Erwartungsvoll und neugierig erschienen von Zeit zu Zeit die Leute an der Treppe und sahen sich nach der Sonne um, ja einzelne stiegen in den Top, um das Vergnügen etwas früher zu haben. Aufmerksam schaute man ringsum, denn nichts durfte einem in so wichtigem Augenblicke entgehen. Und immer heller wird's am südlichen Horizont und geblendet fast schon wendet sich das Auge ab — da bleibt der Blick haften im Südwesten, und erst zweifelnd und fragend, dann aber aufjubelnd in freudiger Sicherheit rufen wir einander zu: „Da ist sie! Der Sattelberg liegt schon im Sonnenschein!“ Und in der That, in mattem, röthlichen, aber unverkennbar deutlichen Sonnenlicht erglänzte diese Höhe vor den übrigen noch tief beschatteten Bergen. Immer entschiedener wird dieses Licht jetzt, und in kurzer Zeit wiederholt sich dasselbe schöne phänomenale Schauspiel an dem nahen Hasenberge und den andern bedeutendern Erhebungen der Insel. Und von ihnen steigt es hinab bis zur Ebene, und wie wir uns jetzt umsehen, da leuchtet es uns in vollem Glanze entgegen, das wiederauferstandene Gestirn des Tages. In tiefstem Herzen bewegt dachten wir uns an der Sonne so recht satt sehen zu wollen, allein die so lange entbehrte Lichtfülle war viel zu blendend, um vom Auge ertragen zu werden. Es bedurfte schützender Blendgläser, um zu erkennen, daß sich die Sonnenscheibe noch nicht vollständig über den Horizont erhoben hatte. Dennoch aber war ihr Einfluß stark genug, um uns, als wir ihr jetzt wieder den Rücken wandten, die ganze Insel und das nahe Festland in vollkommener Tagesbeleuchtung zu zeigen. Das war ein erfreulicher, ein herrlicher Anblick! Belebend schienen gleich die ersten Strahlen auf uns

zu wirken, und belebend wirkten sie jedenfalls auf die Landschaft. Denn während bis dahin das ganze Panorama der Berge sich gleichmäßig wie eine einfarbig dunkle Masse dahinerstreckte, in der nur hin und wieder bei hellem Mondenlicht einzelne grelle Lichter und Schatten auftraten, — während auch die hellste Dämmerung noch wenig daran zu individualisiren vermochte, so traten jetzt die einzelnen Gliederungen und Umrisse des Gebirges auf das Deutlichste hervor; die Vorberge hoben sich ab, und die entfernten Spitzen rückten zurück. Und diese schöne lebendig gewordene Landschaft war von der zartesten Färbung übergossen, röthlich, violett, bläulich und grünlich in allen Nüancen, je nach der Stärke der Beleuchtung, der Art des Grundes und der Beschaffenheit der Umgebung.

Denkt man sich darüber die hohe, klare Himmelswölbung und die tiefe durch Nichts unterbrochene Stille, so mag man ahnen, mit welchen Gefühlen wir das neuerstandene Licht begrüßten.

Die Luft, die an diesem Tage früh um 7 Uhr noch — 18,3° hatte, kühlte später bedeutend ab, und um Mittag fiel das Thermometer auf — 24,4°.

Der neue Sonnenschein gestattete uns auch zum ersten Male wieder eine unbehinderte Uebersicht über das Eismeer. Vom Germaniaberge aus konnte man sehen, wie das Eis diesen Winter in der Ausdehnung von Klein-Pendulum bis zu der Flachen Bai bis fast an die Küste losgerissen war. In einer Breite von ein bis drei Seemeilen lag längs des Landes das junge Eis, das sich beim ersten Sturme wieder loslösen konnte. Weiter außen lag das Packeis — eine weite, unbegrenzte schneebedeckte Masse soweit das Auge reichte, durch keine Spalten und Zwischenräume, wie es schien, getrennt.

Nachdem einige schöne helle Tage gefolgt waren, hatten wir vom 6. Februar an wieder einen volle 50 Stunden anhaltenden Sturm auszuhalten.

Am 16. trat ein Fall ein, der unter Umständen für die gute Erhaltung des Schiffes hätte gefährlich werden können. Es war nämlich Springflut, und bei dem niedrigsten Wasserstande kam das Schiff auf Grund zu liegen. Da das umliegende Eis und die Schneemauer fest am Schiffe hingen, so sah man wie das Wasser im Flutloche sank; — auch löste sich wieder mit einigem Krachen und Knistern die Schneewand auf beiden Seiten etwas vom Schiffe los und das Eis bekam neue Risse. Es war natürlich ein kolossales Gewicht, mit dem das Eis das Schiff niederdrückte, und wenn der Grund uneben war, so hätte wol der Hintersteven oder das Ruder leiden können. Eine eingehende Untersuchung ergab jedoch zu unserer Freude, daß Nichts beschädigt war.

Das Eis hatte um diese Zeit eine Dicke von 57 Zoll englisch. Das Niveau des Wassers stand in dem gehauenen Loche einen halben Fuß niedriger als die Oberfläche des Eises, und die Temperatur des Wassers unmittelbar nach dem Einströmen war — 1,7° R.

Das Wetter in der zweiten Hälfte des Februar blieb wechselnd: bald schöne klare Luft, bald trüber Himmel und einzeln auch Schneefall. Das Polarlicht strahlte die Nacht hindurch in den prachtvollsten Farben, unbeirrt vom Glanze des Mondes, der häufig genug einen Hof zeigte. Ermuthigend war die rasche Zu-

nahme der Tage. Um die Mitte des Monats war gegen 5 Uhr früh der erste trübe Dämmerschein am östlichen Himmel bemerklich, und am letzten Februar fing es um 3 Uhr an in Nordost zu dämmern, und um 4 Uhr verschwand das nächtliche Dunkel.

Jetzt hatten wir gewonnen Spiel: volle Arbeitstage ohne Lampenlicht. Die Sonne erreichte Mittags bereits eine leidliche Höhe und ihre Strahlen erzeugten bei stiller Luft eine so deutlich wahrnehmbare Wärme, daß wir um die Mittagszeit draußen schon öfters umherspazierten und uns ebenso des Sonnenscheins erfreuten, wie man es daheim in den ersten warmen Februar- oder Märztagen thut, ungeachtet einer Lufttemperatur von 20° Kälte.

Dieser Kältegrad hatte jetzt gerade eine constante Höhe erreicht, wie wir es bis dahin noch nicht gekannt hatten. Abgesehen von Sturmzeiten erhob sich die Temperatur selten über — 20° R. und sank mehrmals unter 26 und 28°. Abends am 21. Februar erreichte das Thermometer seinen tiefsten Stand mit — 32,1° R., aber auch nur auf die Dauer einer einzigen Stunde, so daß wir die Erscheinung gefrorenen Quecksilbers nicht kennen lernten.

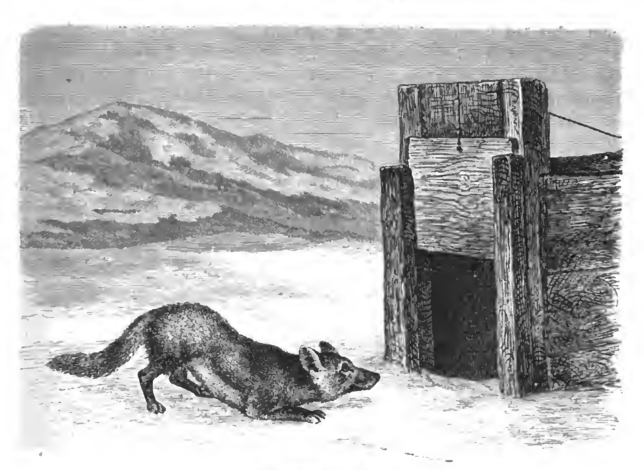
Obgleich nun durch solche Temperaturen das Schiff gründlich durchkältet war, gelang uns doch die Erhaltung der Wärme in der Kajüte noch ebenso leicht wie früher, und nur an den Sturmtagen überschritt der Kohlenverbrauch 20 Pfund oder selbst etwas mehr. An den Ritzen der Kajütenthür sammelte sich so viel Eis an, daß es täglich einigemal entfernt werden mußte, und wo die kalte Luft unmittelbar an die Kajütenwand stieß, da war stete Aufmerksamkeit erforderlich, um die Matratzen eisfrei und trocken zu erhalten.

Da wir des Eisbären und Schneehasen bereits gedacht haben, so dürfen wir auch des Eisfuchses nicht vergessen, der neben den beiden genannten der einzige Vierfüßler war, welcher sich während des harten Winters bei der Germania sehen ließ.

Der Polar- oder Eisfuchs (Canis lagopus L.) bewohnt die ganze arktische Zone und geht in Europa bis zum 60., in Amerika bis zum 50. Breitengrade herab. Seine kurzen abgerundeten Ohren, der dicke buschige Schwanz, die dichtbehaarten Sohlen und sein einfarbig weißer Pelz, welcher im Sommer in Braun bis Schwarzgrau verändert („Blaufuchs“), unterscheiden ihn leicht von allen übrigen seiner Gattungsverwandten. Nicht minder sein Naturell. Der europäische Fuchs flieht die Nähe des Menschen, der grönländische dagegen sucht harmlos und ohne Mistrauen seine Gesellschaft, denn überall hofft er von ihm zu profitiren. Er ist der erste, welcher denselben nach stattgehabtem Jagdglück besucht und sich beeilt, von der Beute mitzugenießen. Er begleitet ihn auf Jagd und Schlittenreisen in ehrerbietiger Entfernung, und benutzt dessen Schlaf zur Eröffnung, Visitation und Plünderung der mitgeführten Proviantsäcke. Als Bering auf den Inseln der Meerenge, die seinen Namen trägt, Schiffbruch litt, suchten die blauen Füchse den Schlafenden die Sohlen von den Stiefeln zu reißen. Ein eingeeistes Schiff betrachtet er mit Wohlgefallen, denn es gibt da immer Abfälle, welche ihm zugute kommen, und Dinge, welche sich leicht wegschleppen lassen. Ja er gewöhnt sich so sehr an die

Rolle des Schmarotzers, daß es oft schwer wird, sich seiner Unverschämtheit zu erwehren. Tritt man aus dem Zelte, um sein seit Stunden gehörtes Nagen oder, wenn er in Gesellschaft mehrerer ist, sein neidisches Knurren oder sein Zerren an den Leinen zu sistiren, so schleicht er nicht etwa demüthig von dannen, sondern sieht seinen Wohlthäter frech an, bellt, wenn man schießt, und entfernt sich nur unwillig und zögernd.

In andern Fällen kommen Füchse neugierig herangetrabt, ohne sich selbst durch Schüsse abschrecken zu lassen, und das Auffinden einer Speckrinde verlockt sie, einer Schlittenspur meilenweit zu folgen.



Polarfuchs vor der Falle.

Der Polarfuchs hat mit seltenen Ausnahmen wenig von jener Arglist, welche man unserm Reinecke nachrühmt; wenigstens sind uns außer einigen wenigen Fällen dieser Art nur Züge völliger Harmlosigkeit erinnerlich. Er ist ein unstetes, weit umherschweifendes Thier. Seine Spuren führten kreuz und quer, und selbst wenn er eine gute Nahrungsquelle beim Schiffe gefunden hatte, konnte man nie sicher darauf rechnen, daß er sich die folgenden Tage wieder einstellen würde.

Der Eisfuchs lebt von allem, dessen er habhaft werden kann, im Winter (nach Payer) auch von Schalthieren und andern Meeresproducten, welche ihm durch die Flut am aufgebrochenen Strandeise zugänglich werden. Während des Sommers scheinen Lemminge seine Hauptnahrung zu sein.

Er fängt sich leicht in Fallen und wir hielten fast den ganzen Winter und

das Frühjahr hindurch einige im Maschinenraum gefangen. Zwei derselben erlagen der Lungentuberkulose; ein schöner grauer Fuchs wurde wegen Widersetzlichkeit in der Kajüte garottirt, ein anderer entlassen, und der letzte desertirte aus dem Käfige, den wir ihm gemacht und neben dem Schiff auf dem Eise aufgestellt hatten. Diese Desertion — durch Abschmelzung und Umfallen eines Eisblockes, auf welchem der Käfig gestanden, herbeigeführt — welcher wir vom Deck aus zusahen, hatte etwas unbeschreiblich Komisches. Der Fuchs, zum behaarten Skelet verkommen, begann sich zu dehnen, den buschigen Schweif gerade wie einen Besen auszustrecken, wälzte seinen dürren Leib dann im Schmelzwassertümpel, und hüpfte endlich zierlich wie ein Balletmeister und voll Freiheitslust mit allen Füßen zugleich aufspringend davon, ohne das Schiff auch nur eines einzigen Blickes weiter zu würdigen.

Sehr groß ist die Geschicklichkeit, mit welcher der Polarfuchs von einer Eisinsel auf die andere geht, indem er kleine im Wasser schwimmende Eisstücke als Anhaltepunkte benutzt. Dr. Buchholz sah im Scoresby-Sunde Eisfüchse meilenweit vom Lande ab, auf schwimmenden Eisschollen, die durch weite Wasserstreifen von einander getrennt waren. Wir sahen sie nie in größerer Anzahl als zu fünfen zusammen. Von Mitte Mai an bemerkten wir bunte Eisfüchse, ein Beweis, daß ihre Härungsperiode vom weißen Winter- zum dunkeln Sommerkleide begonnen hatte.

Das Fleisch des Eisfuchses schmeckte uns, weil wir Besseres hatten, nicht sonderlich, aber die Hansamänner bezeichnen es nebst Walroßzungen als das wohlschmeckendste Wildpret.

Achtes Kapitel.

Bootfahrt der Hansamänner vom Verlassen der Scholle bis zur Ankunft in Friedrichsthal.

Anfang Februar bis Mitte Juni 1870.

Die Hansascholle passirt Kap Dan. — Eisberge. — Unfreiwilliger Aufenthalt in der Bucht von Nukarbik. — Zahme Vögel. — Offenes Wasser. — Es wird beschlossen die Scholle zu verlassen. — Abfahrt in den Böten am 7. April. — Schwierigkeit des Vordringens mit Böten. — Eisschmelze am Land. — Eine Fliege. — Bootziehen. — Eine Abtheilung erreicht die Insel Illuidlek. — Neues Schleppen der Böte. — Hunger. — Landung auf Illuidlek am 4. Juni. — Unwirthlichkeit der Küste. — Pfingstfeier. — Pfingstkap. — Die Kutek-Insel. — Kap Hvidtfeldt. — Weitere Bootfahrt. — Excursion nach der Insel Sedlevik. — Ankunft in Friedrichsthal.

In den ersten Tagen des Februar hatten sich den Hansamännern seit langer Zeit einmal wieder Seehunde gezeigt; auch wurden ein Rabe, ein Taucher und verschiedene Möven gesehen. Jener kam vom Lande, diese letztern aus See. Eines Morgens erschien auch ein Fuchs bei unserm Hause. Er verweilte mehrere Tage und wurde zuletzt so dreist, daß er das hingeworfene Fleisch aus der Kombüse herausholte und sich ruhig streicheln ließ. Das Thier machte uns viel Spaß. Es kam uns nicht in den Sinn, uns desselben zu bemächtigen, obwol wir Fuchsbraten zu würdigen wußten.

Am 4. kamen wir bei Kap Dan vorüber, die Küste war aber zu fern, um ihre Formen deutlich zu erkennen.

In den folgenden Tagen trieben wir mit der Schnelligkeit einer Seemeile in der Stunde bei zahlreichen zum Theil über 100 Fuß hohen Eisbergen vorüber, ohne daß unsere Scholle Abbruch litt. Vor einem solchen Berge staute sich nämlich naturgemäß der Strom, das Wasser drängte zu beiden Seiten ab, mit diesem machte unsere Scholle regelmäßig etwa 20—25 Schritte vor dem Ungethüme eine Links- oder Rechtsschwenkung, und wir kamen so glücklich vorüber. Bade und Hildebrandt machten den Versuch, einen dieser Eisberge zu ersteigen, vermochten aber unter zunehmenden Schwierigkeiten kaum bis zur halben Höhe zu gelangen. „Dann erhoben sich die platten, weißen Wände so schroff, daß wir ebenso gut

an der kahlen Außenwand eines Kirchthurms hätten hinaufklettern können.“ Bruchstücke der mächtigen Gletscher Grönlands, ins Meer hinausgeschobene „Kälber“ derselben, ähneln diese Eisberge durch ihre Formen großen Basaltfelsen.

Am 6. Februar mußte sich das Hansaeisfeld nach den angestellten Beobachtungen nahe bei den auf der Graah'schen Karte verzeichneten Dan-Inseln befinden; dieselben waren aber, wie erwähnt, nicht vorhanden, und es muß daher angenommen werden, daß Graah Eisberge, die hier zahlreich sind, irrthümlicherweise für Inseln hielt. Der Februar verlief bei schönem Wetter ruhig, das Vertrauen in die Zukunft befestigte sich.

Gegen Besitz und Eigenthum sind wir sehr gleichgültig geworden. Die werthvollsten Bücher werden zerrissen, oft zu den gleichgültigsten Zwecken. Der goldene Rahmen unsers Kajütenspiegels wurde längst als Feuerholz verbraucht, das Glas beiseitegeworfen. Ströme von Petroleum und Alkohol fließen als Heizung in den Ofen; Tabackpackete liefern ein willkommenes Wärmematerial. Wozu könnte uns noch Schießpulver nützen — verpuffen wir's lieber als Feuerwerk, zum Vergnügen, zur Vertreibung der Langeweile!

Mitte Februar beginnt die Sonne merklich zu wirken. Wir fangen an uns ganz sommerlich zu fühlen; fort mit dem Pelzwerke! mit aufgekrämpten Hemdärmeln, Hals und Brust entblößt, sieht man die Leute einhergehen.

Prachtvolle Nordlichter erhellen die Nächte. Wie die Blätter eines Fächers oder einer Blume entrollen sich die Lichtgarben über das Firmament hin. Ihr Pol scheint gerade über unserm Hause zu liegen.

Der März war schneereich und bot uns wenig heitere Tage. Einmal trieben wir unweit eines kleinen Eisberges vorüber, auf dessen etwa 60 Fuß hohem Gipfelplateau sich eine Seehundsfamilie zeigte. Offenbar hatte das Weibchen hier „in stiller Zurückgezogenheit“ ihr Wochenbett gehalten. Am 4. erschien am fernen Horizont durch leuchtenden Eisblink der Colberger-Heide-Gletscher auf 25 Seemeilen Entfernung. Näher kommend erblickten wir von da bis hinab nach Kap Moesting eine ununterbrochene Reihe von Gletschern, die stellenweise bis ins Meer hinabzureichen schienen. Die dazwischen thurmartig auftauchenden Felsen waren etwa 3000 Fuß hoch, in ihrer Nähe zahlreiche Eisberge, von denen verschiedene unbeweglich am Grunde festlagerten. Wir kamen mitten zwischen ihnen hindurch und trieben unter anderm am 19. in ziemlich schneller Trift sechs Seemeilen vom Lande auf einen solchen zu. Als wir uns dem Ungethüme auf 25 Schritt genähert hatten, staute sich der Eisstrom und wir lagen etwa drei Stunden vollständig still. Dann löste sich das Eis und die Fahrt begann nun wieder rascher als vorher. Ein Zusammenstoß, vielleicht die Zertrümmerung unserer Scholle, stand unmittelbar bevor; 20 Minuten hindurch schwebten wir in höchster Gefahr und sahen in athemloser Spannung dem großartigen Schauspiel zu. Der nächste Theil des Berges war eine feste zusammenhängende Masse, weiterhin war sein Bau unter den Einwirkungen von Sonne und Wasser zerrissen und zu prachtvollen Klippen und Portalen durchlöchert. An der Südseite eröffnete sich eine Höhle, die breit und hoch genug schien, um ein Schiff, wie es die Hansa war,



Die Hansascholle in Gefahr durch einen Eisberg.

aufzunehmen. Als wir zu dem morschen Theil kamen, erblickten wir plötzlich zahlreiche Spitzen und Zacken dicht über uns; eine vorspringende Ecke konnten wir sogar mit Händen greifen. Wir sind verloren, so dachte wol ein Jeder! Doch — wunderbar! unsere Scholle blieb unerschüttert; ja sie streifte nicht einmal. Kleine Stücke Treibeis, die uns umgaben, dienten gleichsam als „Fender" und schützten unser Floß vor der verhängnißvollen Begegnung.

Am 29. März befanden wir uns zu unserer großen Freude bereits auf der Höhe der Insel Nukarbik, wo Graah den Winter 1829—30 zugebracht hatte. Am Abend glaubten wir ein Feuer am Lande zu erblicken. Vermuthend in der Nähe einer Eskimoansiedelung zu sein, ließen wir deshalb Raketen steigen, hißten auch am andern Tage unsere Flagge auf, allein vergeblich.

In der Bucht von Nukarbik hatten wir einen unfreiwilligen Aufenthalt von etwa drei Wochen. Wir befanden uns auf 2 bis 3 Seemeilen vom Lande. Während weiter hinaus das Eis unaufhaltsam nach Süden trieb, kreuzte unsere Scholle bald in südlicher, bald in nördlicher Richtung. Dies hatte seine Ursache in den Strömungsverhältnissen dicht unter der Küste, der Wind bewirkte es nicht, denn wir trieben zuweilen gegen den Wind. Die Küste ist hier durch drei bedeutende Fjorde tief gespalten. Bei Flut übten diese Landöffnungen eine starke Anziehungskraft, und unsere Scholle näherte sich ihnen. Die Ebbe trieb sie dann wieder zurück; die nächste Flut nahm die Bewegung wieder auf, und so waren wir Wochen lang ein Spiel dieser Strömungen. Wir lagen neben einem Eisberge, welcher 120 Fuß hoch gemessen, 180 Fuß breit nach Schätzung und 200 Fuß lang nach Schritten war. Von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags setzte uns der Strom langsam an dem von einem Wassersaum umgebenen Berge hin, zuweilen so nahe, daß wir versuchen konnten, uns durch Stangen von demselben abzuschieben. Während dieser Zeit beobachteten wir, daß die Flut um 2 Fuß bis zu der sehr deutlich erkennbaren Hochwasserlinie des Berges stieg. Um 4 Uhr begann das Wasser wieder zu sinken, und wir trieben zurück. Vom Ufer her hörten wir das Zischen und Donnern der bei der Ebbe herabstürzenden Eisschollen. Kleine Flüge von Schneeammern besuchten uns. Wir werfen ihnen Hafergrütze zu, die sie gierig verzehren. Dabei sind sie so wenig scheu, daß sie sich mit der Hand greifen lassen. Mitte April trat bei einem der Leute ein leichter Anfall von Skorbut auf; es war der Zimmermann, dessen Beine sich geschwollen zeigten. Wir wandten einige einfache Mittel an, trieben ihn zu häufigen Bewegungen im Freien, und bald wurde der Mann wieder gesund.

Das Osterfest fiel in die Zeit, wo wir noch in der Bucht von Nukarbik hin- und hertrieben. Wir verlebten es fröhlich und gesund voll Hoffnungen auf endliche Errettung aus aller Noth und Gefahr. Für uns war es auch ein wahres Auferstehungsfest. Hatten wir doch so oft und in drohendster Gestalt den Tod vor Augen gesehen. In der Natur zeigten sich immer deutlichere Vorboten des herannahenden Frühlings: die Luft war bedeutend milder, die niedrigste Temperatur in der Nacht — 4°; im Sonnenschein, den wir oft auf den Schneesegeln der Boote hingestreckt mit unendlichem Behagen genossen, stieg das Thermometer bis

zu + 10° R. Am ersten Festtage (17. April) hielten wir eine gute Mahlzeit, es gab Fleischconserves zu Bouillon gekocht, Schinken, Brechbohnen, Erbsen und eine Flasche Sherry, die wir uns lange für diesen Tag aufbewahrt hatten. Am zweiten Festtage sollten wir denn auch von unsern unwillkommenen Spazierfahrten zwischen dem rothbraunen steil abfallenden Kap Moltke und der niedrigen Nukarbik-Insel erlöst werden. Ein Nordsturm bewirkte eine Schwenkung unserer Scholle nach See zu, und nun ging's wieder flott gen Süden. Die nächsten drei Wochen brachten uns eine gewaltige Strecke vorwärts. Denn am 18. begann diese Fahrt auf 63° 30′ nördl. Breite und am 6. Mai sahen wir uns auf 61° 4′, also beinahe auf der Breite von Bergen. Bei dieser ebenso raschen wie gefahrlosen Reise, während welcher uns das Spiel der Eisschollen sogar Vergnügen machte, hob sich die Stimmung außerordentlich. Die Küste mit ihrer mannichfach gegliederten, an der Südseite schon meistens schneefreien Gebirgskette, ihren Fjorden und Buchten, Inseln und Kaps bot einen höchst anziehenden Anblick dar. Großartig war die Erscheinung des Puisortok-Gletschers, eines mächtigen, sich wol auf 30 Seemeilen an der Küste ausdehnenden Eisfeldes, aus welchem die gelbliche Felsenmasse des Kap Steen Bille hervorragte. Am 25. zeigte sich, auf einer Scholle liegend, ein Walroß; vom Lande her suchte sich ihm ein Eisbär behutsamen Schrittes zu nähern, allein sehr bald bemerkte das Walroß die ihm drohende Gefahr und war rasch verschwunden. Schneeammern sind keine Seltenheit mehr. Furchtlos und zutraulich lassen sich diese kleinen Vögel die Annäherung des Menschen gern gefallen. Einige derselben setzten sich höchst ungenirt uns fast auf die Nase und ließen sich in fünf Minuten dreimal fangen.

Noch immer kein offenes Wasser. In den ersten Tagen des Mai regnete es stark; der Schnee schmolz, der Gang vor unserm Hause wurde eine Ruine, das Dach desselben glich einem Siebe, und das Haus selbst, welches früher einmal in einem Thal gestanden, stand jetzt auf einem Hügel. Wir mußten es durch Stützen befestigen. Beim andauernden Thauwetter kamen übrigens eine Menge Dinge wieder zum Vorschein, die wir verloren wähnten, unter andern auch die Zimmerkiste.

Noch am 6. Mai hatten wir keine Ahnung, daß wir schon am folgenden Tage unsere Scholle würden verlassen können; vielmehr trafen wir allerlei Vorkehrungen, welche für ein längeres Verweilen in unserer gebrechlichen, dem Untergange geweihten Ansiedelung erforderlich waren.

Am Morgen des 7. wurden wir durch den Blick auf freies Wasser in der Richtung des Landes freudig überrascht! Ein steifer Südost hatte über Nacht den Himmel aufgeklärt, und beim Morgengrauen vernahm die Wache durch den Nebel hindurch ein Rauschen und Brausen, wie es nur die nahe See erzeugen konnte. Da mußte denn ernsthaft der Gedanke an uns herantreten, ob nicht nunmehr die Zeit unserer Erlösung von der Scholle gekommen sei. Und sie war gekommen. Wetter und Wind blieben günstig. Näher und näher rückte uns der Streifen Wasser im Südwesten, da der Wind Massen kleinerer Schollen lostrennte und gegen Norden trieb. Halb 12 Uhr erklärte der Kapitän, nachdem er

bis dahin unausgesetzt Eis und Wetter beobachtet, zunächst den Offizieren, die sämmtlich beistimmten, daß nach seiner Ansicht jetzt der Moment eingetreten sei, wo man die Scholle verlassen und sich in den Böten an die Küste zu retten suchen müsse. Er wünsche aber die Verantwortung für den entscheidenden Schritt nicht allein mit ihnen zu tragen und glaube, daß, wenn das Verlassen der Scholle und das Einschiffen in den Böten auf Grund des freien Entschlusses aller oder wenigstens der überwiegenden Mehrheit seiner Schicksalsgefährten geschehe, dies die Aussicht auf Rettung durch größere allseitige Anstrengungen verstärken werde. Wie wohlbegründet diese Meinung war, sollte die Zukunft lehren. Es kam hinzu, daß die um Mittag gemachte Observation eine Breite von 61° 12′ Nord ergab, nördlicher als die gestrige, da wir uns am 6. schon auf 61° 4′ nördl. Breite befunden hatten. So fand denn die Ansicht des Kapitäns ungetheilten Beifall, und nur Dr. Laube äußerte einige Bedenken, die indeß nicht durchschlugen. Unser Entschluß stand fest. Nach hastig eingenommenem Mittagsessen machten wir uns sofort an die Entleerung der Böte. Dies war eine umständliche und mühevolle Arbeit. Zuerst wurde der darin befindliche Proviant, Kleidungsstücke, Segel, Masten, Riemen, Instrumente u. s. w. herausgenommen, sodann die Böte ledig über drei Schollen gezogen und der gesammte Inhalt derselben theils in Schlitten, theils auf dem Rücken wieder nachgeschleppt und von neuem verladen. Mit fieberhafter Hast und Ungeduld wurde diese Arbeit verrichtet, und schon nach drei Stunden war alles klar. Noch einen letzten dankbaren Blick warfen wir auf unsere getreue Scholle. Unter zahllosen Gefahren und Drangsalen hatte sie uns aus Regionen des Schreckens und des Todes 200 Tage hindurch bis hierher getragen, wo wir, wirthlicheren Breiten entgegengehend und von frischem Muth erfüllt, auf baldige Rettung hoffen durften.

Es war gegen 4 Uhr Nachmittags, als wir unter dreimaligem freudigen Hurrah unter Segel gingen. Unser Ziel war Friedrichsthal, die südlichste dänische Ansiedelung der grönländischen Westküste, eine Missionsstation der Herrnhuter.

Die Hansamannschaft war in folgender Weise auf die drei Böte vertheilt. Das Walboot, geführt von Kapitän Hegemann, nahm die beiden Gelehrten, den Koch und die Matrosen Philipp Heyne und Bernhard Gätjen auf. Das Boot Bismarck wurde vom ersten Offizier Hildebrandt commandirt; unter ihm standen die zwei Matrosen Paul Tilly und Heinrich Büttner. Das große Boot, König Wilhelm, commandirte der zweite Offizier Bade, und als Matrosen fungirten der Zimmermann Wilhelm Bowe, Fritz Kewell, Max Schmidt und Konrad Gierke. Wir segelten bis 9 Uhr Abends, anfangs langsam, dann, nachdem wir alles besser verstaut, schneller, sodaß wir, als wir an einer Scholle aufholten, 7 Seemeilen nach dem Lande hin zurückgelegt hatten. Dieses Aufholen war ein böses Stück Arbeit. Nachdem eine niedrige Stelle gefunden, wurden die zuvor gelöschten Böte einzeln auf die Scholle geschafft, indem jedes derselben in eine auf- und niederschwingende Bewegung gebracht und dann, wenn es zum dritten mal hoch kam, mittels eines kräftigen Rucks an der Fangleine ein Stück auf das Eis gezogen wurde, um dann vollends hinaufbefördert zu werden. Der

Proviant und sonstiger Zubehör jedes Boots wurde in nächster Nähe aufgestapelt und mit den geölten Segeltüchern überspannt, wobei das fehlende Segeldach des Boots König Wilhelm durch die freilich gegen die Witterung nur ungenügenden Schutz gewährenden Bootsegel ersetzt werden mußte. Ein paar Stunden verflossen über dieser Arbeit. Das Abendbrot bestand aus Hartbrot und Kaffee, den sich die Mannschaften in den Böten mit Hülfe der Spirituslampen bereiteten. Um ½12 Uhr legten wir uns endlich in unsere Pelze gehüllt zum Schlafen nieder, um am andern Morgen schon ½5 Uhr wieder aufzubrechen. Die Segelung in



Klarmachen des Bootes Bismarck.

westlicher Richtung brachte uns bis auf 4 Seemeilen dem Lande nahe. Um 12 Uhr Mittags wurde aber das Eis so dicht, daß wir an einer Scholle aufholen mußten. Auf diesem langsam südwärts treibenden Eisstücke ruhten wir dann in unsern Böten bis 5 Uhr Nachmittags. Die Sonne that uns zwar durch ihre wärmenden Strahlen wohl, aber sie erzeugte auch das peinigende Uebel der Schneeblindheit. Das ohnehin durch das beständige Ausgucken gegen den Wind nach sich etwa öffnenden Kanälen angegriffene Auge vermag den Blick auf das blendende Weiß des im hellsten Lichtglanze leuchtenden Eisfeldes nicht mehr zu ertragen. Zuerst überkommt Einem große Müdigkeit, dann tritt ein Brennen im Auge ein, das sich zum unerträglichen Schmerz steigert. Das Auge thränt dabei

heftig und der Kopf ist eingenommen. Dann bleibt wenig mehr übrig, als sich in Geduld zu fassen und durch Ueberhängen eines Tuches jede Lichteinwirkung fern zu halten. Nach $1^1/_2$ bis 2 Tagen ist das Leiden vorüber, doch hat man zu sorgen, daß es nicht von Neuem ausbricht. Die Krankheit trat übrigens in sehr verschiedenem Grade auf. Einige wurden öfter und sehr heftig davon befallen, andere kamen mit einer leichten Angegriffenheit der Augen davon. Später suchten wir uns dadurch zu schützen, daß wir die grünen Blendungsgläser der Spiegelinstrumente zur Anfertigung von Schneebrillen verwendeten. Mit Hülfe dieser sinnreich improvisirten und des Restes der noch vorhandenen konnte jeder mit diesem für Polarreisende unentbehrlichen Erforderniß versehen werden.

Unsere anfänglich durch dichtes Eis gehende Segelfahrt am Abend brachte uns dem Lande noch $1^1/_2$ Seemeilen näher, da trat plötzlich Stillstand ein, indem sich vor uns die Schollen zu einer undurchdringlichen Masse zusammengepackt hatten. Die ermüdende Arbeit des Aufholens der Böte erschöpfte unsere Kräfte abermals bedeutend, und nach dem Genusse von etwas Kaffee und Brot fielen wir todmüde in tiefen Schlummer.

Bis zum 14 tobte heftiges Unwetter bei Regengüssen. An diesem Tage ließ es etwas nach. Man ruderte eine Strecke. Es gelang indeß nicht einen Eisberg zu umfahren, und so sahen sich die Hansaleute abermals zu einem mehrtägigen Biwak auf dem Eise verurtheilt. Der Proviant schmolz natürlich fortwährend zusammen. Im Tagebuch des Steuermanns Bade heißt es: „Am 19. Mai prachtvolles Wetter bei + 18° R. um $9^1/_2$ Uhr Vormittags. Die Hitze ist drückend, Windstille, das Eis ganz dicht. Bei solchem Wetter geht es ja wol bald auseinander! Mittels Fernröhren sehen wir am Lande die Bäche von den steilen Abhängen herunterstürzen; frisches Wasser finden wir schon allenthalben auf den Schollen. Das Schneeschmelzen ist also Gott sei Dank vorbei. Unser Gesundheitszustand ist gut, nur Buchholz ist nach wie vor leidend. Unsere Augen sind durch das Schonen derselben während der letzten Tage wieder besser geworden. Das Seewasser hat die Temperatur — 0°5, das frische Wasser auf der Scholle 0°. Diesen Augenblick höre ich im Walboot Verwunderung ausdrücken über eine Fliege, die auf dem Segel sitzt; in der That ein erfreuliches Zeichen. Im übrigen ist der Mai für uns kein Wonnemonat. Die milde Temperatur und die Helligkeit abgerechnet, gibt er dem Januar wenig nach. Die anhaltenden Nordstürme können sich diesem gleichstellen. Nacht haben wir eigentlich gar nicht mehr; die Sonne geht nach 3 Uhr auf und kurz vor 9 Uhr unter; was dazwischenliegt ist eine halbe Dämmerung. Es muß nun bald die Zeit kommen, wo die Vögel sich einstellen und Eier legen.“ Da keine Veränderung in der Lage des Eises eintrat, entschlossen wir uns, unsere Böte nach der etwa 3 Meilen von uns entfernten Insel Illuidlek zu ziehen, was freilich, wie wir uns schon jetzt sagen mußten, ein schweres Stück Arbeit war.

Am Abend des 20. machten wir den Anfang. Die Zugseile, welche wir schon während des Winters für diesen Fall angefertigt hatten, wurden an den Dollenlöchern befestigt und wir spannten uns, Gurte um die Schulter gelegt, davor.



Bootziehen über Eis und Schnee nach der Insel Illuidlek.

Nur 300 Schritte sollten wir vorwärts kommen. Es fiel Schnee in Menge, der sich jedoch bald in Wasser auflöste, sodaß wir bei unserm Nachtlager im Boote viel unter der Feuchtigkeit zu leiden hatten. Am 21. des Nachmittags klärte sich das Wetter auf. Der Kapitän und Herr Hildebrandt unternahmen eine Wanderung in der Richtung nach dem Lande. Sie fanden das Eis für unsere Zwecke sehr ungeeignet, lauter Trümmer geborstener, sich hoch aufthürmender Schollen, gewaltige Blöcke, nur wenig Felder von höchstens 100 Schritten Ausdehnung. Es schien fast unmöglich, die Böte durch dieses Eislabyrinth nach dem Lande zu schleppen, und wir mußten uns darein ergeben, die Wirkungen der in einigen Tagen bevorstehenden Springflut abzuwarten. Die Zeit wurde uns inzwischen herzlich lang. Einige Matrosen übten sich im Holzschneiden. Wir selbst amüsirten uns mit Schachbrett und Figurenschnitzen, Bade arbeitet einen König in Frack und Krone, andere wandten sich nützlicherer Beschäftigung zu, indem sie Fischleinen bis zu 80 Faden Länge drehten, in der Hoffnung, einen Kabeljau zur Bereicherung der kärglichen Mahlzeiten heraufzuholen.

Am 24. Mai 1 Uhr Mittags bei herrlichem Wetter gelang es Herrn Hildebrandt mit den Matrosen Philipp und Paul nach dreistündiger Anstrengung die Insel Illuidlek an ihrer Nordostseite zu erreichen. Schon gegen 4 Uhr Nachmittags waren sie wieder bei uns. In dem Tagebuche des Matrosen Heyne heißt es: „Das schöne Wetter hat angehalten. Herr Hildebrandt, Paul und ich machen den Versuch an Land zu gehen. Mit großer Mühe gelingt uns das. Wir liefen mehr als wir gingen, und sanken zuweilen tief in den Schnee ein. Wir schwitzten am ganzen Körper; dabei liefen uns die Stiefel voll Wasser, sodaß wir sie wiederholt ausgießen und die Strümpfe auswinden mußten. Die Insel zeigt keine Spur von Vegetation, fällt hier steil, oft senkrecht ab und hat viele Spalten und Zerklüftungen. Der südliche Theil scheint ersteigbar, doch hatten wir mit der Rückkehr zu eilen und mußten zunächst von weiterer Untersuchung abstehen.“ Sie berichteten weiter, daß, wie wir nach Graah's Mittheilungen schon vermuthen durften, am Lande ein schmaler Streifen Wasser sich hinziehe, entstanden durch die von der Küste herabströmenden Gießbäche. Auf diesem schwammen einzelne Lummen. Es gelang ihnen dieses Wasser zu passiren, indem sie, auf einer Scholle stehend, sich mittelst des Bootshakens von einem Stück Eis zum andern schoben.

Dieser Bericht konnte uns nur in dem Entschlusse bestärken, mit Aufgebot aller Kräfte eine vorläufige Rettung auf jener einsamen Insel zu suchen. Gesagt, gethan. Da die Sonnenwärme bei der Arbeit schon lästig wurde, und dazu die unleidliche Schneeblindheit von den Meisten noch nicht überwunden war, beschlossen wir, wenn es irgend das Wetter erlaubte, Nachts die Böte zu ziehen und über Tag zu ruhen. Wir hofften auf diese Weise nach acht Tagen am Lande zu sein. In der ersten Nacht kamen wir unter großen Anstrengungen 530 Schritte weit; um 7 Uhr früh Schneefall. Ruhe bis Abends 8 Uhr. Herr Hildebrandt und Max werden stark schneeblind; sie müssen ruhig in den Böten bleiben, während die andern ziehen.

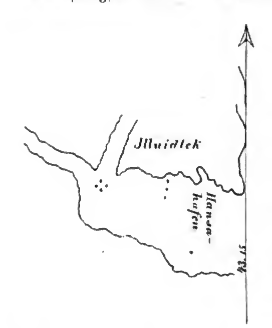
Die Arbeit des Schleppens der Böte wurde immer schwerer. Zuerst sind die Böte zu löschen und zu dem Punkt, wo wir unsere nächste Tagruhe halten wollen, zu schleppen. Dabei geht's häufig über aufgethürmte Eiswälle, wobei das Herabgleitenlassen oft noch schwerer von statten geht, als das Hinaufziehen. Denn die Böte wühlten sich in den Schnee ein, oder klemmten sich hinter ein Eisstück, sodaß es unsägliche Mühe kostete, sie wieder freizubekommen. Dann wieder galt es, sie über Eisspalten und über Stellen wegzuquälen, wo sie einbrachen. War dieses schwierige Manöver glücklich beendet, so mußten die sämmtlichen Sachen hineingetragen werden. Es kamen dabei auf jeden einzelnen 100 bis 150 Pfund Gewicht, und es läßt sich begreifen, daß, da wir mit solcher schweren Last bald tief in Schnee oder Schneewasser einsanken, bald damit über zusammengepackte Schollentrümmer hinwegzuklettern hatten, alles nur irgend Entbehrliche wegwarfen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai legten wir die größte Strecke zurück, 1200 Schritte. Als zwei Böte zu der bestimmten Station herangeschleppt waren, überkam den Kapitän, der leitend und anfeuernd die ganze Nacht thätig gewesen war und doch auch beim Bootziehen tüchtig mit angefaßt hatte, eine Ohnmacht.

„Bei all dieser aufreibenden Arbeit peinigte uns der Hunger, und wenn uns Nachts holde Träume an reich mit Speisen versehene Tafeln führten, so erinnerte uns beim Erwachen der murrende und knurrende Magen nur zu bald an die nüchterne Wirklichkeit.

„Anfangs Juni unausgesetzter Nordsturm und Regenguß wie aus Mulden seit den letzten dreimal 24 Stunden. Unser dünnes schlechtes Segel kann kaum noch den wie toll daraufgepeitschten Regen abhalten. Wahrhaftig! Wir im König Wilhelm sind nicht gerade zu beneiden. Dabei gibt es kleine und immer kleinere Rationen. Weil nicht entfernt Aussicht auf Vermehrung des Proviants, haben wir unsere Mahlzeiten in 24 Stunden auf zwei reducirt und Morgens um 9 Uhr erhält Jeder ein Viertel Pfund Brot und ein Stückchen Speck, Abends um 6 Uhr dasselbe Gewicht an Brot und für uns alle die Hälfte einer Dose „Soup and Bouilly“ kalt. Morgens können wir noch einen Schluck Kaffee trinken, Abends muß es Cacao thun. Unser Spiritus schwindet gewaltig; wenn wir nicht bald einen Seehund schießen, dessen Thran wir brennen können, werden wir uns auch die warme Kost entziehen müssen. So begreift sich's, daß uns sämmtlich fortwährend ein wahrer Wolfshunger plagt. Den Brotbeutel und den Rest Speck haben wir der Sicherheit wegen immer neben uns liegen. Das Gespräch dreht sich eigentlich ganz um Essen. Max wünschte sich nur auf 3 Stunden in die Börsenrestauration nach Bremen, Konrad begnügt sich mit einem saftigen Beefsteak mit Eiern und versichert sofort ein Fünfgroschenbrot mit 1 Pfund Butter nebst 25 Eiern vertilgen zu wollen. Dabei fällt der Blick jeden Augenblick auf die Uhr und zählt die Stunden, die noch verrinnen müssen, ehe das kärgliche Mahl wieder seinen Anfang nimmt.

„Und wie mäuschenstill und andachtsvoll wird dieses Mahl dann eingenommen, wie so eifrig beschäftigt ist Jeder, den nagenden Hunger zu beschwichtigen, wenn

auch nur für die kürzeste Frist! Könnte man noch durch Schlafen sich dies lästige Gefühl vertreiben; aber kaum ist Schlaf da, so leckt das Wasser ins Gesicht, oder einer der Regenröcke der Bedachung gleitet vom Bootsrande ab und schüttet seinen ganzen oceanischen Inhalt über uns aus. Konrad war heute Morgen ganz betrübt; er hatte im Schlaf eine Portion Schinken mit Rührei nach der andern verzehrt und fand sich beim Erwachen doch so merkwürdig hohl im Magen. Die naßkalte Luft von + 3° R. im Boote ist sehr unangenehm, man fröstelt ohne Unterlaß; ein wahres Wunder, daß wir noch wohl dabei sind, obgleich wir fühlen, daß unsere Kräfte abnehmen. Wann wird endlich offenes Wasser zum Segeln oder Rudern vor uns rauschen? Sollten wir jetzt noch nach allen überstandenen Gefahren und Drangsalen dazu bestimmt sein, ein elendes Ende zu nehmen? Vorgestern schrob das Eis, und war in Bewegung, wahrscheinlich infolge der Springflut und des Sturmes, doch packte sich's nur dichter zusammen und ging nicht wieder auseinander. Hoffentlich gibt's bald besseres Wetter. Etwas näher sind wir der Insel gerückt, ob zu unserm Vortheil, wissen wir nicht.“ (Aus Bade's Tagebuch.)



Am 4. Juni gelang uns endlich die Landung auf Illuidlek. Wir schleppten die Böte an diesem Tage auf 2000 Schritte in 13 Stunden. Abends 8 Uhr konnten wir dieselben lauschen (zu Wasser lassen).

Die mäßig große Insel Illuidlek erstreckt sich mit ihrer Längsachse etwa Südost bis Nordwest. Ein domförmiger nach Nordwest steil abfallender, nach Südost abflachender Berg bildet den Kern, um welchen eine Menge wildzerrissener Klippen gelagert sind. Eine schmale Straße trennt die Insel von der davorgelegenen kleinern Iviminut und dem Kap Discord. Gegen das Festland hin zieht sich eine lange Kette von Klippen, ein wahrer Klippenzaun, deren innersten Abschluß eine kleine niedrige Insel bildet, welche wir für die in Graah's Karte mit Omenarsuk bezeichnete hielten. Nackt und aller Vegetation bar, ragen die grotesken Felsen in die Höhe. Die Bewohner der Insel, ein paar einsame Möven, sahen aus einer Felsspalte neugierig den seltsamen Besuch ankommen, und einige Teistenvölker trieben sich piepend im freien Wasser der Straße umher. Es war zwischen dem Südoststrand der Insel, Kap Discord (dem nördlichsten von Wallöe erreichten Punkte) und der kleinen Insel Iviminut. Gegen 10 Uhr legten wir in eine gegen die Nordwinde geschützte von hohen Klippen eingeschlossene Bucht, welche wir Hansa-Hafen nannten. Hier wollten wir die Nacht zubringen und hatten zu dem Zweck bereits unsere Sachen ans Land gebracht. Da fiel das Wasser und unsere Böte stießen bei der vorhandenen Dünung auf Grund. Wir gingen daher Nachts 12 Uhr aus der Bucht und holten auf ein unmittelbar am Lande liegendes Eisstück auf. Es waren jetzt

gerade vier Wochen seit unserer Abreise von der Scholle verflossen, die wir in der zuversichtlichen Hoffnung verlassen hatten, das nahe Land in wenigen Tagen zu erreichen. Pfingstsonntag köstliches Wetter! Die Herren Hildebrandt und Bade gingen im Boote Bismarck auf die Jagd. Sie brachten eine spärliche Beute, 22 Teisten, mit, deren Fleisch uns als Ragout bereitet zwei trefflich mundende Mittagsmahlzeiten lieferte. Damit war freilich nur für den Augenblick geholfen. Hatten wir doch höchstens noch für 14 Tage Proviant! Die Jäger waren in dem höhern Theil der Insel gewesen. Sie sahen nach Süden längs der Küste einen schmalen Streifen Wasser. „Wir fanden überall nur öde kahle Klippen, je höher desto wilder, spärlich bekleidet mit Moosen und verkrüppelten Kriechweiden. Von Menschen nirgends eine Spur!" so lautete ihr Bescheid. Illuidlek, wo Graah noch eine Art einheimischer Bevölkerung antraf, schien schon lange unbewohnt gewesen zu sein.

Am zweiten Pfingsttage, den 6. Juni, brachen wir wieder auf. Wir arbeiteten uns schiebend und rudernd mühsam den Kangerdlek-Fjord hinauf, setzten dann quer herüber und ruderten und kreuzten von 6 Uhr an, zu welcher Zeit das Eis sich mehr löste, bis 11 Uhr Abends gegen harten Südwestwind. Die Insel Omenarsuk erhebt sich kaum 40 Meter aus dem Meere, und doch zeigte sich auf ihrer Nordseite eine Stelle nur einige Quadratfuß groß, welche mit Süßwassereis bedeckt, ganz das Aussehen eines winzigen Gletschers hatte. Der Lage nach konnte es kein hinaufgeschleuderter Eisblock sein, vielmehr war es Süßwassereis, das aus dem gefirnten Schnee in den Schluchten der Insel zusammengefroren war. Diese Festlandseisbildung in so geringem Maße neben jenen gewaltigen Eisströmen in der nächsten Nachbarschaft ist eine interessante Erscheinung. Eine Seemeile von der, Pfingstkap von uns getauften, Südspitze des genannten Fjord holten wir die Böte auf das feste, sehr ebene Küsteneis. Die vorstehende Skizze veranschaulicht die Situation.

Am nächsten Tage, 7. Juni, war das herrlichste Wetter. Wir segelten, behaglich den Sonnenschein genießend, vorüber an dem Pfingstkap, das sein hohes Felsenhaupt trotzig in die Luft streckt, längs der steilen Küste südwärts. Ihr Anblick war öde und düster. Das Dunkel der Felsen wurde hier und da durch schmale, etwa bis zur Hälfte der Höhe herabreichende Schneestreifen unterbrochen; einzeln zeigte sich das Grasgrün von kümmerlich an dem Gestein wachsenden Moosen. Auf einer niedrigen Insel, die auf Graah's Karte den Namen Kutek-Insel trägt, hielten wir Mittag. In ihren Felsenvertiefungen fand sich das wohlschmeckendste Wasser zum Kochen; es war krystallklar, und wir konnten uns einmal satt trinken. Die Felsen der Kutek-Insel müssen oft mit dem aus Norden herantreibenden Eise in harter Berührung gewesen sein; manche Stellen ließen deutlich erkennen, daß sie vom Eise abgeschliffen und platt gekämmt waren. Auf vielen Klippen, die zum Theil von der Flut bedeckt werden, lagen die blauschillernden Trümmer von darüber geschobenen und darauf zerschellten Eisschollen. Am Abende holten wir 5 Meilen nördlich vom Kap Wallöe unsere Böte zum ersten Mal auf die Klippen des grönländischen Festlandes. Erst jetzt, da wir nichts

mehr von herandringendem Eise zu befürchten hatten, gaben wir uns völlig und ungestört der Ruhe hin. Das Licht des wieder mit hellem Sonnenschein anbrechenden Morgens zeigte uns einige Vegetation landeinwärts. Es war Sauerampfer, Löwenzahn und Fingerkraut, das wir emsig in den Spalten und Rissen des felsigen Bodens absuchten. Wir genossen einen daraus mit Hülfe von Pökel improvisirten Salat nebst dem Rest der Wasservögel, gingen von Neuem unter Segel und hatten am Abend 20 Meilen zurückgelegt. Unser diesmaliges Nachtquartier war dicht beim Südende von Grönland (60° 34′ nördl. Breite) vor dem Lindenow-Fjord (von Graah mit dem unaussprechlichen Namen Kangerdlurksoeitsiak bezeichnet). Am folgenden Tage passirten wir das grandios geformte, pyramidenartig mehrere tausend Fuß hoch aufsteigende Kap Hvidtfeldt (Kaningesekasik). Vor demselben lag eine Gruppe Schären, an deren einer wir anlegten, um die beste Fahrstraße zu suchen. Bei dieser Gelegenheit fanden sich im Gestein Granaten. Dr. Laube berichtet: „An einer der Klippen legten wir an, um eine kurze Rast und Mahlzeit zu halten. Es war ein mächtiger Granitklotz und zwar von dem schönen großkörnigen Granit, dem Schriftgranit, der aus Sibirien und andern nordischen Ländern bekannt ist. Ueberdies enthielt er eine Menge großer Granaten und Körner als Hypergemengtheile eingeschlossen, und aus seinem Schooße hatten die Wellen einen prächtigen Stock Rosenquarz ausgewaschen.“

Die Farbe der Berge, von Kap Hvidtfeldt beginnend, war eine ganz andere als bisher; sie sahen alle wie angelaufenes Kupfer aus. Das erklärt sich wol zunächst aus dem braunen Colorit, welches so häufig nackte Felsen zeigen; es mag aber auch von der Verwitterungsschicht des eigenthümlichen Granites, aus welchem sie aufgebaut sind, herrühren. Die blaue Luft, in welche die Felsen tauchten, erhöhte malerisch diesen Farbenreichthum der Küstenlandschaft.

Die Klippen unmittelbar unter Kaningesekasik sind vollkommen rund gewaschen; sie liegen wie riesige Eisbrecher da, glatt und abgeschliffen nach allen Seiten. Dünung und Eis haben hier ihre Wirkung gethan. Diese kuppel- und domförmigen Klippen trafen wir nun fortwährend auf unserer Küstenfahrt; sie liegen zu Tausenden um das Festland zerstreut, ein steinerner Zaun zur Abwehr des andrängenden Eises.

Die weitere Fahrt zeigte uns freundlichere Küstenbilder. Nördlich vom Vorgebirge Igalalik erschienen auf größerer Ausdehnung scheinbar mit kurzem Rasen bekleidete grüne Flächen. Leider wurde es stark nebelig, und das Gewirr von Inseln, in das wir nun steuerten, um den Eingang des Prinz-Christians-Sunds zu finden, ließ uns das Ziel verfehlen. Das Wetter war schlecht geworden. Der Südostwind, der gerade auf das Land zustand, trieb uns Schutz suchend in die erste beste der in großer Zahl sich öffnenden Buchten. Als wir eine Zeit lang darin gesegelt waren, wurde das Wasser schlichter; wir waren offenbar in einer Straße und zwar wie wir meinten, im Prinz-Christians-Sund. Unverdrossen ruderten wir bis Nachts 2 Uhr.

Eine sanft gegen das Wasser abfallende Granitplatte gab uns eine treffliche Lagerstätte. Am Nachmittage des folgenden Tages segelten wir bei frischer Brise

S. 164.

Segeln der Böte.

12 Meilen in dem vermeintlichen Sund, fanden ihn aber durch Felsen geschlossen, und gewannen durch Besteigen einiger Höhen die Ueberzeugung, daß wir nicht in einer Meeresstraße, sondern in einem Fjord waren. Die Scenerie nach beiden Seiten schildert Laube als eine wildpittoreske und großartige. Dunkle, oben mit Schnee bedeckte Felswände stiegen bis zu einer Höhe von mehreren Tausend Fuß auf; aus ihrem Geklüft stürzten Gießbäche geschmolzenen Schnees und rauschten schäumend in den Fjord. Stellenweise ließ sich eine schwache Moosdecke erkennen. Vögel zeigten sich häufiger. Um 6 Uhr Abends waren wir wieder an unserm Ausgangspunkt angelangt, gönnten uns aber noch keine Ruhe, sondern segelten bis Mitternacht in südwestlicher Richtung noch 4 Meilen weiter, wo in einem kleinen sichern Hafen angelegt wurde. Am Ufer deuteten mannichfache Anzeichen darauf hin, daß hier vorübergehend und zwar nach dem Aussehen der von uns vorgefundenen Seehundsknochen zu urtheilen, vor längerer Zeit Eskimos gehaust hatten: kleine Steine waren zu einem Viereck aneinander gelegt, Steingutsscherben und Seehundsknochen lagen zerstreut umher. Auch in dieser Bucht war die Scenerie eine unbeschreiblich großartige. Links begrenzte sie eine mit grünem Moosteppich bekleidete Hügelkette. Zur Rechten stieg eine mächtige Wand wol 1200 Fuß hoch auf. Eine Felspyramide ragte in die Luft, und breite Staubbäche schossen über die Abhänge nieder, um ihre Gewässer auf einer Schutthalde am Fuße derselben zu sammeln und in Ueberfällen einem See zuzuführen. Der Hintergrund war malerisch durch Berge abgeschlossen, deren Gletscher ihre Gewässer in jenen auf einer Bergterrasse gelegenen See ergossen. Der Abfluß des letztern erreichte in einem mächtigen Wassersturz — ich dachte an den Traunfall in Oberösterreich — donnernd das Meer. Nicht Worte genügen zur Schilderung dieser erhabenen Scenerie; farbenfrischer Aquarelle bedürfte es, um in dem Leser etwas von dem Eindruck, welchen diese landschaftlichen Bilder in mir erweckten, wieder zu erzeugen.

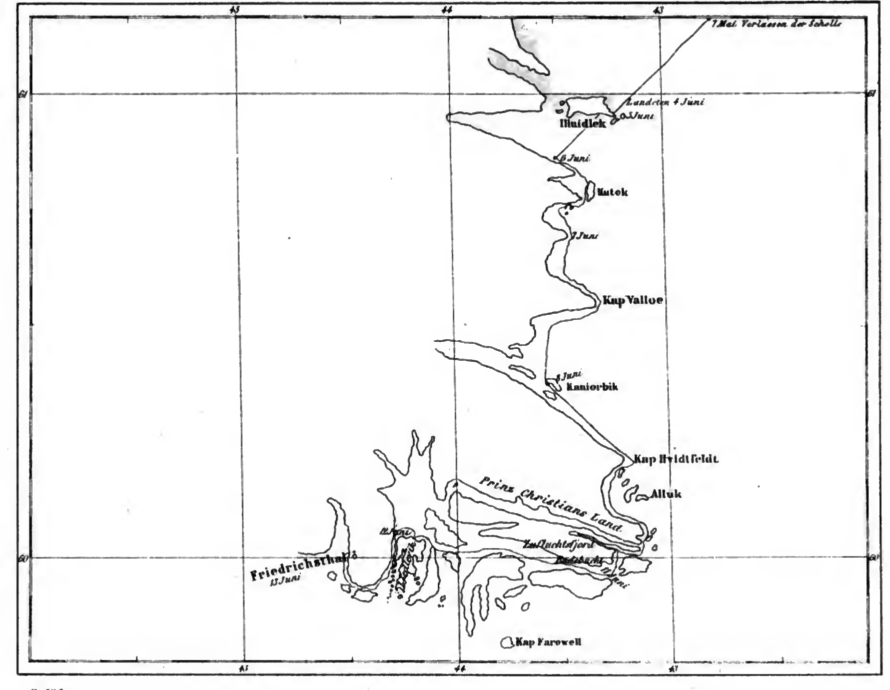
Am 11. Morgens bei frischem Nordwinde segelten wir weiter. Um Mittag wurde die Spitze von Christian-IV.-Insel passirt, und wir ruderten alsdann zwischen den nördlich vom Kap Farewell belegenen hohen Inseln hindurch zu dem ansehnlichen mit vielen Armen ausgreifenden Eiland Sedlevik, wo wir die Nacht und den folgenden Tag, Sonntag, den 12. Juni, zubrachten.

Die Gletscher, welche auf den Bergen der Inseln auch hier allenthalben bald wie Vogelnester zwischen den Nadeln und Felsenzinnen hingen, bald in ansehnlicher Mächtigkeit die Lehnen herniederstiegen, reichten hier nicht mehr bis ins Meer, wohl aber schoben sie stellenweise ihre Moränen tief herunter, und einzelne sich loslösende Eisbrocken fielen über diesen Damm in die See. Die Lufttemperatur schien bedeutend wärmer, und das Land zeigte denn auch ein weit frischeres Grün. Während die Inseln um Kap Farewell mit diesem einen zusammengehörigen, hoch aufsteigenden, vielfach zerrissenen Felsstock bilden, zeichnet sich die nun von uns erreichte nördlichste Insel Sedlevik durch ein flacheres Gestade aus. Erst in der Mitte derselben erhebt sich steil ein hohes Gebirgsmassiv.

Dr. Laube unternahm mit zwei Matrosen am 12. einen Ausflug durch die

Insel Sedlevik. Unter dem hohen Berge der Insel hatte der Frühling seine ersten Kinder geboren; zwischen blühenden Weiden und Birkenbüschen, die sich mit ihrem saftigen Grün vom Grunde des Mooses wie eine Stickerei abhoben, sproßten nierenblätteriger Sauerampfer und duftende Archangelika; fein geschlitzte Farrnwedel spielten im Luftzuge, und auf den Felshängen breitete die niederliegende Saxifraga oppositifolia ihre violetten Blütenbeete aus. Zu unsern Füßen lag die lichtblaue Straße, dahin und dorthin sich verzweigend und tiefe Fjorde in das Gebirgsmassiv hineinstreckend, das mit seinen glänzenden Gletschern und blauenden Graten die Fernsicht begrenzte. Dr. Laube dachte an den Vierwaldstädtersee. Die kleinen Eisberge, welche auf dem Wasser trieben, belebten das Bild wie eine Flotte blendendweißer Segel; aber statt lachender Ufer, die an jenem Schweizersee das Auge entzücken, fiel der Blick auf öde Gestade. Und doch, wie ganz anders wirkte jetzt der Eindruck der Landschaft als noch vor kurzer Zeit, wo wir, noch immer unsicher über unser Schicksal, kaum mehr als aufzublicken wagten, noch viel weniger aber uns der Schönheit der nordischen Landschaft so recht aus voller Seele hingeben konnten!

Juni 13. Aufbruch 4 Uhr Morgens. Wir kreuzten zwischen Eisschollen, bis wir die Nordspitze der Insel umschifft hatten, liefen vor dem Winde die Straße Torsukatek hindurch und nahmen dann unsern Kurs bei eintretender Windstille rudernd westlich, indem wir, der Küste möglichst nahe bleibend, immer scharf in der Richtung nach Friedrichsthal ausspähten. Da plötzlich, nachdem wir ein niedriges vorspringendes Land umfahren, lag die ersehnte Bucht vor uns! Es war ein unvergeßlicher Anblick. Der Wind war uns nun günstig, wir setzten sofort Segel und hißten unsere Flagge. Wenige hundert Schritt vom Strande auf grünem Grunde erhob sich ein ziemlich ausgedehntes rothes Haus, überragt von einem Thürmchen; es war das Missionshaus. Zur Seite, etwas weiter nach dem Ufer zu, stand ein ähnlicher kleiner Bau, in dessen Nähe eine dunkle Masse von Steinhügeln lag, die Eskimobehausungen vermuthen ließ. Weiterhin links öffnete sich ein breiter aus Nord kommender Fjord. Hohe Berge umrahmten das freundliche Landschaftsbild, das im Hintergrunde mit blau dämmernden Gebirgen abschloß.



7 Mai. Verlassen der Scholle
Landeten 4 Juni
5 Juni
Illuidlek
6 Juni
Nutok
7 Juni
Kap Valloe
Kaniorbik
Kap Hvidtfeldt
Alluk
Prinz Christians Land.
Zufluchtsfjord
Friedrichsthal
13 Juni
Kap Farewell

S. 166.

Neuntes Kapitel.

Große Schlittenreise nach Norden und Ardencaple-Inlet.

Ende März bis Ende Mai 1870.

Vorbereitungen zur Schlittenreise. — Dr. Börgen von einem Eisbären verwundet. — Koldewey und Payer brechen nach Norden auf, 24. März. — Ausrüstung des Schlittens und der Mannschaft. — Qualvolles Zeltlager. — Besteigung von Kap Haystack. — Kap Karl Ritter. — Nebensonnen. — Eine Nacht im gemeinschaftlichen Schlafsack. — Die Koldewey-Inseln. — Schlittenziehen. — Strenge Fastenwoche. — Die Expedition erreicht ihren nördlichsten Punkt. — Rückkunft an Bord. — König Wilhelm's Land. — Neuer Aufbruch mit Schlitten am 8. Mai. — Mühseliges Vordringen durch den Schnee. — Aussingen. — Eisbären beim Proviant. — Das ostgrönländische Renthier. — Seine Zahmheit. — Schneeblindheit. — Schneebrillen. — Besteigung des Kap Bremen. — Die Kuhn-Insel. — Glücklich wieder an Bord.

Wie bereits erwähnt, war auf der Germania schon seit Neujahr mit den Arbeiten und Vorbereitungen für die erste große Schlittenreise begonnen worden.

Zunächst handelte es sich um die Anfertigung geeigneter Kleidungsstücke. Daß für Kältegrade, wie wir sie bisher kennen gelernt, Nichts besser paßte, als die verschiedenen Wollenzeuge, die wir hatten, war Allen längst klar geworden. Aber ebenso wußte auch Jeder, daß sie nur dann genügten, wenn stille Luft war, während jeder stärkere Wind in kürzester Zeit den Körper trotz aller Bewegung steif vor Kälte werden ließ. Auf der bevorstehenden Reise mußte man aber jeder Witterung Trotz bieten können, und somit erschienen Pelzkleider geradezu unentbehrlich. Da die vorhandenen vor der Abfahrt angefertigten bis zu den Füßen reichenden Pelze hier selbstverständlich unbrauchbar waren, wurden sie auseinander getrennt und neue kurze, anschließende und mit Wolle gut gefütterte Röcke daraus hergestellt. Die Pelzkapuzen behielt man unverändert bei, verwarf dagegen die Pelzstiefel, da sie zu schnell hart und unbequem werden. Diese wurden ersetzt durch etwas unförmliche Institute, außen aus Segeltuch, innen aus Wollenzeug, und die, eine Erfindung Sengstacke's, sich als sehr praktisch erwiesen.

Dann mußten auch die Zelte umgearbeitet werden; denn schon während des Sommers hatten wir die Erfahrung gemacht, daß die runden Zelte mit einer

Stange in der Mitte, die wir von Bremen fertig mitgenommen hatten, nicht praktisch seien. Diese Zelte wurden daher in viereckige mit einem Dach versehene umgeändert. An jedem Ende wurde eine Stange senkrecht aufgestellt, welche durch Leinen, die an Steinen befestigt wurden, gestützt werden mußten. Dies Zelt erwies sich im Ganzen als praktisch, konnte aber später noch wesentlich verbessert werden. Endlich waren noch die Pelzsäcke und Pelzdecken für unsere Schlafstellen zu nähen.

Mitte Februar waren die Zelte, Decken, Pelze und andern Utensilien so weit fertig, daß sie nebst dem ebenfalls schon zusammengesetzten Schlitten gewogen werden konnten. Der letztere wurde dann versuchsweise belastet und gezogen. Es wurde auch ein erfolgreicher Versuch gemacht, mit dem Schlitten zu segeln. Ueberhaupt machten uns die Schlitten am meisten Mühe, denn mit Ausnahme des einen großen, waren die übrigen von einer Construction, die für größere und schwierigere Reisen höchst ungenügend erschien. Man mußte sich entschließen, einen ganz neuen Schlitten zu bauen.



Zelt für die Nordpolarreisenden.

Am 7. März sollte die große Schlittenreise nach Norden aufbrechen, als am Abend vorher ein Ereigniß eintrat, dem gegenüber zunächst jedes andere Interesse bedeutungslos erscheinen mußte.

Eine Viertelstunde vor 9 Uhr Abends war Dr. Börgen hinausgegangen, um eine Sternbedeckung, deren Austritt kurz vor 9 sich ereignen sollte, zu beobachten und zugleich die meteorologischen Ablesungen zu besorgen. Eben im Begriff ans Land zu gehen, begegnete ihm Kapitän Koldewey auf dem Eis; die Beiden sprachen noch einen Augenblick, worauf der eine ans Land, der andere in die Kajüte ging. Als Börgen auf dem Rückwege vom Observatorium bei dem Thermometerkasten, 50 Schritt vom Schiffe, angelangt war, vernahm er ein Geräusch links neben sich

und gewahrte einen auf ihn eindringenden Bären. Der Angriff geschah so plötzlich und so rasch, daß Börgen vom Gewehre keinen Gebrauch zu machen vermochte, ja nachher nicht einmal zu sagen im Stande war, wie derselbe ausgeführt wurde, ob sich der Bär aufgerichtet und ihn mit den Tatzen zu Boden geschlagen, oder ihn umgerannt habe; die Art einiger Verletzungen (eine Quetschung und ein tiefer Riß an linken Ohre) läßt jedoch auf ersteres schließen. Das Nächste, was Börgen fühlte, war das Eindringen des Gebisses in die Kopfhaut, die nur mit einer dünnen Tuchkapuze bedeckt war. Der Bär bemühte sich, wie er es mit Seehunden gewohnt ist, den Schädel zu zerbrechen, an welchem jedoch die Zähne nur knirschend abglitten. Ein erhobener Hülferuf verscheuchte das Thier für einen Augenblick, es kehrte aber sofort zurück und biß noch mehrmals in den Kopf, und daß gerade hier der Rachen des Raubthieres nicht vernichtender gewirkt, läßt vermuthen, daß dasselbe ein noch nicht völlig ausgewachsenes Thier war. Die Hülferufe waren indeß vom Kapitän, der seine Absicht, zur Koje zu gehen, noch nicht ausgeführt hatte, gehört worden; er eilte auf Deck, überzeugte sich davon, daß es ein Hülferuf sei, alarmirte die Besatzung und eilte aufs Eis, dem bedrängten Gefährten zur Hülfe. Dem Bären mochte der entstehende Lärm Angst einflößen, er machte sich auf den Weg, um sein Opfer, das er am Kopfe gefaßt hielt, und das durch ohnmächtige Rippenstöße sich bemühte, ihn zu bewegen es loszulassen, an einem andern Orte in Sicherheit zu bringen. Ein Schuß, in der Absicht abgefeuert, das Thier zu erschrecken, erreichte seinen Zweck insofern, als es Börgen losließ und ein paar Schritte zur Seite sprang, doch packte es gleich darauf seinen Arm, und da es diesen nicht gut gefaßt hatte, die rechte Hand, die in einem Pelzhandschuh steckte. Diese Pelzhandschuhe hatten das Zerkauen so gut ausgehalten, daß es Mühe kostete, die Stellen, wo die Eckzähne durchgedrungen waren, zu entdecken. Zum Glück hatte dieser Aufschub den Verfolgern ermöglicht, das schon durch die Geschwindigkeit des Bären verlorene Terrain einzuholen und sich ihm zu nähern. Dieser hatte den Weg nach Land genommen und wäre wol mit seiner Beute entwischt, wenn er das Ufer erklettert hätte; als er jedoch an den Eisfuß kam, wandte er sich längs der Küste und blieb in dem rauhen, unebenen und zerbrochenen Eisfuß, wodurch seine Geschwindigkeit erheblich verzögert wurde, während die Verfolger auf dem ebenen Eise sich ihm rasch näherten. Nachdem Börgen auf diese Weise etwa 300 Schritt weit fortgeschleppt und durch den Shawl, dessen Ende der Bär mit gefaßt hatte, halb erdrosselt worden war, ließ dieser ihn endlich los und gleich darauf beugte sich Koldewey mit einem „Gottlob er lebt noch“ über den daliegenden Körper. Wenige Schritte abseits stand der Bär, offenbar überlegend, was zu thun sei, bis ihn eine Kugel belehrte, daß es die höchste Zeit für ihn sei, sich davonzumachen.

An Verfolgung dachte Niemand, da es zunächst galt, den Verwundeten an Bord zu schaffen, wohin sich der Doctor und Herr Tramnitz schon begeben hatten, um Alles fürs Verbinden zurechtzumachen. Die Hauptverletzungen waren am Kopfe, wo außer zahlreichen kleinern Bißwunden namentlich zwei 10—15 Centimeter lange Risse, deren Ränder ½—1 Centimeter von dem an einer Stelle

bloßliegenden Schädel gelöst waren, die Kopfschwarte durchsetzten. Alle andern Wunden, deren im Ganzen etwa 20 vorhanden waren und die wol größtentheils nur von Stößen gegen die scharfen Ränder der Eisklumpen beim Hinschleppen über die rauhe zerrissene Fläche herrührten, waren im Vergleich hierzu unbedeutend. Es ist noch erwähnenswerth, daß Börgen weder beim Empfangen noch später beim Heilen der Wunden, welches dank der guten Verpflegung und der unbeschränkten Anwendung von Eis sehr gut von statten ging, irgendeinen Schmerz empfand. Nachdem Börgen etwa eine Stunde unter den Händen von Dr. Pansch gewesen war, fiel es ihm ein, daß er das Taschenchronometer, von Ernst Felsing in Bremen, bei sich gehabt habe, und da dieses nicht an Bord gekommen war, ging Copeland mit einer Patrouille und fand dasselbe fest an die Eisfläche gefroren. Nach dem Unfall war es noch eine Zeit lang gegangen, endlich aber infolge der grimmigen Kälte stehen geblieben. Nachdem dasselbe in der Hand wieder erwärmt war, nahm es bis auf einige Secunden seinen frühern Gang an.

Wir wurden durch diesen Vorfall von neuem belehrt, wie unumgänglich nothwendig es war, zumal Abends in der Dunkelheit, nie allein auszugehen; denn auch Bewaffnung nützt nicht viel, wenn man nicht die Annäherung des Thieres gewahren kann.

Jedenfalls wäre der bedauerliche Unfall nicht vorgekommen, wenn wir ein paar gute Wachhunde besessen hätten, deren Spürsinn die Nähe eines so großen Raubthieres ohne Zweifel gewittert und durch Anschlagen vor demselben gewarnt haben würden.

Durch diesen Zwischenfall, der glücklicherweise so gnädig verlief, entstand eine Verzögerung von einem Tage. Die Schlittenexpedition konnte daher erst am 8. März Vormittags aufbrechen, mußte aber schon am zweiten Tage, nachdem sie kaum das Nordende der Sabine-Insel erreicht hatte, umkehren, weil die Beschaffenheit des Schnees unüberwindliche Hindernisse bereitete. Die furchtbaren Schneestürme der nächsten Tage ließ diesen Zeitverlust verschmerzen, denn sie zeigten nur zu deutlich, wie erfolglos die Fortsetzung der Reise gewesen wäre.

Endlich am 24. März glaubten wir auf eine günstige Wendung der Verhältnisse rechnen zu können und verließen das Schiff 9 Uhr Vormittags zum zweiten Mal. Sechs Mann: Ellinger, Herzberg, Mieders, Kleutzer, Wagner, der Zimmermann und die Führer Koldewey und Payer, zogen den großen, vier Mann: Sengstacke, Krauschner, Iversen und der Bootsmann den Begleitschlitten. — Der große Schlitten mit 166 Pfund Eigengewicht, Instrumenten, Schlafsack, Zelt, Verpackung, Hammer, Axt, Schaufel, Brechstange, die Apotheke, — welche nur drei Krankheiten: Frostschäden, Dysenterie und Augenübel kennt —, das Privatgeräth, für welches jedem Mann fünf Pfund gestattet waren (Reservewäsche und Taback), und die drei Wänzlgewehre mit 200 Patronen bilden zusammen das sogenannte todte Gewicht. Der Schlitten aus Eschenholz war 0,46 Meter hoch, 3,66 Meter lang und 1,30 Meter breit und besaß beiderseitig aufgebogene Kufen, um in Sackgassen das Umwenden durch Uebertragung der Zugstränge von vorne nach rückwärts zu vereinfachen, namentlich aber, um beim Abgleiten von Eisstufen

das plötzliche Herabfallen des Schlittens, wodurch seine Haltbarkeit gefährdet worden wäre, zu verhindern. Die Breite der Kufen, die Wahl des Schwerpunktes in der Belastung müssen den wechselnden Verhältnissen angepaßt werden. In seinem Vordertheile befand sich eine Kiste für Instrumente und kleineres Geräth, rückwärts lagen die Säcke, darüber wurden das Zelt, die Gewehre, vier Zeltstangen, das Stativ des Theodoliten u. s. w. gelegt und das Ganze mittelst Stricke befestigt.

Es ist übrigens von größter Wichtigkeit, daß der Schlitten bei großer Festigkeit doch nicht allzu schwer sei und dies gilt auch vom Zelte. Werden Schlitten und Zelt zu leicht gebaut, so sind sie bei irgend welchen unvorhergesehenen Schwierigkeiten gar zu sehr dem Zerreißen oder Zerbrechen ausgesetzt. Das Zelt muß im Stande sein den schwersten Stürmen Widerstand zu leisten, und andererseits so leicht, daß es im Nothfall von einem Mann getragen werden kann. Daraus ergibt sich eine Raumbeschränkung, welche das engste Nebeneinanderliegen der Schlittenmannschaft zur Folge hat. Es gehört in der That nicht zu den Annehmlichkeiten, gezwungen zu sein, die ganze Zeit der Ruhe auf einer Seite gerade ausgestreckt mit einem Instrumentenkasten oder leicht bedeckten Stein als Kopfkissen zu liegen, ohne die Lage wechseln zu dürfen, weil dadurch die Kameraden gestört werden würden. Aber ein wirklich müder Mensch schläft eben in jeder Lage, und man gewöhnt sich an Alles. Sind dagegen der Schlitten und das andere todte Gewicht zu schwer, so kann nicht hinreichend Proviant mitgenommen werden, und die Dauer der Reise wird entweder beschränkt werden müssen, oder die überangestrengten und mangelhaft ernährten Reisenden sind allerlei Krankheiten, wie namentlich Dysenterie ausgesetzt. Die Construction von Schlitten und Zelt bedingt daher sehr wesentlich den Erfolg einer solchen Expedition und erfordert bei der Ausrüstung die größte Aufmerksamkeit.

Der Proviant wurde nach dem Bedarf für je eine Woche in Säcke abgetheilt und enthielt Kaffee, etwas Chocolade, gekochtes Rindfleisch, Schinken, Butter, Schmalz, Salz, schwarzes Hartbrot, Pemmikan, Fleischextract, Bohnen, Linsen, Erbsen, Graupen, Einbrennmehl und an 20 Flaschen Cognac. Die Hülsenfrüchte wurden an Bord gekocht, auf Deck dem Gefrieren überlassen, dann in Stücke geschlagen und zusammen in einen Sack geworfen.

Zur Bereitung der Mahlzeiten diente eine Kochmaschine mit einem 2½ Maß fassenden Kochtopf und als fast einzig verwendbares Brennmaterial Spiritus, wovon wir übrigens über 60 Flaschen mitnahmen. Holz oder Kohlen entziehen sich der Verwendung schon ihres Gewichtes wegen.

Die Equipirung war so vorsorglich als möglich eingerichtet und jede denkbare Vorsorge getroffen. Mit zwei Wollhemden, einem Stück Fell, das als Leibbinde die Haare nach einwärts auf das untere Hemd genäht wird, einer starken, am Unterleib mit Pelz besetzten Hose, einer mit Aermeln versehenen dicken Weste, zwei wollenen Unterhosen, drei Paar warmen Strümpfen, einem wasserdichten Seehundsrock, dessen Haare nach auswärts getragen werden und den Manche von uns ohne vordere Oeffnung durch das Halsloch über den Kopf anzogen, um besser

gegen Wind und Kälte geschützt zu sein, ferner einer gestrickten, eng anliegenden Haube, an welcher die Flanellmaske mit kleinen Oeffnungen für Augen, Mund und eingesetzte Nase befestigt wird, einer großen Pelzhaube, welche nur einen kleinen Theil des Gesichts frei läßt, einem Paar gestrickter Wollhandschuhe, welche innerhalb großer Pelzhandschuhe getragen werden, endlich einem Shawl — ist man vor Kälte geschützt. Die Kleidungsstücke sind mit großen Taschen aus Segeltuch versehen, eine derselben im Rock dient als beständig gefüllte Patrontasche.

Sengstacke erfror leider noch an demselben Tage den rechten Fuß gänzlich, — alle während der Nacht durch Schneereiben aufgewandte Mühe war erfolglos —, der Begleitschlitten mußte am folgenden Tage zurückkehren, ein großer Verlust für uns. Wir hatten mit möglichster Vermehrung unsers Proviants durch die Uebernahme vom andern Schlitten die Reise fortgesetzt, allein schon am 27. März hielt uns ein Schneesturm im Zelt zurück und am 28. März Nachmittags zerbrach der Schlitten, sodaß eine Kufe unter ihm liegen blieb. Der Schlitten wurde mit vieler Mühe reparirt, aber die heftigen Schneestürme, welche am 29. und 30. März wütheten, gestatteten uns nicht, das Zelt zu verlassen. — Solche Tage sind wol die furchtbarsten, welche man in Ostgrönland erlebt, und die Leiden einer Schlittenreise erreichen in ihnen ihr Maximum.

Ein Zelt wird natürlich binnen kurzer Frist verweht und im Innern desselben herrscht dann die bedrängteste Situation. Der Wind verringert den ohnehin schon beengten Raum noch mehr, indem er die Wände tief eindrückt. Durch das Gewebe, aus jeder Naht oder der kleinsten Oeffnung sprüht eine feine Schneekörnerflut und ergießt sich ununterbrochen wie Mehl aus der Mahlmaschine oder sammelt sich an der Innenfläche des Zeltes in anhaftenden Massen, die infolge zunehmenden Gewichts zu kleinen periodischen Lawinen werden. Stürme mildern die Kälte durch den Ausgleich mit der wärmern Luft über dem Meere, solange sie wehen, doch lassen sie mit seltenen Ausnahmen keine Eigenwärme im Zelt aufkommen, sodaß wir auch dann noch immer 8 bis 12° R. unter Null behielten.

Allmählich bildete sich eine zollhohe Schneelage auf dem Sack, in welchem wir das Aufhören des Sturmes abwarten mußten; wir schabten sie zwar mit dem Messer weg, doch bildete sie sich rasch von Neuem. In einigen Fällen begann dieser Schnee zu schmelzen, die Kleider zu durchdringen, und wie das Fell eines aus dem Wasser tauchenden Seehundes, so waren auch die Kleider der sich aus dem Sack Erhebenden völlig durchnäßt. Bei fortgesetzter Temperaturerhöhung schmolz auch der Schnee, auf dem man lag, der Sack wurde auch von unten naß und gefror am Schlitten in jene gefürchteten Falten.

Mit einem an Stumpfsinn grenzenden Gleichmuth wartet man in dieser Situation, dicht gedrängt, hockend, mit erstarrenden Händen die Handschuhe oder die Strümpfe ausbessernd, dem Gefrierpunkt nahe, vermummt, den Bart voll Eis, beengt durch ein Chaos gefrorener Kleidungsstücke und Stiefel oder durch die zusammengeschrumpfte Decke, und schlimmer als Alles — zuweilen fastend. Die Dauer der Reise, somit auch die Ausdehnung des zu durchforschenden Gebiets

hängen vom Proviantgebrauch ab. Entgeht daher dem Zweck der Reise ein Theil der Zeit durch Stürme, so läßt sich dieser Verlust trotz Hunger, Durst und Kräfteabnahme nur durch Reduction der Rationen einbringen, die dann oft in nichts Anderm als in einer dünnen Abendsuppe bestehen.

Der Kochtopf ist leck geworden, auf dem Sack bildet sich ein kleiner Teich, die Spirituslampe rinnt und wiederholt bedroht dieselbe das Zelt mit Feuersgefahr, dessen Vernichtung während des Sturmes das Werk eines Moments wäre. Der Koch klagt, verbrennt sich heute die Finger, die er gestern erfroren, — seine Thätigkeit ist einer unausgesetzten Kritik unterworfen, zu welcher der allgemeine Hunger reizt. Jedermann harrt des großen Augenblicks, in welchem das Essen bereitet ist, fröstelnd zusammengekauert ruft Einer wol in seiner Ungeduld aus: „Peter kakt et bald, du hest jo woll Snee in den Spiritus dahn?" worauf Peter antwortet: „Hol de Näse! Hest du nich töben leert?"

Alle Lebensmittel sind steinhart gefroren, selbst Cognac begann eines Nachts zu frieren, Büchsenfleisch oder Schinken wird mit dem Beil zerschlagen, Butter läßt sich unbedenklich in der Westentasche unterbringen, um während des Marsches gefroren genossen zu werden, — natürlich unter Verhältnissen, wo das Thermometer in der innern Rock- oder Hosentasche gewöhnlich — 6° bis — 10° R. zeigt.

Nach zwei in dieser Weise qualvoll verbrachten Tagen zogen wir am 31. weiter, passirten die Straße zwischen der großen Shannon-Insel und Hochstetter's Vorland, dessen Ende, Kap Oswald Heer, wir erst am 2. April erreichten, obschon wir in der letzten Zeit täglich 2 bis 3 deutsche Meilen zurückgelegt hatten. Wir waren somit an der Grenze des bisherigen Forschungsgebietes in Ostgrönland angelangt, der Halbinsel Haystack, welche von Clavering irrthümlich für eine Insel gehalten worden war, mit einem pyramidal aufsteigenden, 200—250 Meter hohen Gipfel, dessen Besteigung unter keiner Bedingung unterlassen werden durfte. Der Berg ist bis zu drei Viertel der Höhe mit erratischen Blöcken, welche zum Theil sehr jungen Formationen angehören, wie überschüttet und besteht wie die hohen Kämme der Küstenfront im Allgemeinen aus einem mit Amphibolit wechsellagernden, durch rothen Feldspath ausgezeichneten Gneis. Die karge Vegetation zeigte bereits junge Triebe. Von der Spitze aus gewahrt man nach Nord eine große Bai (Bessel-Bai) mit den Mündungen mehrerer Fjorde, nach Ost Nichts als Eis und das Nordende von Shannon mit den sanften Bogenschwingungen seiner Berge. Die rosigen, jäh abfallenden Massen der Koldewey-Inseln im Nordosten erschienen im Glanze der untergehenden Sonne als verkörpertes Märchen. Eine bläulich-grau beschattete unendliche Schneewüste lag zwischen ihnen und uns — zur Hälfte hatten wir sie bereits durchzogen. Im äußersten Süden winkten uns noch die heimatlichen Berge, durch die Entfernung und Erdrundung zu wenigen Minuten Bogenhöhe herabgedrückt.

Noch im Laufe des nachmittägigen Marsches waren wir einer Bärin mit zwei pudelgroßen Jungen begegnet, ohne sie zu Schuß zu bekommen, und am 4. April überfiel uns gar ein Bär Morgens im Zelt, mußte aber seine Frechheit mit dem Leben büßen. Er lieferte eine Kanne Fett (Brennmaterial für vier Tage) und

viel Fleisch, von dem wir sogleich roh genossen. Zum ersten Mal trat eine allgemeine Schlafsucht fast unüberwindlich ein und bald zog der Eine, bald der Andere mit geschlossenen Augen.

Durch Schneetreiben aus Nord am 5. festgehalten, überschritten wir am 6. den 76. Breitengrad und erreichten den flachen Bergfuß des Kaps Karl Ritter, welches die schöne, fjordenreiche, nach dem großen deutschen Astronomen genannte Bessel-Bai nördlich begrenzt. Den Strand bildete Glimmergneis wechsellagernd mit Amphibolit und durchbrochen von einem sehr grobkörnigen Ganggranit mit rothem Orthoklas, grünem Oligoklas und schwarzem Glimmer. Auf der Südseite des Kaps trafen wir zu unserer Ueberraschung nebst Knochenresten von Meerthieren Ueberbleibsel einstiger Eskimo-Wohnungen. Es waren Sommerzelte, markirt durch in Kreis gestellte Steine, unter welche man einst die Felle geschoben und durch eine Centralstütze aufgerichtet hatte.

Am Abend erreichten wir nördlich von Kap Peschel den südlichen Ausgang einer zweiten sehr großen Bai, der Roon-Bai, welche sich durch den wildesten Hochgebirgscharakter ihres in einzelne begletscherte Felsmassive gebrochenen Hintergrundes auszeichnet.

Allenthalben nahmen die Eisberge an Zahl wie an Höhe zu. Dieselben sind Gletscherabkömmlinge, welche sich durch ihre lichtgrüne Farbe, ihre scharfen klippigen Formen, besonders aber durch ihre Schichtung vor dem bläulichen, minder dichten, auf dem Meere gebildeten Schollenеis auszeichnen. Das Auftreten solcher Eisberge auf offener See erfolgt unregelmäßig, da die Vereisung der Baien die Communication der Fjorde mit dem Polarstrom oft für Decennien absperrt und die Eisberge dann mit dem Flächeneis zu einer Masse zusammenwachsen, bis eine anhaltende Temperaturerhöhung und Frühjahrsstürme die Auflösung des letztern und Befreiung der erstern herbeiführen.

Gerade nördlich vor uns erhob sich eine an 1000 Meter hohe imposante Wand, deren schalig gebogene Gneisbänke mit ihren farbigen, durch die Gesteinausscheidung bedingten Farbenabänderungen unter 15° Neigung nach Süden einfielen. Wir nannten diese prächtige, im Allgemeinen röthliche Wand das Teufelskap, und schon waren wir zu der Vermuthung geneigt, daß die grönländische Küste hinter demselben nach Nordwesten umbiege und vielleicht mit dem Smith-Sunde in Verbindung trete. Allein gegen Abend enthüllten sich aus der bedeckten Luft in großer Ferne nach Norden neue mächtige Felsgebirge mit vorgeschobenen Inseln. Es ließ sich nicht mit Bestimmtheit erkennen, ob wir es hier mit einer insularen Auflösung überhaupt oder mit einer ungeheuern Bai zu thun hatten.

Unser neuer nordöstlicher Kurs brachte uns noch am 7. April Abends in eine ausgedehnte Wüste mit losem Schnee von zunehmender Tiefe, welche unser Fortkommen plötzlich lähmte. Nebensonnen mit doppelten Ringen, welche in äußerst effectvoller Entwickelung Nachmittags über den Felskolossen der Roon-Bai schwebten, ließen uns ungünstige Witterungsverhältnisse erwarten.

Die Nebensonnen, eine namentlich auf Frühjahrsschlittenreisen häufig zu beobachtende Erscheinung, entstehen durch die Refraction des Sonnenlichtes in den

in höhern Luftschichten schwebenden Eiskrystallen. Oft zeigt das Phänomen nur Andeutungen. Die Nebensonnen bilden sich zuweilen zu doppelten Ringen (Höfen) um die Sonne, mit farbigen Bogenstücken außerhalb, auch mit lichten, von der Sonne ausgesandten, horizontalen Streifen, aus. Die rothe Farbe ist stets im Innern dieser Bogen, nach außen zeigen sich Uebergänge in Blaßgrün und in ein sehr lichtes Himmelblau. Diese Erscheinung wird von einem intensiven Gelb im Innern des ersten, von einem Gelbgrau innerhalb des zweiten Kreises begleitet und findet nur bei einem gelben, dunstigen, mit horizontalen verwaschenen Stratis leicht bedeckten Himmel statt.

Am 8. April setzten wir unsere Reise während eines Schneegestöbers fort; das Teufelskap, nur eine deutsche Meile fern, erschien in matten Umrissen wie durch einen dichten Vorhang. Der Schnee, in welchen man trotz der großen Kälte immer tiefer einbrach, wurde uns so hinderlich, daß wir trotz der zweckmäßigsten Aenderung der Zugordnung zu einer deutschen Meile sechs Stunden brauchten und die Querhölzer des Schlittens förmlich als Pflüge wirkten. Bei der zunehmenden Dysenterie wurde der Verlust der Opiumflasche um so empfindlicher.

Nach beendigtem Tagemarsch, in der Regel bei eingetretener Finsterniß, wählt man eine geeignet scheinende Stelle des Strandes oder irgendeine Eisfläche zur Lagerstätte. Kleinere Schneelagen werden mit dem Fuße weggestreift, scharfkantige festgefrorene Blöcke mühsam beseitigt, größere manchmal mehr als 100 Schritte weit hergeschleppt, um die Zeltstricke daran zu befestigen u. s. f., eine Arbeit, die bei einer Temperatur von — 12 bis — 20° unter Null, besonders wenn Wind hinzukommt, immerhin einige Ueberwindung erfordert. Nachdem der Schlafsack im Innern des Zeltes ausgebreitet, das Privatgut geordnet, vom Koch der Kessel mit Schneeblöcken vollgestopft, die Lampe angezündet und die Abendration ausgetheilt ist, darf das Nachtquartier auch von den andern Gefährten, welche bei der durch den tiefen Sonnenstand rasch gesteigerten Kälte außerhalb, mittlerweile umherlaufend, empfindlich froren, bezogen werden.

Hat nun die Gesellschaft die Plätze im Zelt eingenommen, dann werden dessen Oeffnungen mit Haken geschlossen und die Vorbereitungen für die Nacht getroffen.

Wechselseitig werden die an die Strümpfe angefrorenen steifen Segeltuchstiefel, welche nun die Kopfpolster zu bilden bestimmt sind, mit der Hand aufgethaut, mühsam losgerissen, darauf die schneebereiften Strümpfe abgeschabt, ausgezogen, auf der Brust verwahrt, um sie durch die einzig disponible Wärmequelle — die Eigenwärme — zu trocknen und am folgenden Tage in gleicher Weise wieder in Verwendung zu bringen.

Endlich haben sich Alle in den Schlafsack hineingezwängt. Jeder liegt theilweis auf seinem Nachbar und harrt, auf den bescheidensten Raum beschränkt, auf das Abendbrot.

Doch erst nach einer Stunde ist der starre, harte Schnee in der Kochmaschine geschmolzen, nach einer zweiten ist das Abendmahl fertig, — gierig und möglichst heiß wird es genossen. Die Dampfentwickelung während des Kochens, welches

während der größten Kälte jedesmal eine Flasche Spiritus (1 Pfund) in Anspruch nimmt, macht, daß man wie in einem Dampfbade von seinem Nachbar kaum Etwas sieht, die Zeltwände gänzlich durchnäßt werden, die Temperatur innerhalb momentan bis + $1^1/_2$ bis 2° R. steigt, die Feuchtigkeit der Decken und Kleider durch die Condensation des Wasserdampfes auf den Reif, womit sie bedeckt sind, zunimmt, die Oeffnung der Zeltthüre sofort Schneefall herbeiführt und daß nach Beendigung des Kochens Alles vereist oder mit einer dicken Schneekruste belegt wird.

Es ist 8 oder 9 Uhr geworden, die geringe Ration einer aus Hülsenfrüchten und etwas gekochtem Rindfleisch bereiteten Suppe ist nicht im Stande, den täglich wachsenden Hunger zu stillen.

Der Schlaf soll ihn ebenso vergessen machen wie den brennenden Durst. Nur besondere Ausnahmefälle gestatten es, bei dem kargen Spiritusvorrath ein kleines Extraordinarium an Wasser zu bereiten.

Zuletzt hat sich auch der Koch, nachdem er den Kessel ausgekratzt, einen Platz im Schlafsack erobert, die größte Dichtigkeit seiner Bevölkerung ist also erreicht. Die Seitenlage ist die einzig mögliche — heute liegen Alle links, morgen Alle rechts —, Sondergelüste, wie z. B. Rückenlage, erfahren gemeinsamen Protest ebenso wie jede nachfolgende Bewegung, sobald der Zustand der allgemeinen passiven Versunkenheit oder Erstarrung stillschweigend angenommen wird. Aus acht Menschen ist ein einziger Klumpen geworden.

In der Regel wird Morgens gegen 5 Uhr aufgebrochen, der dünne schwarze Kaffee, mit eiskaltem Brotstaub, der seine erwärmende Eigenschaft fast vernichtet, zu einem Brei vermengt, wird eingenommen, dann folgt das ebenso lästige als umständliche „Klarmachen" der Kleidung, um auf jeden Witterungsgrad gefaßt zu sein. Die gefrorenen Stiefel müssen mit der Hand erst aufgethaut, ihre Falten, ihr Inneres gleich jenem des steif gewordenen, biegsam zu klopfenden Zeltes vom Schnee befreit werden. Dieselbe Behandlung erfährt der Schlafsack, welchen wir als Zeichen unsers Abscheues und wegen seiner durch die Beeisung täglich wachsenden Last „das Walroß" nannten.

Die durchnäßte Seehundskleidung gefriert im Freien sofort und Feuchtigkeit condensirt sich an den Haaren in dichten Frostblüten. Einer oder der Andere reibt sich mit geschabtem Schnee das Gesicht ab, um die Augen zu erfrischen — eine andere Art, sich zu waschen, verbietet der Wassermangel. Nach jedem Schneesturme müssen Schlitten und Zelte ausgegraben, muß der Inhalt mühsam gereinigt werden.

Ungefähr nach zwei Stunden ist alles dies geschehen, die Zugstränge werden mit Befriedigung aufgenommen — als sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Erlösung von der Pein des Nachtlagers —, der angefrorene Schlitten wird losgerissen, die Reise fortgesetzt.

Am 9. April Abends erreichten wir nach einem ermüdenden Marsche eine an 200 Meter hohe Inselgruppe, die Orientirungs-Inseln, in der Mitte der großen Dove-Bai und bestiegen den höchsten Gipfel derselben, um die Landesgliederung

und die einzuschlagende Reiserichtung zu erforschen. Der Anblick von der Höhe aus verschaffte uns die Gewißheit, daß aus derselben nur durch die engen Straßen im Norden der Koldewey-Inseln nach der äußersten Küstenlinie zu entkommen sei.

Ueberall war das Gebirge von außerordentlicher Schönheit, meilenbreite zerrissene Gletschercascaden zogen von dem an 1500 Meter hohen Schneeplateau im Nordwesten von uns herab. Eisberge von ungeheuerer Höhe, die wir deshalb anfänglich für Inseln hielten, lagen innerhalb der weiten Bucht eingeeist.

Am 10. April hielten wir fast östlich die Richtung nach dem Nordende der nördlichsten Koldewey-Insel ein; heftiges Schneetreiben bei bedeckter Luft, zunehmende Schneeblindheit und Schlafsucht lähmten die Kräfte Aller. Fast den ganzen Tag hindurch hielten wir das durch die Fata Morgana erzeugte Bild eines Landes für Wirklichkeit.

Die höchst ungleiche Erwärmung, also ungleiche Dichtigkeit der Luftschichten über dem Eise gibt ferner Veranlassung zu den seltsamsten, geradezu fratzenhaften Verzerrungen des Landes (Refraction), welche die Strahlenbrechung erzeugt, und ermöglicht die Sichtbarkeit von noch unter dem Horizont gelegenen Objecten.

Schon während der Schiffahrt im Packeise 1869 hatten wir die überraschendsten Refractions-Erscheinungen: säulenartiges Emporwachsen der Eisgruppen, oft den Ruinen einer Stadt vergleichbar, rings vom Eise eingeschlossene Wasserbecken, die noch unter der Kimmung lagen, und einmal ein Schiff, das viermal übereinander zu stehen schien, wahrgenommen.

Noch interessanter sind die Wirkungen der Refraction auf das Bild des Landes. Bald erscheinen entlegenere hohe Inseln ohne Entstellung ihrer Contouren, doch wie auf einem 300 Meter hohen Sockel aufgestellt, oder aus vollkommenen Kegelbergen werden Quaderformen, die Linien der Kämme nehmen eine furchtbare Wildheit an, jeder Gipfel droht umzufallen oder die verzerrten Bilder gewinnen rasche Beweglichkeit, wachsen zu doppelter Höhe oder aber sie schaffen das scheinbar untrügliche Bild eines Landes, welches allerdings existirt, doch nicht dort, wo man es wahrnimmt (Fata Morgana). So geschah es, daß wir unter dem 77. Breitengrade fast einen ganzen Tag hindurch einem Lande zumarschirten, dessen Einzelheiten, wie Schneerinnen, Felszüge, wir alle unbestreitbar erblickten und constatirten, — doch als wir Abends aus dem Zelte traten, war es verschwunden.

Zu den Unannehmlichkeiten einer polaren Schlittenreise gehört auch die Monotonie der Existenz. Ein beschränkter Ideen- und Wünschekreis, wie er dem engbegrenzten Horizont des Lebens in der Polarwelt entspricht, ist ebenso rasch erschöpft, wie das Auge durch die Unverrücktheit der Landschaften ermüdet.

Die Conversation von Männern, die vorgebeugt in den angespannten Zugsträngen liegen, kann gewiß nicht animirt sein. Das Rauchen vereitelt der Frost, die Pfeifen frieren ein. Unausgesetzt währt der Kampf mit dem Wärmeverlust und in hundertfacher, beständig abweichender Weise macht sich das Kältegefühl geltend. Bald erstarrt das Kinn, tritt ein schmerzhaftes Spannen der Stirn oder ein heftiges Stechen des dem Winde zugekehrten Nasenflügels ein oder man

läuft Gefahr, die Ferse, die Fußspitzen oder die Hände zu erfrieren. Die Gesichtshaare, selbst die Augenwimpern bereifen sich, ja verschließen das Auge oft ganz und jede erfrorene Stelle des Körpers muß sofort bis zum Eintritt einer prickelnden Erwärmung mit dem bimssteinartigen Schnee gerieben werden.

Der Schlitten gleitet in hohen, bald heiseren, bald klingenden Tönen über die harte Schneedecke hinweg, aus denen man bis zu einem gewissen Grade die jeweilige Kälte errathen kann. Dort, am nächsten Felskap, hinter dem sich das Schiff dem Blicke verbirgt, kehren die zurückbleibenden Genossen, welche den zweitweilig Verbannten das übliche Geleit gegeben, heim. Bald sind die Cigarren, mit welchen Jedermann die Reise introducirt, und die Flasche Schmelzwasser, eine Gabe, welche man dem Wohlwollen des Schiffskoches verdankt, überwundene Standpunkte. Allmählich erlangt Jeder dem rauhen Gebläse gegenüber ein temperatives Gleichgewicht durch das Ziehen des Schlittens; die Colonne, in drei Reihen mit convergirenden Zugsträngen abgetheilt, gewinnt nun jenen Takt des Automaten, jenes Tempo der Resignation, welche mit dem Einfrieren des bescheidensten Wunsches identisch ist.

Zunächst wird das Auge durch den Lichtreiz der weißen Flächen, durch den Abgang eines Maßstabes zur Beurtheilung der Entfernungen und durch die Eintönigkeit der Landschaft gequält. Zehn bis funfzehn deutsche Meilen entfernte Küstengebirge behält man tagelang im Auge. Aus unbedeutenden Erhebungen über die endlosen Schneeflächen wachsen im Lauf der Stunden stattliche Eisberge empor, hinter deren Leiber sich ungeheuere Schneewehen geflüchtet haben. Als zweites, rasch gesteigertes Uebel tritt der Durst auf; fast neun Monate im Jahre mußte der gesammte Wasserbedarf durch Schmelzen von Eis gewonnen werden. Die trockene kalte Luft veranlaßt schon nach kurzem Aufenthalt in derselben eine belästigende Trockenheit der Luftröhre und des Mundes, weil die sehr kalte, folglich nur wenig Feuchtigkeit enthaltende Luft ein-, dagegen warme und mit Feuchtigkeit vollständig gesättigte wieder ausgeathmet wird.

Weitere Schwierigkeiten bilden die wechselvollen Schlittenbahnen. Bald ist der tief die Oberfläche des Eises bedeckende Schnee felsenhart gefroren, der Schlitten schleift dann kreischend wie über Bimsstein fort, stemmt sich an den geringsten Hindernissen, so z. B. an den von den Stürmen schneidig berandeten, gleichsam ausgehobelten Wogen, welche wir Holzschnee nannten; selten ist er glatt und hart wie Elfenbein. Bald sind es tiefe Lager feinen Schneepulvers, bald bricht man wieder schrittweis bis zum halben Schenkel ein, dann muß die Last abgeladen und getheilt fortgeschafft werden, oder der Schlitten durchbricht das junge Eis, sinkt oder zerbricht an Spalten und Absätzen, oder aber man versinkt in Schneesümpfen, welche nach entsprechender Temperatursteigerung sich durch die Schmelzwasser des Landes und die am Küstenrand übertretende Flut bildeten.

Schwierig ist das Einhalten des Kurses, sobald die Schneeflächen mit jener eigenthümlichen, wenig hohen Nebelschicht überdeckt sind, welche im Frühjahr allerdings nur selten aufzutreten pflegt. Es ist dann gleichwie bei einem heftigen Schneegestöber oft nicht anders möglich, als nach dem Kompasse zu gehen, und

nur zuweilen kann diese ermüdende Weise durch die Benutzung momentan sichtbarer Eisberge als Directions-Objecte unterbrochen werden.

Am 11. April setzten wir Morgens bei einer Kälte von 26,4° unsern Weg innerhalb der Dove-Bai fort und gelangten an das Ziel unserer eigentlichen Schlittenreise, — in eine von einem 380 Meter hohen, östlich gelegenen Plateau begrenzte Bai, die wir Sturmbai zu nennen begründete Ursache hatten. Das Kap, welches die Dove-Bai östlich begrenzt, nannten wir Kap Bismarck (76° 47′).

Am 12. April erstiegen wir dieses Plateau während eines heftigen Schneetreibens, welches eine größere geographische Ausbeute verhinderte. Zum Zelt zurückgekehrt brach ein wüthender Sturm los, während dessen eine dichte Flut frischen Schnees niederfiel und der drei Tage lang andauerte. Während dieser Zeit aßen wir des bereits bedrohlich geschwundenen Proviantvorraths wegen fast gar Nichts. Kaum je wurde die Fastenwoche (14. April, Gründonnerstag) strenger eingehalten als diesmal von uns.

Erst am 15. April konnten wir wieder das Zelt verlassen, das dreitägige Stillliegen in demselben hatte unsere Kräfte aufgerieben; ermattet, hungernd und durstend versuchten wir nun mit Zurücklassung des Schlittens nach Norden vorzudringen.

Wir hatten den 77. Breitengrad überschritten! Wie so manchem unserer Vorgänger trat auch unserm sehnsüchtigen Verlangen, den Schleier über den Zusammenhang der arktischen Welt zu lüften, das gebieterische „Bis hierher und nicht weiter" entgegen; wie so Viele vor uns erreichten auch wir unser Ziel weit hinter jenem, welches der kühne Flug der Phantasie erwartet, und standen nach unendlicher Mühsal an dem äußersten Ende unserer Reise, vergeblich ausspähend nach der Lösung so vieler Räthsel, welche die Wissenschaft von uns erwartete.

Ein feierlich ernstes Gefühl ergreift selbst den nüchternsten Menschen, wenn sein Fuß einen noch jungfräulichen Boden betritt und sich vor seinem Auge der Anblick einer Welt entrollt, auf der noch niemals — seit Urbeginn aller Zeiten — der Blick eines Europäers geweilt.

Die Frage, in welcher Richtung sich Grönland weiter erstreckt, konnte durch unsere Reise keine Erledigung finden. Bis zum fernsten Horizont war das Meer mit einer soliden, völlig geschlossenen Eisdecke überzogen. Die äußere Küstenlinie erstreckte sich in ungefähr nördlicher Richtung weiter, nach Nordwesten schlossen hohe begletscherte Bergreihen schon in einer Entfernung von wenigen Meilen die Aussicht.

Kapitän Koldewey bemerkt: „Wir stellten noch das Fernrohr des Theodoliten auf einen entfernten Eisblock ein und ließen dasselbe eine Zeit lang stehen, um eine etwaige Bewegung des Eises zu constatiren; der Eisblock blieb indeß während der Zeit unverrückt an seiner Stelle, wie auch kaum anders zu erwarten war, da das schwere Meereis ganz fest mit dem Landeise zusammengekittet schien. Mit der Ueberzeugung, daß vielleicht nie, oder nur in ganz besonders günstigen Jahren an dieser Küste mit Schiffen vorwärts zu kommen ist, trat ich den Rückweg an; das Eis machte ganz den Eindruck eines für die Ewigkeit gebauten Bollwerks.

Mit Schlitten läßt sich indeß, wenn die Ausrüstung dazu eine vollkommene ist und die Kräfte der Expedition lediglich und allein darauf verwandt werden, noch beträchtlich höher, über den 80. Breitengrad hinaus, kommen."

Die Norddeutsche und die Oesterreichische Flagge wehten im leichten Nordwind in stiller Eintracht nebeneinander. Wir errichteten einen Cairn (Steinpyramide), und deponirten in demselben eine Dose mit einem kurzen Reisebericht. Dieses Document lautet: „Diesen Punkt, der auf 77° 1′ nördl. Breite und 18° 50′ westl. Länge von Greenwich liegt, erreichte die Deutsche Polarexpedition zu Schlitten (die letzten drei deutschen Meilen zu Fuß) vom Winterhafen auf Sabine-Insel nach einer Abwesenheit vom Schiffe von 22 Tagen. Die Stürme, die während acht Tagen ein Stillliegen im Zelte nöthig machten und die theilweise großen Schwierigkeiten des Weges wie der eintretende Mangel an Proviant verhinderten ein weiteres Vordringen. Die Küste, die nach Osten zu schroff abfällt, erstreckt sich in einem Plateau von etwa 1500 Fuß weiter nach Norden. Das Meer, soweit man sehen konnte (etwa 12 deutsche Meilen), bot nur eine einzige ununterbrochene Eisfläche dar. Das Landeis, welches gänzlich ohne Höcker ist und allem Anschein nach mehrere Jahre festlag, erstreckte sich mindestens zwei deutsche Meilen von der Küste. Das Wetter war sehr klar, vorzüglich nach Osten über See, wo auch weiterhin kein Anzeichen von Wasser zu bemerken war.

Charfreitag, 15. April 1870.

Karl Koldewey, Commandant der Expedition. Julius Payer, Oberleutenant.
Th. Klentzer, Peter Ellinger, Matrosen."

Wir feuerten noch neun Schüsse ab und traten dann um 3½ Uhr Nachmittags unsern Rückweg zum Zelte an.

Aus der höchst kritischen Lage, welche der Proviantmangel für die Rückreise herbeiführte, waren wir inzwischen durch ein außerordentliches Glück befreit worden. Es war nämlich den beim Zelte Zurückgebliebenen gelungen, zwei Moschusochsen zu erlegen, welche sie uns bei unserer Wiederkehr triumphirend zeigten. Mühevoll gesammelte Weiden gewährten einen willkommenen Zuwachs an Brennmaterial, diesem verdankten wir etwas Wasser — im Verein mit dem Fleische eine luxuriöse Mahlzeit. Fast sämmtliches Fleisch wurde von den Thieren geschnitten und auf den Schlitten geladen. Dieses sowol wie der Zuschuß, den ein wenige Tage darauf erlegter Bär lieferte, reichten eben bis zum Schiffe aus. Allmählich hatten wir uns daran gewöhnt, Fleisch roh und zwar sofort nach dem Erlegen zu genießen, denn wenn man sich auch Anfangs dagegen sträubt, ebenso wie gegen Haarbüschel, Wolle der Decken mit Kaffee, Brotstaub, Pfeffer, Wachholderbeeren, Reste von Bärenfett, gefrorener Butter mit dem im Kessel angefrorenen Suppenrest des letzten Mahles vermischt hinunterzuschlingen, so lernt man sich doch später dem Zwange des Erhaltungstriebes willig fügen.

Am 16. durch einen Schneesturm bis Nachmittag aufgehalten, ging unser Rückweg bis zum Kap Helgoland schweigend und langsam vor sich. Unterhalb desselben gelangten wir in die große Schneewüste südlich der Dove-Bai. Wir durchwateten sie während der Osterfeiertage, indem wir Schritt für Schritt durch

die nur an der Oberfläche etwas überkrusteten Schneefelder bis zum Schenkel einbrachen, und konnten trotz der größten Anstrengung nur ganz kleine Tagemärsche zurücklegen. So ging es fort bis zum 19., wo sich die Bahn wesentlich zu bessern anfing; passirten am 21. Kap Peschel, nachdem uns am Tage zuvor ein erlegter Eisbär durch sein Fett aus der steigenden Noth an Brennstoff befreit hatte. Am 22. April überfiel uns ein Bär während des Ziehens und wurde erlegt. Darauf hatten wir ein sturmähnliches Schneetreiben auszuhalten, das uns indeß nicht mehr am Fortkommen hinderte, da wir den Wind nun im Rücken



Ueberfall durch einen Eisbären.

und aus den geleerten Proviantsäcken ein Schlittensegel genäht hatten, welches uns die Arbeit nicht wenig erleichterte. Ja, eine Strecke weit half dasselbe dermaßen, daß wir den Schlitten dann und wann laufend und mäßig ziehend vorwärts brachten.

Das Schneetreiben hielt auch den 23. April hindurch an, sein erstarrender Einfluß wurde durch einen einstündigen ungeschützten Aufenthalt bei der Halbinsel Haystack erhöht.

Eine Beobachtung, die wir gerade jetzt wieder bei dem Schneetreiben wiederholt machten, verdient noch Erwähnung. Wenn man nämlich in solchem starken

Schneetreiben draußen ist, so hat man vollständig das Gefühl, als ob man ersticken sollte, als ob der Schnee den Athem mit Gewalt zurückhielte und bis tief in die Lunge hinab vordränge. Dieses Gefühl ist natürlich stärker, wenn man das Gesicht dem Winde zukehrt, es bleibt aber auch noch höchst empfindlich, wenn man den Wind im Rücken hat. Wind ohne Schneetreiben hat diese Wirkung nicht. So Auffallendes diese Erscheinung auch haben mag, sie ist oft und vielseitig unter uns beobachtet worden.

Die Temperatur war in den letzten Tagen auf — 13° bis — 14° R. gestiegen, am 24. und 25. April fiel sie wieder auf 20° herab.

Einer der Matrosen, der Frankfurter Peter Ellinger (Hans genannt), der tüchtigste und unersetzlichste Gefährte, hatte durch übermäßige Anstrengung und durch den Frost in bedenklicher Weise gelitten, und so verließ Payer mit demselben den Schlitten, um das Schiff und den Doctor daselbst sobald als möglich zu erreichen.

Es war Mitternacht (26. April), als unsere Quartiermacher nach $21\frac{1}{2}$stündigem Marsche beim Schiffe ankamen. Ein schwarzes Gesicht tauchte verwundert aus der Oeffnung des Maschinenhauses empor, es war jenes des Maschinisten Kranschner, welcher eifrigst beschäftigt war, die Maschine für die Sommerfahrt in Stand zu bringen. Die ungewohnten Tritte auf Deck riefen die Herren Copeland, Börgen und Pansch bewaffnet herauf, und wie unter Menschen, welche Jahre und die ungleichartigsten Erlebnisse trennten, so war auch dieses Begegnen von dem gespanntesten Interesse begleitet. Sofort brach Sengstacke mit einigen Begleitern auf, ging dem Schlitten auf Wunsch Kapitän Koldewey's mit Proviant entgegen, und am folgenden Tage (27. April) kehrte er mit diesem und den Uebrigen zum Schiffe zurück. — Die Gesammtlänge dieser Schlittenreise schätzt Payer auf ca. 80 deutsche Meilen.

Es liegt Gefahr darin, nach einer solchen Unternehmung ohne allmählichen Uebergang unter ein geheiztes Obdach zu treten. In der Kajüte angekommen, drang das Blut mit Wallung an die Peripherie des Körpers. Welche Wonne bot das Schiff für uns! Eine Kajüte, — die nun zu einer Tischlerwerkstatt umgewandelt worden war — in der man aufrecht stehen, Kisten, auf die man sich setzen konnte, hier durfte man sich nach fünf Wochen wieder einmal ausziehen, hier winkten eine Koje mit Matratze und Decken anstatt des Schlafsackes. Die größte Anstrengung erforderte die Sättigung. Vier Stunden aßen wir ohne Unterlaß von allem, dessen wir habhaft wurden: große Stücke gebratenes Bärenfleisch, Speck, Kraut, Schiffszwieback, Brot, Butter, Käse, tranken Wein, Chocolade, schwarzen Kaffee u. s. w.

Nur durch das äußerste Ertragen von Hunger und Durst, den möglichsten Abbruch an Schlaf ist der arktische Reisende im Stande, hohe Breiten zu erreichen. Seine Kräfte nehmen schon nach wenigen Wochen in hohem Grade ab, seine Rationen schmälert er unausgesetzt, die zu ziehende Last scheint sich zu vermehren, die nächtliche Durchkältung, die durch unzureichende Nahrung gestörte Verdauung, die Kälte u. s. w. führen zu körperlicher Verstimmung oder zu Krankheit. Insbesondere wirkt die Dysenterie belästigend. Die Zunge ist von der oft siedend

heiß genossenen Nahrung mit Beulen bedeckt. Die beständige Abwechselung von Nässe und Frost führt zum Wundwerden der Glieder, die Entbehrung zum äußersten Verfall, die Zerstörung der Kleidung, die Vereisung des Schlafsackes im Innern zu andern schweren Uebelständen, — zuletzt gingen wir fast alle nur noch in zerrissenen Strümpfen. Wer nach einem mehrtägigen Schneesturm aus dem Zelte trat, fühlte die Ermattung eines Reconvalescenten. Zu diesen Uebelständen gesellt sich die Schlafsucht, welche Manche dermaßen überwältigt, daß sie mit geschlossenen Augen, im halbwachen Zustande zogen oder während der kurzen Pausen in den Schnee und sofort in tiefen Schlaf sanken. Natürlich mußten sie sofort geweckt werden, um dem Erfrieren vorzubeugen.

Diese Darstellung einer unserer fünf Schlittenreisen, welche zusammen drei Monate ausmachten, wird die Frage veranlassen, ob denn alle die geschilderten Entbehrungen auch durch entsprechende wissenschaftliche Ergebnisse belohnt worden seien? Dies war der Fall. Die Entdeckung eines sich über mehrere Breiten- und Längengrade ausdehnenden Landes, welches wir König-Wilhelms-Land nannten, die Erreichung des nördlichsten Punktes, zu dem man bisher in Ostgrönland vorgedrungen war; die durch die geodätischen Arbeiten erlangte Gewißheit, daß einer künftigen Gradmessung keine unüberwindlichen Hindernisse im Wege stehen würden; die Bereicherung der geologischen Kenntnisse unsers Erdballes; die Auffindung imposanter Gletscher; der Nachweis, daß das Land völlig unbewohnt sei, dürfen als werthvolle Erfolge betrachtet werden.

Nach zehntägiger Rast hatten sich unsere an Dysenterie, Krämpfen und rheumatischen Uebeln, den Folgen der kürzlich beendeten Reise, leidenden Kranken einigermaßen erholt; — ein Grund mehr, keine weitere Zeit zu verlieren, obgleich wir genöthigt waren, den noch immer marschunfähigen Klentzer und leider auch den wackern Ellinger beim Schiff zurückzulassen.

Die Hoffnung, schneefreies Eis, welches wir im vergangenen Herbst im Fligely-Fjord gefunden hatten, auch diesmal anzutreffen, bestimmte uns, durch diesen den Weg nach der Ardencaple-Bai zu wählen. Die Scheu vor einer Wiederholung des vor Kurzem durchgemachten Hungerleidens führte dahin, daß wir uns so viel Proviant aufbürdeten, als nur immer fortzuschaffen war.

Drei Hinterlader und hundert Patronen bildeten unsere Bewaffnung; Theodolit, Aneroid und Thermometer die Instrumente, 30 Flaschen Spiritus und 60 Pfund ausgeschmolzenes Walroß- und Bärenfett den Brennstoff. Neun Flaschen Ingwer wurden, in eine Blechkanne gefüllt, gleichfalls mitgenommen. Unsere Kleidung hatten wir erleichtert und von jedem Pelzwerk befreit.

Reisen zu Ende des Frühjahrs haben im Vergleich mit jenen zu Anfang desselben, einen völlig verschiedenen Charakter. Hatte man früher durch Frost zu leiden so geschieht dies jetzt durch die strahlende Sommerwärme, wenngleich das Thermometer im Schatten noch immer unter dem Gefrierpunkt steht. Höchst belästigend wirkt auch das von den Schneefeldern reflectirte Sonnenlicht. So stieg die Temperatur auf der nun folgenden Reise im Zelt während des Tages am 9. Mai auf + 8,8° R.; am 10. Mai auf + 14,8° R. und am 26. Mai auf

+ 20° R. Wir wurden in demselben gleich wie in einem über Feuer gestellten Topfe förmlich gedünstet. Die bisher steinharten Schneefelder verwandeln sich Ende Mai und Anfang Juni in Schmelzwassersümpfe, deren ohnedies so mühevolle Passirbarkeit durch das übertretende Flutwasser noch mehr erschwert wird. In den ersten Maitagen ließ die strenge Kälte nach; die Temperatur stieg auf 8°—16° R. unter Null, die Sonne ging nicht mehr unter; die Stürme hatten fast plötzlich aufgehört.

Wir konnten uns daher keine günstigeren Reisebedingungen wünschen als wir am 8. Mai, fünf Mann stark (Tramnitz, Herzberg, Wagner, Mieders und Payer), aufbrachen, und von den Zurückbleibenden, bis zum nächsten Kap geleitet, von dannen zogen.

Die nicht mehr untergehende Sonne gestattete uns jetzt unabhängig von der Tageszeit zu reisen, weshalb wir erst am Morgen des 9. Mai (— 15,2° R.), nachdem wir die Westküste der die Insel Sabine vom Festland trennenden Clavering-Straße erreicht hatten, dem Kronenberg gegenüber unser Lager aufschlugen.

Tags schliefen wir und Nachmittags setzten wir die Reise fort. Der Schnee wurde tiefer und tiefer, nur mit großer Anstrengung brachten wir den Schlitten weiter. Am 10. Mai (— 7,4° R.) kamen wir, nach einem vierstündigen Marsche, kaum eine halbe deutsche Meile vorwärts. Diese Strecke waren wir Schritt für Schritt tief in den Schnee eingesunken; nur „aussingend"[1] hatten wir den Schlitten ruckweise weiter gebracht, ein Verfahren, welches deprimirender als irgendein anderes Ungemach wirkt. Doch die Aussicht, im Fjorde, jenseits einer zwei und eine halbe deutsche Meilen breiten Schneewüste, welche wir noch zu durchwandern hatten, auf günstigere Verhältnisse zu treffen, belebte unsere Hoffnung, und in der That trafen wir auf eine gute Bahn, als wir am Abend des 10. Mai (— 5,6° R.) nach dem Kap Hamburg, an der Mündung des Fligely-Fjords, aufbrachen. In der Regel vermochten wir jetzt binnen fünf Minuten über 260 Schritt zurückzulegen.

Abends zogen wir weiter (— 7,9° R.); doch schon mit den nächsten Schritten steigerten sich die Schwierigkeiten fast bis zur Hoffnungslosigkeit. Der Fortgang nahm von 70 Schritten in der Minute auf 20 ab, und zuletzt blieben wir geradezu stecken. Der Schlitten versank förmlich im erweichten Schnee, und war durch Curven, selbst von großem Radius, kaum noch zu bewegen. Wir selbst sanken in denselben während der nun folgenden dreitägigen ungeheuern Anstrengungen Tritt für Tritt bis zum halben Schenkel ein. Daß unter solchen Umständen die Fortschaffung des Schlittens keine leichte Aufgabe war, bedarf wol keiner Erwähnung. Tagelang erscholl am Fuße der Wände der monotone Ruf des „Aussingenden".

Der helle Lichtglanz der weißen Flächen wirkte, bei der tödlichen Erschöpfung der Reisegesellschaft, wahrhaft sinnverwirrend. Das Gepäck vermochten wir nur

---

[1] „Aussingen", ein seemännischer Ausdruck, bezeichnet einen Gesang von auffallendem Rhythmus, in dessen Takt die Mannschaft ihre Kraftanstrengungen gleichzeitig ausübt.



S. 184. Schlittenziehen durch tiefen Schnee.

zur Hälfte oder zum dritten Theile fortzuschleppen; wir waren daher genöthigt, denselben Weg drei bis fünfmal zurückzulegen. Alle zehn Schritte mußte der versinkende Schlitten förmlich ausgegraben werden; ja die von uns durchzogene Strecke glich einem tiefen Schneehohlwege. Immer wieder lagen wir im Schnee, um „auszuschnaufen“, und als dieser noch weicher wurde, und das am Küstensaume hervorgetretene Flutwasser seine tiefern Schichten in einen sülzeartigen Schmelzwassersumpf verwandelte, blieb uns nichts anderes übrig, als fortgesetzt liegend, oder vielmehr knieend, und mittelst Aufstützens der Hände in den Schnee zu ziehen. Da wir auf diese Art täglich nur wenige hundert Schritte vorzudringen, und mit einem Büchsenschuß unser jeweilig letztes Nachtlager zu erreichen vermochten, so schien es uns fast unmöglich, das Land zu gewinnen, obgleich wir uns seiner Küste bis auf eine halbe Seemeile genähert hatten.

Nach einer kurzen Rast im Zelte sahen wir zu unserm Schrecken drei Bären bei dem ca. 800 Schritte vorausgeschafften Gepäck beschäftigt, die sich indeß durch einige Flintenschüsse verscheuchen ließen, wobei wir die unglaubliche Behendigkeit bewunderten, mit der sie sich durch den grundlosen Schnee arbeiteten.

Als wir an dem Orte der befürchteten Verwüstung anlangten, fanden wir vom Kasten des Theodoliten die Tragriemen abgerissen; die Bären hatten ein Stück Zucker und 1½ Pfund Käse, unsern ganzen Vorrath an diesen Luxusartikeln, ebenso alle Stearinkerzen verschlungen, und das Brot umhergestreut; dagegen hatten sie den Flaschenmund der Ingwerkanne zum Glück nur platt gebissen, bevor sie dieselbe umwarfen, und der Spirituskanne, außer dem Ausziehen des Korkpfropfes, nichts weiter zu Leid gethan. Wäre letztere nicht durch einen besondern Zufall in stehender Lage geblieben, so wären wir unsers ganzen Spiritusvorrathes verlustig gegangen. Selbst die Kautschukflaschen waren zerstückelt oder aufgefressen; von einem Tabackspacket war eine Ecke abgebissen, doch offenbar wieder ausgespuckt worden. Die Steigeisen hatten die jungen Bären eine Strecke weit, wahrscheinlich als Spielzeug mitgenommen; wir fanden sie zwar wieder, jedoch ohne die Riemen, die abgefressen worden waren. Das Arbeitsbuch Payer's mochte den Bären doch etwas allzu zäh vorgekommen sein, sie hatten es nur angebissen.

Endlich am 13. Mai wurde der Fuß der Wände des Küsteneises erreicht, und der Schlitten mühselig über Eisbarrière und Wassertümpel hinweggeschafft, aber hier entdeckten wir zu unserm Entsetzen, daß der Fligely-Fjord, statt mit dem vermutheten Glatteis, mit einer endlosen Schneedecke erfüllt war. Indeß, noch durften wir nicht alle Hoffnung aufgeben; denn noch war eine allmähliche Abnahme der Schneetiefe in den hintern Theilen des Fjords möglich. Neuerdings begannen wir daher, uns im Schnee einen mühsamen Weg zwischen den Eisbarrièren und den Felsen des Strandes hindurch auszuwühlen, und gelangten endlich auf eine weite etwas überhöhte Schneefläche — ein gräulicher Anblick!

Wir ließen den Schlitten zurück, und Payer und Tramnitz gingen den Strand entlang, um die Möglichkeit des Weiterkommens zu untersuchen. Aber alles, was wir von einer Anhöhe aus erspähen konnten, sowie die große Schneetiefe, die wir überall antrafen, überzeugten uns von der Unmöglichkeit, Ardencaple-Inlet durch

den Figely-Sund zu erreichen, und wir kehrten daher nach einem mehrstündigen, leider fruchtlosen, Marsche zu unserm Zelte zurück.

Es blieb uns somit nichts anderes übrig, als den eben gemachten mühevollen Weg wieder zurückzugehen. Im Begriff uns durch einen kurzen Schlaf zu stärken, wurden wir unangenehm durch eine Springflut (14. Mai, 3 Uhr Morgens) überrascht und gezwungen zu retiriren.

Glücklicherweise hatte sich der Himmel mittlerweile bedeckt, und die Temperatur war auf — 9,6° R. gesunken. Die Schneesümpfe erstarrten; der Schnee erhärtete; wir brachen nur wenig mehr in denselben ein, und erreichten schon nach drei Stunden den einige Tage vorher verlassenen Lagerplatz an der Grenze dieses Schneelandes. Mit einem Schlage belebte dies unsere Stimmung, sodaß wir, nach einem kurzen Schlaf, noch an demselben Tage eine weite Strecke zurückzulegen vermochten, und unser Nachtlager erst am 15. Mai um 7 Uhr Morgens (—16,6° R.) aufschlugen.

Die Erhöhung der mittlern Temperatur, und das ununterbrochene Tageslicht hatten die Physiognomie des Landes inzwischen völlig verändert. Das organische Leben erwachte wieder für die wenigen, dem Polarklima eigenthümlichen Pflanzen; unter den Schneebrücken und Gletschergewölben hörte man das Flüstern der Sickerwässer; lange Züge von Eiderenten kamen aus Süden herangeflogen, lichtgraue Lemminge huschten aufgeschreckt über das Steingerölle, gelbbraune Raupen krochen in fruchtloser Emsigkeit darüber hin, weiße Hasen schwelgten an den jungen Trieben der Moose und schlanke Renthiere belebten die tiefen Rinnsale der Gletscherabflüsse.

Das Ren oder Renthier (Rangifer tarandus L.) ist bekanntlich jene dem nördlichen Polarkreise der alten Welt eigenthümliche Hirschart, welche bei manchen Völkern dieses Gebietes zum Hausthiere wurde und den einzigen Reichthum derselben bildet.

Nach unsern Beobachtungen nehmen die Renthiere an Zahl nach dem Innern Grönlands zu; doch scheinen sie nicht über den 75. Breitengrad hinauszugehen, obwol sie von Kane und Hayes in Westgrönland viel weiter nördlich angetroffen wurden. Im Gegensatz zu dem wilden Ren Norwegens und Spitzbergens, ein womöglich noch scheueres Wild als der Hirsch, fanden wir in Ostgrönland die Renthiere äußerst sorglos, zutraulich, ja dummdreist, jedenfalls weil sie die Verfolgung des Menschen noch nicht kannten.

So lief einmal ein Renthier über Land einem Boote zu, das eben anlegen wollte. Das Thier stand in nächster Nähe mit vorgestrecktem Kopfe am Strande und sah uns mit seinen klugen großen Augen treuherzig an; als dann aber einige von uns hastig aus dem Boote sprangen, lief es davon. Ein anderes Mal kamen sie in Menge dicht an unser Zelt. Eine Scene, um welche uns mancher Jagdfreund beneidet hätte, gewährte eine Renthierheerde im August 1870 in der Nähe vom Kap Bennet. Wir waren aus unserm Boote ans Land gestiegen, als 20—30 Renthiere in äußerster Schußweite von einem Bergabhange über uns herangezogen kamen, und als sie bei einem Schneefeld anlangten, lagerten sie sich, verlockt durch die einladende Kühle und durch das Beispiel, mit welchem wir ihnen

vorangegangen waren. Als wir endlich aufbrachen, um die Weiterreise anzutreten, erhob sich auch die Avantgarde der Renthiere und zog von dannen. Es geschah aber, daß eins derselben — offenbar der Anführer — zu seinem Misfallen wahrnahm, daß das Gros den Abmarsch der Avantgarde ignorirt hatte, und noch der Ruhe pflegte. Der Anführer brachte die einen zum Stehen, und kehrte nun zu den andern zurück, indem er Thier für Thier so lange mit dem Geweihe stieß, bis es aufstand und den Gänsemarsch nach den neuen Weideplätzen antrat.

Ein Rudel herannahender Renthiere macht auf den ersten Schuß einen jähen Sprung und bleibt dann gewöhnlich erschreckt stehen. Erst die folgenden Schüsse oder das Fallen eines Thieres vertreiben sie. Es kostet Ueberwindung, das harmlose Vertrauen, mit welchem dieselben gerade dem Menschen entgegenkommen, so grausam täuschen zu müssen.

Das Fleisch des Renthiers ist gut, wenn auch von etwas weichlichem und schwammigem Geschmack.

Es leuchtet ein, daß diese Thiere uns von hohem Nutzen waren, und daß wir ohne dieselben wiederholt den schlimmsten Situationen preisgegeben gewesen wären. Leider fand unsere weitaus ergiebigste Jagd erst kurz vor dem Verlassen Grönlands statt, und mußten wegen der plötzlichen Temperaturerhöhung bei der Insel Jan-Mayen über tausend Pfund Renthier- und Moschusochsenfleisch über Bord geworfen werden.

Die günstige Bahn des 15. verminderte sich leider schon am folgenden Tage; der Schnee wurde wieder weich und von Neuem begann jenes entsetzliche „Aussingen" und ruckweise Fortschaffen des Schlittens. Unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen erreichten wir erst am 18. Mai Kap Bremen, die südlichste Ecke der Ardencaple-Bai und nordöstlichste der Kuhn-Insel.

Mieders und Tramnitz waren von der Schneeblindheit befallen worden, jenem Leiden, welches uns schon bei der großen Schlittenreise so viel heimgesucht hatte. Der Lichtreiz weißer Flächen, welcher die Entzündung der Augen herbeiführt, hat dies furchtbare Leiden im Gefolge. Bedeckte Luft begünstigt die Krankheit der Augen, denn es verschwinden damit Objecte, welche denselben als Ruhepunkte oder als Abwechselung dienen könnten. Bei niedriger Temperatur werden Umschläge zur Unmöglichkeit, denn das befeuchtete Tuch erstarrt sofort zu einem Eisklotz und würde die Augen in unerträglicher Weise erkalten machen. Die einfache Binde dagegen befreit nicht von dem glühenden, ununterbrochenen, Nadelstichen vergleichbaren Schmerzgefühl. Das Auge auch nur einen Augenblick zu öffnen, ist ganz undenkbar. Aber bei Schlittenreisen müssen auch die Blinden mitziehen, da die Schlittenlast die unausgesetzte Anspannung aller Kräfte ohne Ausnahme erfordert.

Das einzige Schutzmittel gegen dieses Leiden ist die Schneebrille. Wir fanden die gewöhnlichen Brillen von gefärbtem Glase mit einem das Auge eng umschließenden feinen Drahtgeflecht schon ihrer Zerbrechlichkeit wegen nicht zweckmäßig. Dazu kam, daß sich in der Kälte die feuchte Ausdünstung des Gesichts am Glase zu Eis verdichtete. Wir versuchten deshalb die Eskimoeinrichtung, einen horizontalen Schlitz in einer sonst ganz das Auge eng umschließenden Guttaperchahülle.

Aber wegen der Beschränkung des Gesichtsfeldes sind diese übrigens ganz zweckmäßigen Brillen unangenehm, und wir blieben endlich dabei stehen, eine Umhüllung des Auges, wie sie bei den Glasbrillen ist, aus Guttaperdja anzufertigen, vorn statt des Glases aber ein feines Drahtgeflecht anzuwenden. Man kann mit solchen Brillen ungehindert sehen, das Licht wird hinreichend gedämpft, um das Auge vor Schneeblindheit zu schützen, sie sind von dem Uebelstande, die Feuchtigkeit zu condensiren, frei, und es wird die Haut nicht vom Metall berührt, was bei der Kälte sehr wesentlich ist.

Am 19. Mai bestieg Payer, begleitet von Herzberg und Wagner, die 1006 Meter hohe Doleritmasse des Kap Bremen, und betrat nach 3½stündigem Marsche dessen höchste Spitze (— 2,8° R.).



Lagerplatz auf der Kuhn-Insel.

Klares Wetter begünstigte die umfassende und höchst interessante Fernsicht, welche vom Sattelberge und den Pendulum-Inseln bis zum Nordrande der Koldewey-Inseln reichte. Durch volle acht Stunden gestattete es die Gunst des Wetters das gesammte Panorama zu zeichnen, insbesondere aber die zur Ergänzung des trigonometrischen Dreiecknetzes erforderlichen Winkelmessungen auszuführen.

Die zunehmenden Schwierigkeiten des Fortkommens, die Abnahme des Proviants, endlich die vorgerückte Jahreszeit geboten, die Rückkehr zum Schiffe binnen einer Woche anzutreten, denn die Zeit erfolgreicher Schlittenreisen war unverkennbar vorüber. Wir beschlossen daher, unsern Reiseplan abzuändern und zur Erforschung der Kuhn-Insel noch so lange als möglich auf derselben zu verweilen. Die Folge lehrte, daß wir eine glückliche Wahl getroffen hatten.

Nachdem wir auf der Spitze ein 2 Meter hohes trigonometrisches Signal in Form eines massiven Steinkegels errichtet hatten, verließen wir dieselbe und kehrten zum Zelte zurück, welches der noch immer schneeblinde Mieders bewacht hatte, um am 20. Mai (— 6,4° R.) den Rückmarsch anzutreten.

Den 21. und 22. Mai hatten wir Gelegenheit manche interessante geologische Untersuchungen zu machen, erlegten drei Moschusochsen, und am 24. bestieg Payer die „schwarze Wand", den höchsten (1131 Meter) Berg der Kuhn-Insel, behufs topographischer Aufnahmen.

Am 25. Mai überstieg die Temperatur den Gefrierpunkt (+ 0,°6 R.). Die Auflösung des Schnees ging nun rascher vor sich. Des Tags, während wir schliefen, stieg die Temperatur im Zelte auf + 18,°4 R., weshalb wir uns jetzt auf den gemeinsamen Sack statt wie bisher in denselben legten. Fliegen summten an den Zeltwänden, und die Hitze wurde drückend wie unter den Bleidächern Venedigs. Rheumatismus, Kreuzschmerzen u. s. w. traten in empfindlicher Weise auf, weil wir seit zwei Monaten ununterbrochen auf Schnee geschlafen hatten, dieser aber jetzt durch die Körperwärme unter uns aufthaute und uns empfindlich durchnäßte.

Durch tiefe Schneewehen aufgehalten, erreichten wir mit unserm an Petrefacten, Moschusochsenhörnern, Schädeln und Mineralien schwer beladenen Schlitten am 29. Mai, nach 21tägiger Abwesenheit die Germania glücklich wieder, wo wir das mit Wassertümpeln bedeckte Eis bereits in einem weit vorgeschrittenen Stadium des Schmelzens vorfanden.

Zehntes Kapitel.

Die Hansamänner in Westgrönland und ihre Rückkehr nach Deutschland.

Mitte Juni bis 1. September 1870.

Friedrichsthal. — Ein Missionshaus. — Gastfreiheit der Herrnhuter. — Deutsche Missionsanstalten in Grönland. — Bewohner der Ostküste. — Befähigung der Grönländer. — Der Heringsfang. — Der Gottesacker. — Abschied von Friedrichsthal. — Kajak und Umiak. — Herr Hagen und seine Ziegen. — Festlicher Empfang in Nennortalik. — Frohe Botschaft aus Julianehaab. — Igdlopait. — Lichtenau. — Der Missionar Spindler. — Treibholz. — Gottesdienst in Lichtenau. — Excursion nach der Insel Unartok. — Ankunft in Julianehaab. — Der Handel zwischen Dänemark und Grönland. — Politische und commerzielle Organisation des Landes. — Gründung von Julianehaab. — Unfreundliche Aufnahme daselbst seitens des Colonieverwalters. — Grönländische Industrie. — Ein Ball. — Besuch in Igalliko. — Sörens, der grönländische Rinderhirt und seine Familie. — Normännische Ruinen. — Kakfiminut. — Freundliche Aufnahme bei Herrn Motzfeld. — Grönländisches Bacchanal. — Frederikshaab. — Im Atlantischen Ocean. — Ankunft in Kopenhagen.

Wer mag's wol nachfühlen, was die Brust der Hansamänner empfand, als vom Strande drüben die Häuser herüberwinkten! Nach einer beispiellos abenteuerlichen Fahrt auf einer treibenden Scholle während des Polarwinters, täglich, stündlich des Unterganges gewärtig, nach einer gefahrvollen Reise über das Eis, den sichern Hungertod vor Augen, wenn die Rettung nicht bald gelang, nach allen Mühen, Schrecknissen und Entbehrungen, winkte den Verschollenen, den lebendig Begrabenen wieder das Leben. Der Mohammedaner, der nach langer Pilgerfahrt die weißen Mauern von Mekka erblickt, der fromme Wallfahrer, der endlich die heißersehnte Ewige Stadt vor sich sieht, kaum können sie höhere Empfindungen gehabt haben, als die Hansamänner beim Anblick der Hütten von Friedrichsthal. Nur wer lange Tage auf dem Siechbette lag, wer aus den ernsten Mienen des Arztes, wie aus dem eigenen Schwächegefühl auf die Nähe der großen Katastrophe schließen mußte, nun aber dennoch genesen zum ersten Mal im warmen milden Sonnenschein sich des wiedergeschenkten Lebens freut, der allein wird nachempfinden können, was in jenem Augenblicke des 13. Juni ihr Herz erfüllte.

Friedrichsthal ist eine der jüngsten unter den Missionsstationen der Herrnhuter Brüdergemeinde. Ihre Errichtung fällt in das Jahr 1827. Sie liegt unter dem 60.° nördl. Breite und ist außer dem einige Meilen südlicher am Kap Farewell gelegenen Pamiädluk, wo ein dänischer Unterkaufmann (Agent der grönländischen Handelsgesellschaft) lebt, der südlichste in Grönland von Europäern bewohnte Ort. Die Gemeinde Friedrichsthal, welche zugleich einige in der Umgegend zerstreute Eskimo-Niederlassungen in sich begreift, zählt 437 Einwohner. Die Eingeborenen nennen die Mission Narsak, d. h. ein ebenes Land, bezeichnend genug für grönländische Terrainverhältnisse. Ebene Landstriche sind so selten dort, daß sie passend zu Ortsbezeichnungen dienen können. Man darf aber seine Erwartungen von dieser europäischen Kolonie nicht allzu hoch spannen. Auf einem vom Meere sanft aufsteigenden grünen Wiesenlande erhebt sich die Mission. Zu beiden Seiten erstrecken sich hohe Berge nördlich ins Land hinein: die Bergkette links ist durch einen mit ihr parallel laufenden Fjord, den Narksamint, von Friedrichsthal getrennt. Aus dem Höhenzuge zur Rechten entspringt ein munterer Bach, von den Missionaren Königsbach genannt. Der im Ganzen flache Strand der Bucht verläuft links in einer natürlichen Mole, einer vorspringenden Granitklippe, dem Ausguckberg. Zur Linken wiederum von dieser Klippe ist die Einfahrt in den Narksamint, einen tief ins Land einschneidenden Fjord, aus dessen Fluten das Kap von Igikait stolz und steil sein Haupt erhebt. Eine Strecke weit, etwa auf eine englische Meile, läßt sich das ebene Land zur Seite des Narksamint verfolgen, dann treten die Felsen und Klippen dichter zusammen und nur dem im Klettern Geübten ist es möglich, noch ein Stück weiter vorzudringen, bis ihm auf einer Klippe ein schwindelnder Absturz Halt gebietet.

Dies grüne, ebene Fleckchen Landes haben die Herrnhuter Brüder zu ihrer südlichsten Missionsstation erwählt. Schon die Normannen hatten hier gewohnt. Als man das Haus der Brüder aufbaute, fand man noch Spuren der alten Ansiedelungen im Grunde. Friedrichsthal ist in der That einer der prächtigsten Punkte in Grönland. Frei und anmuthig auf dem Rasenplan gelegen und in weitem Halbkreise von hohen Bergen umrahmt, macht es sicher auf jeden Ankömmling einen wohlthuenden Eindruck; um wie viel mehr auf uns, die wir gleichsam vom Tode auferstanden waren!

„Hurrah, hurrah, europäische Wohnungen, Friedrichsthal!" In der That — da lagen vor uns zwei niedliche rothangestrichene Häuser! In diesem Augenblick sprang, uns hochwillkommen, eine Brise auf, die uns geradeswegs in die Bucht von Friedrichsthal führte. Rasch waren die Segel gesetzt, und von der Nock der Raa flatterte lustig die deutsche Flagge. Hinten saß Dr. Laube, das Glas vor den Augen genau das Land musternd. In der Thür des Missionshauses wurde ein blaues Kleid sichtbar und verschwand wieder; jetzt kam eine ganze Gesellschaft von dort zum Strande herunter; sie hatten uns bemerkt. Auch auf den Klippen des Ausguckberges wurde es lebendig. Ein Europäer schritt dort auf und nieder, wie ein Mann der Ordnung und Sicherheit. Sollte es in Grönland auch schon Hafen-, Orts- und andere Polizei geben? Dort, wo ich anfänglich einen Stein-

haufen vermuthet hatte, regte es sich jetzt. Es war eine Gruppe abenteuerlich gekleideter menschlicher Gestalten, Eingeborene, die dicht zusammengekauert, in ihren Fellkleidern und fahlen Gesichtern von der Klippe nicht zu unterscheiden gewesen waren. Jetzt näherten die Böte sich dem Lande. Auch auf dem Wasser ward's lebendig. Ein Mann in einem Kajak näherte sich, wollte aber rasch umkehren, als er uns gewahrte. Der Zuruf des Europäers auf der Klippe machte ihn dreister, er fuhr zu uns heran, grüßte und nickte uns freundlich zu und begleitete uns nun in den Hafen.

Noch schien es unsicher, ob die Missionare nicht Dänen waren, aber da rief's: „Das ist die deutsche Flagge! Das sind unsere Landsleute, willkommen, willkommen in Grönland!“ — Deutsche, Deutsche in Grönland! Das erste Wort, das nach so langer Zeit von fremdem Munde uns zugerufen wurde, ein deutsches; die ersten wieder gehörten Laute die der lieben deutschen Muttersprache, Landsleute die ersten, die uns Hülfe und Labung boten — wer ermißt unsern Jubel, unsere Wonne!

Unter Land angekommen, wollte jeder der erste am Ufer sein. Ich selbst sprang ins seichte Wasser. Fast hätten wir die Böte vergessen; die Leute konnten mit der Arbeit nicht rasch genug fertig werden. War das auch nach allen Seiten ein Händeschütteln und Drücken! Die Worte würgten im Halse und die Stimme zitterte. Auch der Mann von der Klippe und die Eingeborenen waren herbeigekommen und hatten uns begrüßt. Das vermeintliche Sicherheitsorgan war Herr Starick, der Missionar, welcher mit Herrn Gericke die Missionsanstalt hier versah. Machten die guten Leute große Augen, als sie unsere Reise in kurzen Zügen hörten! Aber hier war Deutschland. Bezeichnend dafür ist Herrn Gericke's Commando: „Weiber, geht nur gleich und kocht einen ordentlichen Kaffee, einstweilen wollen wir Männer eine Flasche Wein zum Willkommen trinken.“ Gesagt, gethan. Während die Leute am Strande mit dem Festmachen und Löschen der Böte beschäftigt waren, folgten wir erzählend und zuhörend den Missionaren zum Hause.

Das Missionshaus ist ein kleines einstöckiges Gebäude. Wie die meisten Häuser der Europäer in Grönland, wurde es in Dänemark fertig gezimmert, stückweise zu Schiffe hierher gebracht und endlich an Ort und Stelle aufgerichtet. Es ist nicht größer als die Häuser im Erzgebirge oder im Harz, und ähnelt durch den rothen Anstrich den schwedischen Bauerhäusern. Das Fundament bildet eine mit Moos ausgefütterte Lage Felsstücken. Die Erbauung desselben und der ebenfalls aus Holz gezimmerten schmucklosen Kirche hat mehr Mühe gekostet, als bei uns in Deutschland der Bau manches Palastes. Mühselig mußte jedes einzelne Baustück von dem fast zwanzig deutsche Meilen entfernten Julianehaab in Weiberböten herbeigeschifft werden!

Die Wohnungen sind klein und nur für wenig zahlreiche Familien berechnet; einige Räume, wie das Speisezimmer und die Küche, benutzen die Missionare gemeinsam. Das Zimmer, in welchem wir uns zuerst aufhielten, war das Wohnzimmer des Herrn Gericke, des Vorstehers der Gemeinde. Es war einfach möblirt: eine Sophabank mit Kissen, ein Tisch, einige gepolsterte Stühle bildeten das ganze

Mobiliar. Die Wände zierten Photographien von Missionaren. Wohnlich aber und traulich kam es uns in den Zimmern doch vor! Diese waren mit Oelfarbe gestrichen; alles sah nett und sauber aus. Die lange entbehrte europäische Reinlichkeit, das Gefühl, wieder in einen Kreis getreten zu sein, wo eine deutsche Hausfrau ihre wohlthuende Thätigkeit entfaltet, wirkte wie ein beglückender Zauber auf uns. Selbst in Grönland, inmitten ewigen Eises, vermag, das empfanden wir schon jetzt, die deutsche Hausfrau ein Stück Heimat zu schaffen. Einige Blumen in den Fenstern ersetzten nothdürftig, was das kalte Klima versagte; denn das Gärtchen vor dem Hause, dessen Erdreich mühsam vor den Eskimowohnungen und an einzelnen günstigen Orten zusammengescharrt war, sah leer und traurig genug aus. Die Rüben, welche hier allein noch gedeihen, zeigten kaum ihr erstes Grün. Das Haus betretend gelangten wir über einen Steinflur in das zur Linken gelegene Wohnzimmer des Herrn Gericke. Rechts liegt das Zimmer des Herrn Starick. Eine andere Thür führt zur Küche.

Bald saßen wir in Herrn Gericke's Zimmer um den Tisch und berichteten vor hoch erstaunten Zuhörern von unsern Erlebnissen. Herr Starick, ein großer, schlanker Mann in den dreißiger Jahren, ein Lausitzer, trägt sich halb grönländisch (Seehunds-Hosen und Stiefeln). Er ist sehr gesprächig, doch geht ihm bei der geselligen Unterhaltung die lange Pfeife selten aus. Seine junge Frau stammt von einer der westindischen Inseln; sie ist ihm von der Mission zugesandt. Herr Gericke, ein Funfziger, hat eine in Grönland geborene Europäerin zur Frau, welche in Gnadau bei Magdeburg erzogen wurde. Ihre Ehe ist mit drei Kindern gesegnet, die im Alter von zwei bis sechs Jahren stehen. Nicht lange ließen auch die Frauen des Hauses auf sich warten. Ein weißes Tuch flog über den Tisch, eine hoch aufgebaute Schüssel mit Zwiebäcken erhielt den Ehrenplatz auf demselben und daneben erschien schöne glänzende Butter. Nun tragen die liebenswürdigen Hausfrauen eine gewaltige Kanne Kaffee heran. Und wir — wir machen uns an diese guten Dinge des Lebens mit einem Appetit, der jeder Beschreibung spottet. Wir saßen, sprachen, tranken und aßen. Zu unserer nicht geringen Verlegenheit war der Inhalt der Zwiebackschüssel in ungebührlich kurzer Zeit verschwunden. Einer machte dem andern Zeichen des Erstaunens, aber schon stand eine neue vor uns. Kapitän Hegemann konnte nun doch nicht umhin, ein wenig von Unbescheidenheit und dergleichen zu reden. Aber unsere Wirthe hörten nicht darauf; sie baten vielmehr zuzugreifen, und ein noch immer nicht beschwichtigtes Knurren im Magen ließ uns der freundlichen Mahnung nur zu gern Folge geben. Unter Entschuldigungen verschwand auch der Inhalt der zweiten Schüssel. Wie die guten Leute sich über unsern gesegneten Appetit freuten! Ich dachte es hätte ihnen angst und bang werden müssen bei dem Gedanken, was vierzehn ausgehungerte Magen aufnehmen können! Aber nicht wir allein, auch die Leute saßen im Kirchensaal bei einer fröhlichen Mahlzeit, und die Schonroggen (Schiffszwiebäcke aus ausgesiebtem Roggenmehl) verschwanden dort nicht weniger rasch. Die guten, guten Missionare! Was sie hatten, brachten sie herbei uns zu helfen. Sie boten uns Wäsche und Kleider an. Wir hatten davon noch genug, nur bedurften wir dringend eines

Waschtags. Um die Fußbekleidung sah es freilich traurig aus. Aber da war rasch geholfen. Was an Schuhwerk vorräthig war, ward herbeigeschafft, und bald zierten das Fußpaar derbe Kamiken (Eskimostiefeln aus Seehundsleder).

In einem kleinen Zimmer neben der Kirche, in der Schule, schlugen wir auf den zusammengeschobenen Schulbänken unsere Lagerstätte auf. Die Kirche ist eigentlich nur ein Betsaal; ein schwarzbehangener Tisch bezeichnet die Stelle, von wo aus der Prediger spricht. Dem Tisch gegenüber ist ein Harmonium aufgestellt. Die Leute blieben in den Böten unter dem Segelzelt.



Grönländische Typen.

Im grönländischen Dorfe bei Friedrichsthal war niemand zu Hause; Mann, Weib und Kind weilten draußen bei den Inseln auf der Seehundsjagd, oder im Fjord beim Heringsfang. Nur die weibliche Dienerschaft der Missionare war da. Sie hatte uns auf der Klippe mit empfangen. Der erste Eindruck, den die Eingeborenen auf uns machten, war kein ungünstiger. Freilich konnten uns diese ausdruckslosen unschönen Physiognomien, mit dem flachen breiten Gesicht, den schwarzen kleinen, etwas schiefen Augen, kleiner, stumpfer Nase und großem wulstigen Mund

umrahmt von straffen, schwarzen Haaren, nicht begeistern; aber die sich sofort aussprechende Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit dieser Halbcivilisirten erwarb ihnen bald unsere volle Gunst. Sobald sie nur einmal sahen, daß wir friedliche Menschen, ja daß wir sogar die Landsleute ihrer geliebten Missionare waren, wurden sie zutraulich gegen uns. Der Mann, dem wir begegnet waren, hatte die Post gefahren; er war der Vorsteher eines grönländischen Dorfes Igalorsoeitsiak bei Kap Farewell und hieß Jonathan. Die Missionare rühmten ihn als einen tüchtigen Seehundsjäger und übrigens braven Menschen.

Für die Weiterfahrt nach Julianehaab, wo ein königlich dänisches Colonialschiff, die Brigg Constance, Kapitän Bang, in nächster Zeit erwartet wurde, und welches zwanzig deutsche Meilen von Friedrichsthal entfernt liegt, bedurften wir eines Lootsen. Jonathan erklärte sich bereit den Posten zu übernehmen, nachdem er vorher seine Angelegenheiten daheim in Ordnung gebracht habe. Auch die Rücksicht auf unsere Gastfreunde drängte zur baldigen Abfahrt.

Wir erfuhren nämlich, daß augenblicklich die Missionare in Folge des Ausbleibens des Proviantransportes im vorigen Jahre nicht gerade Ueberfluß hatten.

Die deutschen Missionen in Grönland werden von Kopenhagen aus im Auftrage der Herrnhuter Missionsgesellschaft mit Allem, was ihr Lebensunterhalt erfordert, versorgt. Jährlich nimmt eins der königlichen Handelsschiffe, von denen je zwei die Haupthandelsplätze in Süd- und Nordgrönland einmal des Sommers besuchen, die Güter nach dem nächsten Hafen Grönlands mit, von wo dann die betreffende Partie den weitern Transport vermittelt. Für Friedrichsthal, wie für die andern südlich gelegenen Handelsanlagen und Missionen Südpröven, Lichtenau, Igdlopait, Nennortalik, Ostpröven, Pamiädluk war nun Julianehaab der nächste Hafen, von welchem aus sie sich mittelst der grönländischen Weiberböte oder kleiner Segelböte zu versorgen hatten.

Beim Mittag- und beim Abendessen, welches trefflich bereitet war, wurde natürlich viel gefragt und erzählt.

Wunderbarerweise hatten wir, wie wir nun erfuhren, ohne alle Weisung den besten Weg von Ostgrönland hierher gefunden. Der Prinz-Christians-Sund war nach Aussage der Missionare ganz mit Eis verstopft und schwer zu passiren; verschüttet, wie wir geglaubt, war er nicht, und unser Fjord war also eine Entdeckung gewesen. Auch darüber wurden wir aufgeklärt, weshalb wir keine Einwohner angetroffen hatten. Alle Grönländer haben eine große Furcht vor den Menschen, die hoch oben im Norden auf der Ostseite wohnen, und die nach ihrer Meinung Kannibalen sind. Diese Vorstellung mag wol ein Nachhall der uralten Normannensagen sein. Nun denke man sich, wie wir in unsern drei Böten, nie gesehenen Fahrzeugen, von Norden kommend an der Küste entlang fuhren. Mußte das den zaghaften abergläubischen Grönländern nicht unsagliche Furcht einjagen und sie, wo sie uns erblickten, zu eiligster Flucht treiben? Wir selbst konnten dicht unter ihren Wohnstätten hingesegelt sein; ja es ist möglich, daß wir auf Sedlevik nahe bei einem grönländischen Dorfe übernachteten. Aber die niedrigen backofenförmigen mit Rasen überwachsenen Hütten sieht und erkennt man erst, wenn man

unmittelbar daran, oder das Auge schon mit ihrer Erscheinung vertraut ist. Zudem gehen die Ostländer zwischen den äußern Inseln auf den Seehundsfang. Ein großer Theil von ihnen war also wol abwesend. (Von besonderm Interesse erscheint ein am 4. November 1871 bei dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen eingelaufener Brief des Missionars A. Gericke aus Friedrichsthal vom 22. August, in welchem es heißt: Vor einiger Zeit war eine große Anzahl heidnischer Bewohner der Ostküste Grönlands zu uns des Handels wegen gekommen, wie sie dies in einzelnen Jahren zu thun pflegen. Diese sagten aus, daß sie die Mannschaft der Hansa auf der Eisscholle gesehen, aber aus Furcht vor solcher Erscheinung an ihrer öden Küste nicht gewagt hätten sie aufzusuchen.)

Von den Verhältnissen der Ostländer wußten die Missionare nicht viel zu sagen. In früherer Zeit habe ein regerer Verkehr mit ihnen bestanden, und auf den Alluk-Inseln fand jährlich zwischen den Ost- und Westgrönländern eine Art Jahrmarkt statt, wo sie Tauschhandel betrieben. (Graah traf, wie wir gesehen haben, einen solchen Markt.) Dies hatte schon lange aufgehört. Besuche von der Ostseite waren sehr selten. Die Leute sollen angeblich größer und stärker als die Westgrönländer sein und braunes, lichtes Haar besitzen. Darf man da an die alten Normannen denken? Ereignet es sich, daß sich Ostgrönländer im Westen niederlassen, so haben sie sich erst zu acclimatisiren; sie müssen eine Hautkrankheit durchmachen, welche die Missionare als Eskimokrätze bezeichneten. Sie ist nicht ansteckend und kommt bei den Eingeborenen der Westküste nicht vor. Unter den Bewohnern von Friedrichsthal lebte übrigens eine Frau, die von der Ostseite stammte; sie bildete mit ihren Kindern zugleich die einzige noch nicht getaufte Familie; alle andern Bewohner des Kirchspiels sind christianisirt.

So gab's mancherlei zu erzählen, und es war ziemlich spät, als wir endlich unser Lager in der Schulstube aufsuchten. Schon hatten wir unsere Nachttoilette beendet, da ging nochmals die Thür auf und der in seiner Güte unerschöpfliche Herr Starick kam mit einer Ladung Bier für den Fall, daß wir Nachts Durst bekommen sollten. Bier! — Welcher Deutsche hätte da widerstehen können! Entkorkt wurden die Flaschen, und bald füllte der schäumende Trank, welcher seiner grönländischen Braustätte alle Ehre machte, die Becher.

Erst spät fand der Schlaf uns wache Müde! Noch einmal flogen die Bilder der jüngstverlebten Zeit an der Seele vorüber, von der Tragödie unsers Schiffbruches an bis zu dem glücklichen Augenblicke, der uns nach Friedrichsthal gebracht hatte; im innersten Herzen empfanden wir Alle: „Gott sei Dank!"

Am folgenden Tage blieben wir noch in Friedrichsthal. Verschiedene Kajaks (grönländische Männerböte) mit Grönländern kamen zum Besuch. Zu ihrem Erstaunen wurden Schießproben mit den Zündnadelgewehren angestellt und Schnellfeuer gegeben; auch die Spieldosen wurden viel bewundert.

Ueber die Bildungsstufe der grönländischen Missionszöglinge sagt Dr. Laube: Es wird kaum einer sein, der seinen Namen nicht schreiben könnte, und es ist geradezu erstaunlich, welche schöne gleichmäßige Handschriften sich finden. Selbst

ein ganz armer Junge, der zu schwach zum Kajakfahren, in der Mission als Tagelöhner und Hirt sein Brot hatte, wußte seinen Namen gut und deutlich zu schreiben. Auch als sehr musikalisch darf ich die Grönländer, allem mitleidigen Lächeln zum Trotz, bezeichnen. Die Hornmusik in ihrer Kirche besorgen sie selbst; auch die Orgel versieht ein schlichter Grönländer, und was noch mehr ist, er dichtet Hymnen und componirt sie selbst. Und nun sehe man noch die Kunstfertigkeit, mit der die grönländischen Frauen die zierlichsten Lederarbeiten machen, mit welcher Mühe und Ausdauer sie das feinste Mosaik aus selbstgefärbten Lederstückchen nicht größer wie Stecknadelköpfe zusammensticken, um Schuhe und dergleichen damit zu schmücken, und wie sie unter guter Leitung auch Geschmack an einer reinlichen wohlgeordneten Wirthschaft gewinnen. Gute Leitung aber ist nothwendig.

Abends machten der Missionar Starick und Herr Hildebrandt eine Bootfahrt auf dem Narksamiut. Sie fuhren bis zu einem Platze im Innern des Fjord, wo an achtzig Weiber und Kinder mit Heringsfang beschäftigt waren. Die grönländischen Heringe, die Angmakfätten, wie sie die Eingeborenen nennen, sind für diese fast ebenso wichtig wie die Seehunde, sie bilden geradezu ihre Hauptnahrung. Fällt der Fang schlecht aus, dann ist der Hunger vor der Thür. Gleich unserm Heringe pflegt dieser kleine stintähnliche Fisch (Mallotus arcticus Fabr.) Ende Mai und Anfang Juni in großen dichtgedrängten Scharen des Abends in den Fjorden zu erscheinen und wird dann von Weibern und Kindern mit Sacknetzen aus dem Wasser geschöpft. Die gefangenen Fische werden, ohne zuvor geöffnet oder gesäubert worden zu sein, einfach auf dem Rasen ausgebreitet, bis die Sonne sie gehörig getrocknet hat; dann werden sie eingesammelt und in einem alten Fellsack oder sonst auf paßliche Weise für den Winter aufgespeichert, um schließlich, in Thran getaucht, verzehrt zu werden. Als die Fischer des Bootes ansichtig wurden, brachen die Weiber in Angstgeheul aus. Einige flüchteten sogar aus dem Zeltlager. Endlich gewahrten sie ihren Freund Starick, und nun wurden sie etwas ruhiger, ja bald ganz vertraulich, und die Jungen fuhren in ihren Kajaks mit dem Boote um die Wette. Sie versprachen den Heimkehrenden am nächsten Tage früh frische Angmakfätten zu liefern, und hielten auch Wort. Zwei große Kübel Fische langten am nächsten Morgen an, und von der sorglichen Hand unserer Wirthinnen zubereitet, prangten sie zum Frühmahl auf der Tafel. Wir thaten ihnen alle Ehre an, denn sie schmeckten wirklich ausgezeichnet.

Am zweiten Morgen sollte gereist werden. Jonathan war pünktlich eingetroffen, Herr Starick hatte zu unserer großen Freude versprochen, uns bis Lichtenau zu begleiten. In der Mission war frisches Brot für uns gebacken und unser Proviantvorrath nach Kräften ergänzt. Auch hatte ein jeder von uns ein hübsches Andenken zum Geschenk erhalten, das wir, so weit unsere dürftige Habe es zuließ, erwiderten. Luisa, die brave Köchin, welche mit unermüdetem Eifer für unsers Leibes Wohlfahrt gesorgt hatte, erhielt eine Tracht alter Kleider. Sie schien sehr befriedigt und um ihrer Freude Ausdruck zu verleihen und die Geber recht zu ehren, legte sie die Kleider sofort an, und stolzirte so mit verlegen vergnügter



Bootfahrt in Begleitung eines Kajaks.

Miene einige Augenblicke vor uns, da wir uns vor Lachen kaum halten konnten, auf und ab.

Spät Abends besuchten wir noch den Gottesacker. Um einige wenige Gräber von Europäern reihen sich die der Eingeborenen. Sie haben zwar die christliche Begräbnißsitte angenommen, aber die alte Gewohnheit beibehalten, einen Steinhaufen auf dem Grabe zu errichten. Weiter hinauf auf dem Ausguckberg sind noch einige Gräber, die aus der Heidenzeit stammen, und die, wie die Missionare versichern, wol über hundert Jahre alt sein mögen. Sie sind so gebaut, daß man durch eine Lücke in den Steinen die darunterliegenden Gebeine sehen kann.

Wir hatten uns schon zur Ruhe begeben, als noch aus dem Fjord zwei Umiaks mit Weibern und Kindern anlangten, die sich ohne Umstände um unsere Böte lagerten und die ganze Nacht eine so laute Unterhaltung führten, daß Niemand schlafen konnte. Als wir den andern Morgen an den Strand kamen, wimmelte es von Männern, Weibern und Kindern, die durch ihr unreinliches Aussehen von den Leuten aus der Mission unvortheilhaft abstachen. Gepackt und segelfertig lagen die Böte. Noch einmal saßen wir im Kreise um den gastfreundlichen Tisch der Friedrichsthaler zum Frühmahl. Dann ward aufgebrochen. Die wenigen Tage, die wir hier zugebracht, hatten hingereicht, um uns so innig an die Bewohner der Mission zu fesseln, daß uns das Scheiden schwer wurde. Mit bewegten Worten sagten wir unsern lieben freundlichen Wirthen unsern Dank. Wir verabschiedeten uns von den Frauen am Ufer, die zurückblieben, und den Eingeborenen, die gekommen waren, uns zu sehen. Die guten Friedrichsthaler hatten uns noch reichlich mit Mundvorräthen: frischgebackenem Brot, Butter, Zucker und Kaffee, versorgt. Unter dreimaligem Hurrah legten wir die Ruder aus, und bald verdeckte der Ausguckberg das freundliche Friedrichsthal unsern Blicken.

Wir waren in stattlicher Begleitung. Herr Gericke und sein kleines Töchterchen gaben uns im Umiak, das vom gesammten Dienstpersonal besetzt war, das Geleite bis zur nächsten Station, und zwölf Eingeborene in Kajaks bildeten unsere Escorte.

Die Grönländer bedienen sich zweier verschiedener Fahrzeuge: des mehrfach erwähnten Kajaks und des Umiaks oder Weiberboots.

Der Kajak ist ein etwa 18 Fuß langes, sehr schmales und niedriges Fahrzeug, dessen dünne Holzrippen mit Seehundsleder überzogen sind. In der Mitte des sonst völlig durch den Fellüberzug geschlossenen Bootes befindet sich eine kreisförmige Oeffnung, die groß genug für den Leibesumfang eines Mannes ist. Hier hinein setzt sich der Kajakfahrer. Derselbe muß nun, mit gerade vor sich gestreckten Beinen sitzend, das Gleichgewicht halten und sich mit dem doppelschlagenden sogenannten Pattik fortarbeiten. Auf dem Deck vor sich hat der Grönländer seine Jagdgeräthe, Vögel- und Seehundsharpunen, Lanze, Wurfbretter und den auf einem eigenen Tischchen aufgerollten Harpunenriemen aus Bartrobbenfell. Hinter ihm aber trägt der Kajak außer etwas Proviant und Jagdbeute eine aufgeblasene Seehundshaut, die an der Harpune hängend den angeschossenen Seehund nicht mehr versinken läßt. Der Kajak ist das ausschließliche Fahrzeug der Männer;

schon die zwölfjährigen Knaben haben ihre Kajaks und üben sich fleißig darin. Es ist jedenfalls ihr Hauptbesitzstück, für sie von ebenso hoher Bedeutung als für unsere Jäger die Flinte. In den Missionsgemeinden der Herrnhuter Brüder, wo auch das Armenwesen der Eingeborenen geordnet ist, erhalten arme Männer und Kinder einen ausgerüsteten Kajak, um sich nun selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Dagegen findet es jeder Mann, der nicht zu alt und zu schwach zum Kajakfahren, unter seiner Würde, in einem Umiak zu sitzen. Diese Böte werden von Weibern geführt und heißen daher auch Weiberböte.

Ein Umiak ist ungefähr 30 Fuß lang und sehr schmal. Wie der Kajak ist auch dieses Fahrzeug aus einem leichten Rippengerüst aus Tannenholz gebaut, das mit Seehundsleder überzogen ist. Der Umiak ist flachbodig, vorn und hinten gleich construirt, und beiderseits ragt der Rand mit der einwärts gekehrten Gabelung etwas über den Schiffskörper hervor. Die so in der Gabelhöhle entstehende Lücke dient zum Anheften von Zugtauen sowie um die aus dem Wasser gezogenen Böte festzulegen. Dazu benutzt man außerdem noch schwere Steine; denn trotz ihrer Größe sind diese Fellböte so leicht, daß ein Sturm sie durch die Luft entführen kann. Sechs bis acht Weiber, welche auf schmalen Ruderbänken im Hintertheil des Fahrzeugs sitzen, bringen dasselbe mittels schaufelförmiger Ruder in Bewegung, wobei sie jedesmal von ihrem Sitz aufspringen und nach drei Ruderschlägen ein wenig einhalten. Die größern und wohlhabendern Familien haben jede ihren Umiak, kleinere und ärmere besitzen ein solches Boot gemeinschaftlich. Auch auf jeder Mission finden sich ein paar solcher Umiaks, denn diese Fahrzeuge, so gebrechlich sie aussehen, und so unheimlich auch anfangs das durch das Seehundsfell durchschimmernde Wasser berührt, werden allgemein auch von Europäern als vorzüglichstes Verkehrsmittel verwendet, und die Missionare bedienen sich ihrer zu Küstenreisen, die sich auf mehr als dreißig deutsche Meilen erstrecken. Freilich vertragen sie weder hohe See, noch Sturm, noch Eis, und bei ungünstiger Witterung gilt es oft tagelang auf einer Stelle am Lande festzuliegen. Dagegen sind sie leicht zu transportiren und haben trotz ihres gebrechlichen Aussehens eine überraschende Festigkeit und Tragfähigkeit. Solch ein Fellboot trägt ein Gewicht von dreißig dänischen Tonnen. Ein Umiak fährt aber nie allein, ein Mann im Kajak — der Kajalik — begleitet es stets. Entweder ist es der Besitzer selbst, oder es wird irgendein Eingeborener — wie dies z. B. bei den reisenden Missionaren Gebrauch ist — zu solchem Zweck gedungen. Zu gewissen Zeiten, wenn nämlich die Grönländer im Sommer von Ort zu Ort ziehen, kann man ganzen Flottillen solcher Fahrzeuge begegnen, bei welcher Gelegenheit es dann in der Regel munter genug zugeht.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Narksamiut, unter dem früher schon erwähnten hoch aufragenden Kap liegt Igikait, „die Ostprobe“, das Herjulfsnäs der alten Normannen. Wenige noch erhaltene Mauerreste zeugen von ehemaligen europäischen Wohnsitzen, aber vor einer Reihe von Jahren sollen die Gewässer des Narksamiut einen Sarg mit der Leiche eines Ordensgeistlichen ausgespült haben. Heute lebt auf der längstverlassenen Culturstätte ein alter Europäer, der es gelernt

hat, der Welt zu entsagen, und als freier Mann mit wenigen Mitteln ein ungebundenes Leben zu führen. Der Bewohner von Igikait heißt Hagen, ein knorriger gastfreier Däne in den funfziger Jahren, der als Unterbeamter ins Land kam, sich hier mit einer halbweißen Blanding (Mischling, der Vater ein Europäer, die Mutter eine Eingeborene) verheirathete und nun mit Erlaubniß der Regierung auf Igikait eine Art von Idyll improvisirt. Sein ganzer Reichthum besteht in einer großen Ziegenheerde, die auf dem grünen Vorlande im Sommer reichlich Nahrung findet. Mit seiner Familie bewohnt er ein Haus, das ganz wie die der Grönländer construirt war, aber mehr Räumlichkeiten besaß und sich im Innern durch Reinlichkeit und gute Luft von diesen unterschied. Seine Frau und Töchter tragen wie hier alle Leute mit Ausnahme der Europäer die grönländische Frauentracht; der Unterschied aber, der sich zu Gunsten der europäischen Abkömmlinge kundgibt, mußte uns hier bei diesen Frauen besonders auffallen, da wir bisher nur Vollblutgrönländer gesehen hatten. In der That, Hagen's schlanke Tochter mit ihrem zarten Teint und träumerischen nordischen Gesichtszügen sah gar nicht übel aus.

Herr Hagen hatte eine große Reihe Kübel mit frischer Milch aufgestellt und lud nun in einem aus dänischen, grönländischen und deutschen Brocken buntgemischten Idiom uns ein, davon zu trinken. Wer da wollte, that Bescheid, und um dem armen Manne nicht weitere Verlegenheit zu bereiten, nahmen wir rasch Abschied. Herr Gericke blieb mit den Leuten der Mission zurück. Es war wirklich ein ergreifender Augenblick, als wir ihm und den Seinen zum letzten Mal die biedere Rechte schüttelten. Die guten Mädchen konnten die Thränen nicht zurückhalten und reichten uns wieder und wieder die Hand. Als wir in den Böten saßen und abstießen, da winkten und riefen sie uns noch lange nach. Weiter ging's — bald war die Gegend von Friedrichsthal dem Auge entschwunden; auch unser Convoi war kleiner geworden; einige Kajaks waren in Igikait geblieben, andere kehrten um. Nun waren wir mit Jonathan, Hagen's Sohn, den wir nach Nennortalik mitnahmen, und einem freiwilligen Begleiter, der, da ihm gerade ein Söhnchen geboren, Herrn Hildebrandt unterwegs zu Gevatter bat, allein. Jonathan hatten wir eine Leine zugeworfen; er als Lootse voran, bugsirte nach Kräften die zusammengebundene Flottille, während der Gevattersmann allerhand Kunststücke mit seinen Waffen zum besten gab. Bei widrigem Winde mußten wir rudern. Wilde Bergzüge bildeten mit ihren scharfgeschnittenen Contouren die prächtigste Fernsicht. Gegen Mittag hatten wir einen Blick auf einen hohen Berg Grönlands. Wie ein Obelisk hebt sich die schlanke Felsenspitze vom Gebirge ab und ragt trotzig in die Wolken. (Die Höhe dieses Berges wurde uns auf 12000 Fuß angegeben, was jedenfalls bedeutend übertrieben ist. Die bis dahin bekannten höchsten Berge waren diejenigen an der Nordwestküste, von 6—7000 Fuß Höhe. Die höchste Spitze, von über 10000 Fuß, die Petermannsspitze, ist nun von der Germania entdeckt. Im südlichen Grönland erreichen die Berge kaum 4000 Fuß. Im Innern bei dem Tessermiut-Fjord gibt es einen Berg, der den Namen Napersorsoak trägt. Derselbe ist aber niemals von Europäern bestiegen worden und ist

auch jedenfalls, nach Dr. Rink's, des besten Grönlandskenners, Angaben höchstens 4000 Fuß hoch.)

Etwa gegen 4 Uhr kamen wir auf die Höhe von Nennortalik — zu deutsch Bäreninsel. Bis dahin wollten wir heute unsere Reise fortsetzen, da es ungefähr der halbe Weg bis Lichtenau ist. Der Insel gegenüber liegen andere, welche ziemlich steil zu höhern Bergen aufsteigen. Erst wenn man vor dem Hafen angelangt ist, kommen die wenigen Häuser des Ortes in Sicht. Wir waren vom Lande aus schon gesehen worden. Bald umschwärmte uns ein ganzes Geschwader von Kajaks, und Jonathan, der den seinigen angebunden hatte und nun mit im Boote saß, that sich auf diese neue Ehre nicht wenig zugute. Als wir in die Nähe der Insel kamen, verließen uns plötzlich einige unserer Begleiter, eilten voraus, und nicht lange darauf begann es auf derselben zu donnern und zu krachen, als ob es gälte eine Festung in Trümmer zu schießen. Doppelt und dreifach gaben die umliegenden Berge den Schall zurück; je näher wir kamen, desto lebhafter wurde die Kanonade. Auf festlichen Empfang bei den Dänen waren wir keineswegs gefaßt. Das Knallen wollte kein Ende nehmen. Als wir um den letzten Felsenvorsprung bogen, der uns die Aussicht auf Nennortalik entzogen hatte, bemerkten wir, daß die Ufer des Hafens dicht besetzt mit Menschen waren, aus deren Mitte hier und da ein Schuß in die Luft blitzte. Wieder und wieder brach die Menge in ein jauchzendes Geheul aus. Mehr als dreihundert Eingeborene, Männer, Weiber und Kinder, harrten unserer Ankunft. Wir hatten unsere Flagge gehißt. Als Gegengruß flatterte vom Auslegerhause der Danebrog. Es hielt schwer, die Leute davon abzuhalten, daß sie uns in ihrer übermäßigen Dienstwilligkeit nicht mit den Böten aufs Land schleppten. Die Männer rissen sich förmlich darum, eine Hand an die Fangleine legen zu dürfen. Endlich drängte sich die Gestalt eines Europäers durch die versammelte Menge; es war der Kaufmann Herr Rosing, welcher uns nun willkommen hieß und einlud von seiner Gastfreundschaft Gebrauch zu machen. Die ceremonielle kühle Höflichkeit des Mannes ließ uns in Zweifel darüber, ob er es gewesen, der uns diesen feierlichen Empfang bereitete. Er selbst klärte übrigens sofort alles auf. Er gestand ganz aufrichtig, seinerseits zu unsern Ehren nicht so viel Pulver vergeudet zu haben. Vielmehr war es Esra, der Bruder Jonathan's, gewesen, der von Insel zu Insel fahrend unsere Geschichte erzählt und es so veranlaßt hatte, daß die Eingeborenen von allen Seiten zusammengekommen waren, um uns auf diese lärmende Weise ehrenvoll zu empfangen. Kurze Zeit nach unserm Landen zerstreuten sich die Eingeborenen in ihren Umiaks und Kajaks. Es war uns nicht entgangen, daß der Typus der Bevölkerung von Nennortalik wesentlich von dem der Friedrichsthaler abwich. Was wir später in allen dänischen Colonien und Auslegerstätten bemerken konnten, trat uns hier zuerst vor die Augen: das Ueberwiegen des europäischen Gesichtsschnittes selbst bei grönländischen Eingeborenen. In der That, wer die echten unvermischten Grönländer kennen lernen will, der wird sie wol nur noch in den Missionen der Brüdergemeinde Südgrönlands finden; die Bewohner der dänischen Plätze und deren Nachbarschaft sind zum größten Theile Blandings, die vorherrschend euro-

päisches Gepräge: Flachshaar, blaue Augen, intelligenteren Gesichtsausdruck, zeigen. Die niederen Bediensteten in den dänischen Colonien, als Küper, Zimmerleute, Thranbrenner, sind durch die Verhältnisse auf Ehen mit Eingeborenen angewiesen. Herr Rosing theilte uns mit, daß die Constance bereits in Julianehaab eingetroffen sei, jedoch nur wenige Tage verweilen werde. Eile that deshalb Noth, und wir sandten Jonathan voraus, um uns anzumelden. Die Nacht blieben wir in Nennortalik, in einem eigens für die Aufnahme Reisender bestimmten Hause der Colonie.

Nennortalik, eine sogenannte Auslegerstätte, gehört zu den bessern Niederlassungen in Grönland. Das Wohnhaus des Kaufmanns (Agenten der Compagnie) macht mit seinem schwarzen Anstrich, weißen Fensterrahmen und wohlumfriedeten Hausgärtchen einen freundlichen Eindruck; auch die übrigen zur Handelsanlage gehörigen Häuser sahen nett und sauber aus. Die Wohnungen der Eingeborenen waren freilich auch hier aus Rasen und Stein gebaut. Einzelne hatten ein aus Planken zusammengeschlagenes Dach. Die innere Einrichtung war durchaus grönländisch: ein schmaler niedriger Gang führt in einen Raum von sehr bescheidener Größe, der ringsum mit Holz getäfelt ist. Den größten Theil dieses Raumes nimmt eine sämmtlichen Bewohnern zur Lagerstätte dienende Pritsche ein. Die Wände sind mit bunten Lithographien, ja sogar hier und da mit Spiegeln in Goldrahmen verziert. Dem Fenster zunächst steht als Luxusgeräth ein Tischchen und statt der Stühle finden sich ein oder zwei Truhen.

Am Mittag des folgenden Tages hatten wir die Insel Igdlopait, eine Filiale der lichtenauer Mission erreicht. Ein Missionar mit Weib und Kind wohnt hier unter etwa achtzig Eingeborenen. Als unsere Böte sich der Insel näherten, ward es auf dem Lande lebendig. Hier hatte Niemand eine Ahnung von unserm Besuche gehabt. Der am Ufer versammelten Menge erzählte Herr Starick in kurzen Worten unsere Geschichte und ging uns in die Mission voraus. Herrn Starick's Rede hatte die Theilnahme der Leute für uns wach gerufen. Ein alter grauhaariger Grönländer reichte Dr. Laube die Hand und sagte: „Ich danke Gott mit euch, daß er euch so wunderbar gerettet und zu uns gebracht hat.“ — Igdlopait, die jüngste der Missionsstationen, von Herrn Warmow angelegt, liegt einsam auf einer Insel. Die Bewohner sahen in hohem Grade schmuzig und schmierig aus. Die Männer trugen abgerissene Fellkleider, und die Frauen gingen mit wildzerrauften Haaren umher.

Das Missionshaus, nett und freundlich, mit grauem Schieferdach, winkte weithin gastlich einladend. Ein schön geebneter Weg führte vom Dorfe zur Wohnung des Missionars, Herrn Hilbig. Wir trafen ihn nicht zu Hause; er war mit seinen Amtsgenossen aus Lichtenau in den Fjord gefahren, Holz für den Winter einzusammeln. Seine Frau, eine freundliche Landsmännin, hieß uns herzlich willkommen. Nicht minder liebenswürdig gab sich Frau Warmow aus Lichtenau, die wir bei ihr gerade auf Besuch fanden. Um die unvorhergesehene Einquartierung wohl verpflegen zu können, erklärte sich Frau Warmow sofort bereit, mit uns zurückzukehren.



Lichtenau.

Nach etwa drei Stunden waren wir in Lichtenau. Diese älteste unter den südgrönländischen deutschen Missionen — sie ward 1772 gegründet — liegt etwa eine deutsche Meile landeinwärts im Lichtenauer Fjord, der sich dahinter noch acht Meilen weit ins Innere erstreckt. Eine kleine mit einem Felsplateau gekrönte Halbinsel trägt die Mission und das Dorf der Eingeborenen, dessen Hütten sich amphitheatralisch um den Felsen gruppiren.

Das Missionshaus zu Lichtenau ist das größte der von uns gesehenen. Es wirken hier drei Missionare: die Herren Warmow (als Vorsteher), Spindler und Kögel. Wie jenes von Friedrichsthal aus Holz gezimmert, ist es nur ein Stockwerk hoch. Im Erdgeschoß liegen ein großer Schulraum, Küche, Vorrathskammer und Gastzimmer, eine Treppe hoch die freundlichen und behaglichen Wohnungen der Missionare. Ein kleines Gemüsegärtchen ist auch hier vor dem Hause. Auf der einen Seite des Zugangs erhebt sich die alte baufällige Kirche, auf der andern sieht man Vorrathshäuser und Ställe. Der Hafen ist sehr bequem und gestattet das Festlegen der Böte auf dem weichen Sande.

Herr Spindler, ein sehr verständiger und kenntnißreicher Mann, der uns über grönländische Verhältnisse vielseitige Auskunft gab, steht im kräftigen Mannesalter; er scheint sich noch nicht vollständig acclimatisirt zu haben. Frau Spindler, eine lebendige, gesprächige Frau, sorgte für uns auf das beste. Das Missionshaus beherbergt drei Missionarfamilien. Wir trafen jedoch nur Herrn Spindler zu Hause, da seine beiden Collegen aus dem Lichtenauer Fjord Holz holten. Während die nördlicher gelegenen Küstenstriche, namentlich die Gegend von Lichtenfels, durch den Polarstrom jährlich eine bedeutende Menge von Treibholz zugeführt erhalten, sind die Missionare im Süden darauf angewiesen, das zur Feuerung nöthige Material theils aus Europa zu beziehen, theils aus dem Innern der Fjorde, oft auf ziemlich weite Entfernung zu holen. Das auf den Außeninseln kaum oder gar nicht, an den Küsten des Festlandes spärlich gedeihende Zwergholz, Birken und Weiden, wird je weiter man in die Fjorde hineinkommt, desto kräftiger und stärker, und das Ufer eines solchen weit ins Land hineinreichenden Meeresarms birgt oft einen recht ansehnlichen Bestand fast manneshohen Buschholzes. Dasselbe wird nun in den Sommermonaten geholt und oft mehrere Tagereisen verführt; denn weiter und weiter treten diese Bestände zurück, da der Nachwuchs ein kaum bemerkbarer ist. Europäische Steinkohlen müssen schon seit langer Zeit mit aushelfen, da der hie und da vorkommende Moostorf kaum zu gebrauchen ist.

Endlich überbrachte Jonathan den mündlichen Bescheid des Kapitäns des dänischen Schiffs: Wir sollten nur kommen, er nehme uns alle mit, zugleich aber auch einen lakonischen Brief des Colonieverwalters von Julianehaab, dahin lautend: „Die deutschen Nordpolfahrer können nicht mit der Constance fahren, da dieselbe auslaufen muß, um noch eine zweite Reise nach Nordgrönland zu machen.“ Die Nordpolfahrer, hieß es weiter, sollen sich nur nach Ivikät wenden; vielleicht treffen sie dort ein Schiff, das sie aufnimmt. Von der Möglichkeit, daß uns das zweite zu erwartende Schiff, die Peru, die Ueberfahrt gewähren könnte, war keine Rede.

Unter diesen Umständen beschlossen wir, den Hausvater der Missionsstation,

Herrn Warmow, aus dem Fjord abrufen zu lassen, um seinen Rath zu vernehmen. Herr Starick und Herr Hildebrandt übernahmen dies, und am andern Morgen konnten wir uns mit ihm berathen.

Herr Warmow sprach sich dafür aus, wir sollten den Dänen keine guten Worte weiter geben, sondern von Ivikät mit einem Kryolithschiff die Heimreise anzutreten versuchen. Wir würden dann wahrscheinlich über Nordamerika nach Deutschland haben zurückkehren müssen. Denn der bedeutendste Export von Kryolith findet nach Philadelphia statt, nur einzelne Ladungen gehen nach Hamburg, resp. Harburg, wo die weitere Verarbeitung desselben fabrikmäßig betrieben wird.

Vorläufig blieben wir noch in Lichtenau und wohnten, es war Sonntags, am Abend dem Gottesdienste bei.

In dem alten baufälligen, schmucklosen Saal, der ebenso gut eine Scheune sein konnte, wenn ihn eine kleine Orgel, einige Blasinstrumente, die Bankreihen und ein grünbehangener Tisch nicht zu etwas anderm gestempelt hätten, saßen wir und die Frauen der Missionare zu beiden Seiten des Predigers; vor uns auf den Bänken die eingeborenen Männer und Frauen und unsere Leute. Dem Prediger und uns gegenüber standen die Kinder. Der Gottesdienst begann mit einem grönländischen Liede, das die Anwesenden in schleppender Weise, aber sonst ganz hübsch sangen. Hierauf folgte die Predigt in der Landessprache. Die erwachsenen Eingeborenen folgten sehr andächtig dem Vortrage, die Kinder schienen weniger erbaut und vertrieben sich die Zeit mit allerhand Kurzweil. Nach der grönländischen Predigt folgte ein deutsches Lied, das wir schlecht genug ohne Begleitung sangen, und hierauf hielt der Prediger eine kurze herzliche Ansprache an uns, die ihre Wirkung nicht verfehlte. In schlichten Worten dankte er dem Höchsten für unsere Rettung. Noch eine Liedstrophe und die Feier war zu Ende.

Am andern Tage unternahmen einige von uns eine Excursion nach der Insel Unartok und der Missionsstation Igdlopait. Hier erreichte sie am zweiten Morgen eine Kajakpost von Lichtenau: wir sollten gleich dorthin kommen, es sei dort Botschaft von Julianehaab angelangt; die Constance warte auf die deutschen Nordpolfahrer und werde sie mitnehmen! In Lichtenau erfuhren wir das Nähere. Kapitän Bang von der Constance zeigte uns an, er sei, vom Eise festgehalten, nur bis Pardläd, einer Insel bei Julianehaab, gelangt, wo er anfangs unserer hatte warten wollen; nun aber sei er nach Julianehaab zurückgekehrt, um Proviant für uns einzunehmen und durch Löschen von Thran Platz für die zahlreichen Passagiere zu schaffen.

Es war hoch Mittag geworden, als wir von unsern Wirthen in Lichtenau Abschied nahmen. Wieder war die ganze Bevölkerung am Strande, die Männer schossen unaufhörlich ihre Büchsen ab, und andere saßen in ihren Kajaks bereit uns das Geleite zu geben. Unter Hurrahrufen und Abschiedwinken setzte sich der Reisezug in Bewegung.

Am andern Morgen war unser Reiseziel, Julianehaab, erreicht.

Erläuternd bemerken wir hier das Folgende:

Die dänischen Niederlassungen in Grönland sind der Verwaltungs- und Handelsinteressen halber in ein südliches und ein nördliches Inspectorat zerlegt. Das nördliche Inspectorat umfaßt alles Land zwischen dem Strom- oder Nekfotonkfjord unterm 67° nördl. Breite und dem District Upernivik, der nördlichsten europäischen Colonie in Grönland, unter dem 72° 48′ nördl. Breite. Es enthält die Districte Godhavn, auf der Discoinsel, und von Süden nach Norden gehend, die Districte von Egedesminde, Christianshaab, Jacobshavn, Omenak und Upernivik. Das südliche Inspectorat wird in die Districte Holsteensborg, Sukkertoppen, Godthaab, Fiskernässet, Frederikshaab und Julianehaab (von Nord nach Süd gezählt) eingetheilt.

Der Handel zwischen Dänemark und Grönland, welcher jetzt monopolisirt ist, wurde ursprünglich im vorigen Jahrhundert gleichzeitig mit der Gründung der Mission durch eine Handelsgesellschaft eröffnet, und eine solche Handelsgesellschaft führt diesen Handel noch heute für königliche Rechnung. Jeder der sieben grönländischen Colonien steht ein Verwalter, der einen Assistenten zur Seite hat, vor. Die oberste Controle und Verwaltung hat ein Inspector, welcher in Kopenhagen residirt. In jeder Colonie sind dann noch eine Reihe Unterbeamten, Handwerker, Bootsführer und Matrosen oder Arbeitsleute. Aus den Letzteren werden die Verwalter der sogenannten Außenstellen (kleinere Handelsplätze) erwählt. Eine große Anzahl der Eingeborenen steht direct im Dienste der Handelsgesellschaft, welche mittelst ihrer eigenen Schiffe den Verkehr zwischen Grönland und Dänemark d. h. die Ausfuhr der im Dienste der Gesellschaft durch den Austausch mit den Eingeborenen gewonnenen Producte der Fischerei und Jagd, und die Einfuhr europäischer Artikel vermittelt.

Julianehaab, der Hauptplatz des südlichsten Districts des Südinspectorats, liegt in 60° 43′ nördl. Breite und 46° 1′ westl. Länge von Greenwich. Eine Gruppe von Inseln größern und kleinern Umfangs lagert sich hier vor dem eigentlichen Festlande. Die Colonie liegt in einem kleinen Fjord; man wird ihrer erst ansichtig, wenn man in unmittelbarer Nähe ist. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts angelegt, hob sich Julianehaab erst in diesem zu einer Colonie. Bei dem Ausdruck Colonie in Bezug auf Julianehaab halte man aber übertriebene Vorstellungen fern. An beiden Ufern eines Baches, dem Abfluß eines Landsees, welcher eine halbe englische Meile landeinwärts liegt, baut sich die Ansiedelung längs des Hafens an den Berghängen auf. Die Mitte nimmt etwa das dicht am Hafen gelegene Colonievorstandshaus ein, daneben wohnt der Arzt, jenseit des Baches steht eine für Grönland ganz stattliche Kirche und die Predigerwohnung; das Haus des Colonieassistenten, einige Magazine und ein kleines Fremdenhaus sind die einzigen nach europäischer Art hergestellten Gebäude. Sämmtlich schwarz angestrichen, sehen sie doch mit ihren weißen Fensterrahmen ganz nett aus. Die übrigen von den Eingeborenen bewohnten Häuser sind theils die altgewohnten Rasenhütten, theils ein Mittelding zwischen europäischen und grönländischen Behausungen, wie ja auch die Bewohner zumeist Mischlinge sind. Es tragen nämlich diese Hütten

steil abfallende Plankendächer. Ihre innere Einrichtung und das sonstige Aussehen ist ganz grönländisch: namentlich fehlen die Düngerhaufen nicht; doch finden sich auch einzelne Ausnahmen. Ein hoher rundkuppiger Berg, der Storefjeld, überragt das Ganze, während das niedere Höhenland am Harefjeld (Hasenberg) gegen die See in ein Kap ausläuft. Der Hafen ist groß und geräumig. Er wird jährlich in der Regel nur von einem Schiffe besucht.

Wir begaben uns sofort an Bord der schmucken Brigg Constance, die uns schon bei der Einfahrt durch Flaggen salutirt hatte; dort wurden wir von den Seeleuten herzlich aufgenommen, sie zeigten die lebhafteste Theilnahme für unsere Leidensgeschichte. Dr. Laube erzählt weiter:

Nachdem wir unser Gepäck auf und unter Deck verstaut hatten, entstand die Frage: wie uns selbst unterbringen? Der Kapitän, die Offiziere, Dr. Buchholz und ich fanden in der Kajüte Unterkunft, allein für die Leute blieb noch zu sorgen, da der Raum zu ihrer Aufnahme noch nicht hergerichtet war. Wir hofften für sie in der Colonie einstweilen ein schützendes Dach zu finden, denn das brauchten sie nothwendig, da es noch immer stark regnete. Ohnehin wollten wir dem Herrn Colonieverwalter einen Besuch abstatten.

Derselbe empfing uns mit kalter Gemessenheit, schien es kaum für nöthig zu halten uns Sitze anzubieten, und ließ sich nur unwillig herab, ein Gespräch mit uns anzuknüpfen. Dies Gespräch machte auf uns mehr den Eindruck eines Verhörs als einer Unterredung, und der Herr Colonieverwalter hatte unsern Berichten nur dann und wann ein kurzes, aber sehr bestimmtes: „Das glaube ich nicht", entgegenzusetzen. Es folgte die Frage, ob wir auch genug Proviant für die Heimreise hätten. Auf die Antwort des Kapitäns, daß wir in dieser Hinsicht natürlich auf die Güte unserer Gastfreunde angewiesen seien und daß wir hofften, uns in der Colonie mit Manchem versehen zu können, antwortete der Gestrenge nur mit einem: „Wenn Sie brav dänische Thaler in der Tasche haben, können Sie bei mir Alles erhalten." Der Sitte wegen, und weil wol noch andere reisende Gäste anwesend waren, wurde uns ein Glas Wein angeboten. Endlich ersuchten wir für unsere draußen im Regen stehenden Genossen um ein Unterkommen. Auch hierauf war die Antwort knapp und schroff: „Für die habe ich keinen Platz, sie sollen in ihr Boot gehen, oder ein Zelt aufschlagen, da können sie bleiben." Auf unsere Bemerkung, daß bei dem Regenwetter ein Aufenthalt in den Böten nicht gut möglich sei, antwortete uns der Herr halb höhnisch: „Wenn sie wirklich so viel ausgehalten haben, so werden sie von dem bischen Regen auch nicht umkommen." Mit diesem Bescheid gingen wir denn von dannen.

(Der General-Inspector der dänischen Colonien in Grönland, Herr Rink, sprach später in einem Briefe an Dr. Laube sein aufrichtiges Bedauern über das Auftreten dieses dänischen Beamten aus.)

Glücklicher Weise wußte der wackere Kapitän Bang, der hinzukam, als wir einem Landsmann, dem Missionar Dräxler, die Noth unserer Leute klagten, gleich Rath: der Schulmeister wurde geholt, die Schulstube geöffnet, die Bänke entfernt;

und nun waren unsere Leute mit einem Male im Trocknen. Zwei Tage später verließen uns die deutschen Missionare.

Die kleine Flotte, mit Mann, Weib und Kind und allerhand Gepäck beladen, legte noch einmal an die Constance an, und unsere theuern Landsleute schieden von uns mit Grüßen an die deutsche Heimat. Gern wollten wir noch etwas von grönländischen Erzeugnissen mit nach Hause bringen. Die Leute in Julianehaab waren für den Handel weit zugänglicher als die südlichern Ansiedler; auch blieb uns mehr Zeit und Gelegenheit, mit ihnen bekannt zu werden. So hatten wir bald eine Frau gefunden, welche uns für Zahlung Schuhe nähen wollte. Die Wohnung dieser Frau und ihrer Töchter unterschied sich vortheilhaft von den übrigen grönländischen Häusern. Der Wohnraum war mit weißem Firnis gestrichen und sehr rein gehalten, sowie mit hübschen Bildern und dem nie fehlenden Spiegel geputzt, und die Fensterscheiben waren durchsichtig, was in Grönland viel sagen will. Die Bewohnerinnen, jetzt eifrig für uns beschäftigt, machten übrigens auch in ihrer persönlichen Erscheinung eine rühmliche Ausnahme von der Regel. Sehr mühsam ist die Anfertigung des in Grönland zur Verzierung der Schuhe gebräuchlichen Ledermosaiks. Aus Lederstückchen von der Größe eines Mohnkornes nähen die Frauen mit Fäden aus Seehundssehnen diese Streifen mit unermüdlicher Geduld. Die Zurichtung der Fäden erregte unsere Heiterkeit. Die Sehnen des Schwanzendes wurden getrocknet und sodann in einzelne Fasern gerissen. Da diese Fasern nun nicht glatt und somit zum Nähen untauglich sind, so müssen sie hierzu erst vorgerichtet werden. Dies geschieht, indem die Nähterin den Faden einmal schnell über die von Fett glänzende Wange mit der flachen Hand rollt. Die Preise der Arbeiten sind natürlich nicht hoch gestellt, und wir waren bald handelseinig. Unsere Leute aber hatten mit den Eingeborenen längst nähere Bekanntschaft gemacht. Abends fuhr heute das Boot wiederholt ans Land. Aus der Küperei erscholl Musik zu Tanz und Lustbarkeit.

Denke sich der geehrte Leser einen mäßig großen niedrigen Geviertraum, der durch eine in der Mitte aufgehängte Thranlampe schwach erhellt wird. In der einen Ecke steht ein leeres Thranfaß; darauf haben zwei Grönländer Posto gefaßt, welche vergnüglich grinsend ihre Fiedeln bearbeiten. Die Melodien und die Tanzweisen, welche sie ihnen entlocken, klingen ziemlich fremdartig. Nach dem Takte dieser Musik wirbeln die Paare unter der Thranlampe durcheinander herum. Männlein und Weiblein: das scharrt und stampft mit den Füßen, klatscht mit den Händen, wobei die holden Tänzerinnen ihre Tänzer mit den abstehenden Haarbüscheln gelegentlich einmal unter der Nase kitzeln; die Paare bilden bald Ketten, bald Reihen. Nach kurzem Ruhen beginnt der Reigen von Neuem. Ueber der Scene schwebte eine dichte Wolke von Staub und Thrandunst, welche die Umrisse der an den Wänden lehnenden eingeborenen Jünglinge erkennen läßt. Zu Gunsten der Gäste verzichten sie auf das Tanzvergnügen. Unsere Leute rührten sich wacker, auch die Grönländerinnen zeigten sich als flinke Tänzerinnen. Die Freude leuchtete aus ihren Augen, und man sah deutlich, jenseit des Polarkreises tanzt das junge Volk ebenso leidenschaftlich als diesseit desselben. Viele der Damen hatten sich fest-

lich geputzt, andere aber, auf ihre angeborenen Reize pochend, wagten sich getrost in ihrem Alltagsgewand in den Ballsaal. Den Schluß des Festes bildete ein allgemeiner Kaffee, welcher in einem benachbarten grönländischen Hause genommen wurde.

Solche Tanzunterhaltungen wiederholten sich. Dabei ging es einmal so lebhaft her, daß der nahebei wohnende Colonievorstand sich dadurch in seinem Schlummer gestört fand. Aus der Küperei vertrieben, zog die Gesellschaft alsdann ohne weiteres auf den Harefjeld, wo auf einer etwas sumpfigen Matte bis zum hellen Morgen fortgetanzt wurde.

Diese Freude am Tanz ist übrigens auch den Vollblutgrönländern eigen, aber die strenge Sittenlehre der Herrnhuter Brüdergemeinde gestattet dieses Vergnügen nicht und die Missionare haben von jeher dagegen geeifert. In den südlichen Missionsplätzen, wo der Verkehr der Gemeinden der Herruhuter Mission mit den dänischen weniger lebhaft ist, läßt sich dasselbe nun leicht verhüten, schwerer in den nördlichen, z. B. in Godhaab, dessen Bewohner sich einer größern Ungebundenheit erfreuen. Da kommen die nachbarlichen Stammesgenossen herbei, um auch theilzunehmen an derartigen Lustbarkeiten. Zweierlei Tänze sind in Grönland gebräuchlich. Der eine ist ein Gesellschaftstanz ganz ähnlich unserer Quadrille Française. Auch hier werden Touren ausgeführt und Gruppen zusammengestellt. Der Tanzschritt ist ein eigenthümlicher. Es wird einmal mit den Füßen geschleift, einmal nach dem Takte gestampft und dann wieder rasch im Tempo aufgetreten. Der andere Tanz wird von zwei Personen ausgeführt und erinnert an den ungarischen Csardas. Es ist ein wechselndes Haschen und Entfliehen, ein rasches Drehen bald paarweise, bald einzeln. Beide Tänze sehen ganz hübsch aus und entsprechen dem gutmüthigen, wilden Auslassungen abgeneigten Volkscharakter vollkommen. Uebrigens tanzen die Grönländerinnen die in Europa üblichen Tänze ebenso gut wie sie bei uns daheim getanzt werden. Die nationale Musik bereichert ihren Schatz an Tanzweisen nicht durch Partituren; ein der Ziehharmonica kundiger Matrose bringt mit diesem Instrument die neue Weise über das Meer, und der musikalisch begabte Grönländer geigt sie in kurzer Zeit nach. Durch unsere Leute ist nun der Melodienschatz der Grönländer auch um einige deutsche Weisen bereichert worden.

Nach langem Regen war schönes Wetter eingetreten. Wegen widrigen Windes konnte die Constance noch nicht auslaufen. Um einigen Vorrath an frischem Fleisch für die Reise zu erhalten, wurde von einigen der deutschen Matrosen eine Bootfahrt nach dem gegen 10 Meilen entfernten Igalliko-Fjord unternommen, welcher sich auch Professor Laube anschloß. Im Innern dieses Fjords an derselben Stelle, wo einst Erik Rauda's, des ersten normannischen Ansiedlers, Haus gestanden haben soll, lebt eine grönländische Familie, welche — die einzige im Lande — Rinderzucht betreibt. Dort konnten wir, nach Kapitän Bang's Meinung, hoffen etwas Fleisch zu erlangen.

Erst spät in der Nacht kam das Boot unter den niedrigen Klippen von Igalliko an.

Die heutigen Bewohner von Igalliko sind ihrer Abstammung nach keine Grönländer; ihre Ahnen waren vielmehr Europäer und sind vor kaum hundert Jahren in Grönland eingewandert. Außer dem Gesichtsschnitt erinnerte aber nichts an die europäische Abstammung. Der Ahnherr der Familie hieß Olsen; seine Nachkommen hatten sich aber den beliebten Namen des Grönländerapostels Egede beigelegt.

Wir traten zunächst in das Haus des jüngern Sörn Egede. Nach glücklicher Umgehung des Düngerhaufens und einiger Pfützen gelangten wir zu dem schlauchartigen Bau, in welchem sich die Thür zum Wohnraum befand. Im halbdunkeln Zimmer rührte sich nichts; erst als der Steuermann rief, sprang Sörn von der gemeinsamen Pritsche in höchst primitiver Toilette auf. Sofort erkannte er den Rufer. Nun wurde es aber auch unter den Felldecken auf der Pritsche lebendig. Kinderstimmen verschiedener Tonart ließen sich hören, und aus der dunkeln Masse streckte sich bald da, bald dort ein Kopf hervor. Neben Sörn hatte seine Gattin Anni geruht, die uns jetzt, durchaus nicht genirt durch ihr Naturcostüm, aufmerksam musterte und dann trotz der herrschenden Finsterniß den ihr vom Steuermann mitgebrachten Brief las. Sie legte sich dabei graziös auf den Bauch und erfüllte zugleich gegen ihren jüngsten Sprößling Mutterpflicht. Beim Anblick der unsaubern Gestalten, die sich jetzt, Mägde und Hirtenjungen, weiter aus den Pelzen entwickelten, wurde es mir einleuchtend, daß wir besser thun würden, anderswo zu schlafen. Nachdem wir also die Familie Sörn geweckt hatten, gingen wir in das nächste Gebäude, wo Sörn's Vater, Paul Egede, mit seiner Frau und seinem jüngern ebenfalls schon beweibten Sohne hauste. Paul Egede war ein altersschwacher Greis, dessen Lebensflämmchen kaum noch aufzuflackern schien. Seine braune Gattin schien jedoch ziemlich viel grönländisches Blut in sich zu haben; sie war jünger als er und ganz rüstig. Paul Egede war luxuriös genug mit einem Hemd bekleidet. Madame fand dies beim Schlafen überflüssig. Aus dem Schlummer geweckt, stellte sie sich zwar anfänglich, als wolle sie ein solches Kleidungsstück überziehen, stand indeß bald von diesem Vorhaben ab und glotzte uns mit nichtssagenden Blicken an.

Der alte Paul sprach dänisch. Wir begrüßten ihn und gingen mit seinem Sohne nach unserm Boot zurück, das wir vollends aufs Land zogen. Auch sonst trafen wir einige Vorbereitungen für unsern Aufenthalt.

Sörn's Wohnung war nach grönländischen Begriffen sehr geräumig und verrieth eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers. Spiegel mit Goldrahmen und große Lithographien englischen Ursprungs zierten die Wände; selbst eine schwarzwälder Uhr fehlte nicht. Den größten Theil des Raumes nahm aber auch in dieser Behausung die gemeinsame Schlafstätte ein. Sörn selbst war ein kräftiger junger Mann mit typisch dänischem Gesicht, dabei leidlich sauber, seine Gattin Anni, eine Blondine, sollte einmal ein sehr hübsches Mädchen gewesen sein, jetzt aber, sie war noch nicht lange verheirathet, erschien sie uns schon etwas verblüht und dabei nicht frei von der Untugend fast aller grönländischen Frauen, von Unreinlichkeit. Ich sage absichtlich „Frauen", denn wenn ich auch nicht gerade behaupten will, daß die grönländischen Mädchen durchwegs so reinlich sind, daß sie sich täglich

wenigstens einmal waschen, und daß man selbst unter den erwachsenen Töchtern des Landes nicht manches unsaubere Gesicht entdecken könnte, so fehlt den jungen Dirnen doch keineswegs eine gewisse angeborene Gefallsucht, die sich selbst bis zu Eitelkeit und Putzsucht steigern kann. Nach der Hochzeit aber hört das alles auf; die grönländischen Frauen achten dann nicht mehr viel auf ihr Aeußeres, besonders sobald sich Familiensegen einstellt. Ausnahmen hiervon werden wirklich nicht allzu häufig sein.

Anni brachte Thee, welchen wir ihr zum Kochen übergeben hatten, und als Geschirr Porzellantassen, die mit Goldrändern und bunten Blumen verziert waren. Unsere Gastfreunde sahen uns ganz lüstern zu, und Sörn und Anni fühlten sich sehr geehrt und beglückt, als ihnen beiden ein Roggenbrot mit Butter gereicht wurde. Die übrigen erhielten auch Brot, aber trocken. Den Rest des Thees, ebenso etwas Candiszucker, gaben wir der grönländischen Gesellschaft preis, die sich sofort darüber her machte, das fremdartige Getränk möglichst schnell und massenhaft hinunterzuschlucken.

Zu unserer Schlafstätte wählten wir das Futterhaus. Die Egedes führten uns sofort dahin. Das kleine Gebäude diente als eine Vorrathskammer für Allerlei, die sehr der Lüftung bedurfte. Man bot uns in einem Waschgefäß Milch an. Wir zogen indessen vor, dieselbe aus einer unverdächtigen Steinschüssel zu trinken. Mittlerweile war in dem Raum ein Fenster gemacht worden, d. h. Sörn hatte einfach einen Stein aus der Wand hinausgedrückt, und durch die Oeffnung flogen nun alle überflüssigen Gegenstände: abgezogener Kalbskopf, altes Schuhwerk, getrocknete Fische, Kalbskaldaunen und diverse andere nicht gerade zusammengehörige Sachen heraus. Endlich war die Luft erträglich geworden, es wurde frisches Heu ausgestreut und wir überließen uns auf unsern Schlafsäcken der Ruhe.

Am andern Morgen beim Frühstück erhielten wir die unwiderleglichsten Beweise von der zweifachen Benutzung der Schüssel, die uns zuerst als Waschbecken angeboten, jetzt beim Kaffee, mit Milch gefüllt, erschien. Sörn's freundlicher Einladung uns davon zu bedienen, konnten wir um so weniger folgen, als sich die Kinder das unschuldige Vergnügen machten, mit ihren Näpfen aus der Schüssel zu schöpfen, wobei sie die ungewaschenen Aermchen bis an die Elnbogen in die Milch tauchten.

Sörn, der Steuermann, der Koch und einige von unsern Leuten gingen sodann das Rind zu schlachten. Ich selbst brach nach den Ruinen auf.

Auf der Stelle, wo heute Igalliko steht, soll die älteste Ansiedelung der alten Normannen gestanden haben: Brattelid, Erik Rauda's, des ersten Einwanderers Haus, wie denn der Igalliko-Fjord als Eimar-Fjord, und der von Julianehaabs nördlichem Ende nur wenig entfernte und über Land von Brattelid aus leicht erreichbare Meeresarm als Erik-Fjord der alten Normannen gedeutet wird. Mit welchem Grade von Sicherheit dies geschieht, mögen die Archäologen ausmachen. Genug, normannische Ruinen sind in ziemlicher Menge vorhanden.

Zunächst erscheint ein großer Raum, der ein Quadrat auf der einen Seite mit einem einspringenden Winkel durch mächtige Steine umfriedet. Die Felsblöcke liegen

nebeneinander und sind nicht durch Mörtel verbunden. In früherer Zeit mögen wol mehrere Reihen Blöcke übereinander gelegen haben; heute bemerkt man nur eine, doch können die danebenliegenden Steine heruntergestürzt sein. Im einspringenden Winkel dieses Hofes liegen die Ruinen eines Hauses, das, wenn es das Wohnhaus war, nur bescheidene Dimensionen zeigte. Hier eine flüchtige Schilderung. Der durch Mauern abgegrenzte Raum war etwa 20 bis 30 Schritte lang und 10 Schritte tief. Auch hier waren die Mauern aus niedrigen Steinblöcken zusammengefügt und genau wie die cyklopischen Mauern des südlichen Europas nicht durch Mörtel miteinander verbunden. Keiner der Blöcke war behauen; die Bruchfläche des Gesteines bildete die ebene Seite. Die Lücken waren mit kleineren



Ruinen von Erik Rauda's Haus.

Steinen ausgefüllt. An dem gegen Süden gekehrten Theil des Baues befanden sich zwei Eingänge. Auch diese erinnerten an jene alten Bauten. Denn die aus Steinen gebildeten Seiten der Thore neigten nach oben gegeneinander und waren durch aufgelegte riesige Steinplatten geschlossen, mithin ganz so construirt wie die Eingänge in den cyklopischen Mauern Griechenlands. Beide Thore waren vollkommen erhalten. Das eine war von Egedes zu einem Vorrathsmagazin zugebaut worden, das andere jedoch offen. Sie waren höchstens 6 Fuß hoch; ein großer Mann hätte durch den Thorbogen, so schien es, nicht aufrecht gehen können. Auf der Steinplatte, welche das Thor schloß, lag Erde, Gras sproß darauf, und da diese Bodenschichte eine ziemlich dicke war, also bei den Verhältnissen in Grönland

keineswegs im Laufe der Zeit durch Vegetation oder Verwitterung entstanden sein kann, so liegt die Annahme nahe, daß dies ein Ueberbleibsel der alten Bedachung ist, und die Erbauer ähnlich wie ihre Stammesnachkommen in Island ihre Häuser mit Rasen bedeckt hatten. Der Raum in der Einfriedigung des Steinkreises liegt übrigens voll von Felsstücken. Wenn schon die Zeit nicht vergeblich ihren Zahn an dem alten Gemäuer versucht hat, so hat jedenfalls die grönländische Bevölkerung noch wesentlich zur Zerstörung beigetragen, denn alle Bausteine, aus denen die heutigen Bewohner von Igalliko ihre Häuser aufführen, sind durch normannische Hände so schön gleichmäßig zugehauen, daß sie ein prächtiges Baumaterial abgeben.

Nach vierzehnstündiger Fahrt kamen wir wohlbehalten wieder bei der Constance an. Wir fanden das Schiff im Hafen, ganz von Eis blokirt, das, kein günstiges Omen für unsere baldige Erlösung, mit dem Strom von draußen hereingekommen war.

Der Kapitän, Dr. Laube und die Steuerleute wurden in Julianehaab von dem soeben in Amtsgeschäften eingetroffenen Pastor Anton, einem Dänen, sehr freundlich aufgenommen, und in seinem Familienkreise verlebten sie einige gemüthliche Stunden. Erst am 3. Juli konnte die Constance den Hafen von Julianehaab verlassen, und am 15. von widrigen Winden zurückgehalten traf sie bei der Insel Kaksimiut ein.

Kaksimiut ist eine Auslegerstätte. Die dänische Regierung hat dem Ausleger ein kleines Wohnhaus, ein noch kleineres Waarenhaus und ein Thranmagazin aufgebaut. Um diese Gebäude herum gruppiren sich einige Dutzend grönländische Hütten nebst Zubehör. Die Insel ist wie alle an dieser Küste felsig, dabei jedoch ziemlich niedrig. Gegen das Meer hin senken sich große flache Steinplatten sanft herab, sodaß sie zum Theil vom Hochwasser überflutet werden. Auf diesem Plateau haben die Einwohner ihren Vorrath von Jagdbeute liegen. Das Meer ist Straßenreiniger, indem die Flut die weggeworfenen Reste wegspült.

Nachdem wir die Vorzüge der Anlage beim ersten Blick übersehen und uns mit denselben näher vertraut gemacht hatten, lernten wir auch den Kaufmann Herrn Motzfeld kennen. Dieser, ein siebenundsechzigjähriger Mann mit rothem freundlichen Gesicht und muntern Augen, ließ sein Alter nicht errathen; er war rüstig, beweglich und gesprächig über die Maßen. Sein Tabacksvorrath stand uns sofort zu Gebote; auch trug er kein Bedenken, uns auf unser ehrliches Gesicht bis zur Ankunft in Dänemark zu borgen. So war denn für eine Zeit wenigstens dieser Noth abgeholfen, und vergnügt zogen die Leute mit dem geliebten Kraut an Bord. Motzfeld führte uns in seine Behausung. Das Gebäude der Regierung bewohnte er nicht; er hielt es aber für besondere Gelegenheiten, wie zum Beispiel zum Empfang unserer Gesellschaft, geöffnet und zeigte uns nun allerlei Raritäten und Merkwürdigkeiten, die er im Laufe der Zeit zusammengetragen hatte. Dann aber geleitete er uns in seine Wohnung. Motzfeld war verheirathet und Vater von 19, sage 19 legitimen Kindern. Seine Frau — er war nach dem Tode der ersten zur zweiten Ehe geschritten, war eine Vollblutgrönländerin. Ihr hatte es im europäischen Hause nicht gefallen wollen; sie zog es vor in einem Bau zu

wohnen, wie es hier zu Lande der Brauch. Ihr Gatte beschaffte ihr denn auch einen solchen, den sie zugleich nach seinem Tode als Witwensitz behalten sollte. Dort lebte er nun mit dem jüngern Theile seiner Familie, deren jüngstes Glied etwa ein Jahr alt war, während manche der ältern schon wieder Kindeskinder sahen, sodaß man in dem alten Manne den Stammvater einer Familie erblickte, die sich nach allen Seiten hin über Südgrönland verbreitete. Wir hatten Angehörige von ihm in Nennortalik, Julianehaab und Igalliko getroffen, und einige wohnten auch hier mit in Kakſimiut. Die Frau sah aus wie jede Grönländerin, nicht hübscher und sauberer. Freund Motzfeld war in heiterster Stimmung. Er erzählte Schnurre auf Schnurre, natürlich dänisch, das wir nur so hier und da verstanden. Ja, meinte er, reden könne er nicht deutsch, aber singen, und nun sang er: „Zachäus war ein braver Mann", und „Ich nehm mein Gläschen in die Hand" u. s. w. u. s. w. Dabei glänzten seine Augen und sehr verständlich unterstützte er seinen Gesang mit entsprechenden Geberden. Auch die Ziehharmonica mußte herhalten, und als das Concert beendigt war, empfahlen wir uns sehr befriedigt, um an Bord zurückzukehren. Motzfeld hatte zur Feier unserer Ankunft eine Ziege geschlachtet und die Hälfte derselben, in ein wirklich reines Tuch gewickelt, durch seinen Sohn an Bord geschickt. Der junge Mensch hatte sich gesäubert und geputzt, trug einen gewaschenen Anorak (ein von europäischen Stoffen gemachter Ueberzieher, der über den Fellanzug getragen wird) und ging in schön benähten Schuhen. Er war uns schon Tags vorher unter der Empfangsschar durch seine hervorragende Gewandtheit aufgefallen. Nach seinem freundlichen verständigen Gesicht zu urtheilen schien er ein guter Junge zu sein. Später kam sein Vater selbst an Bord und nahm Theil am Abendbrot. Gewaltig floß auch jetzt der Redestrom bei ihm, die andern kamen kaum zu Worte. Wer will's aber auch dem Einsiedler verdenken daß er sich einmal für Jahr und Tag in seiner Muttersprache das Herz leicht und die Zunge müde schwatzt!

Der folgende Tag war ein Sonntag. Bei den Grönländern, wo alle Tage Sonntag ist, hat das nicht viel zu bedeuten; aber die Leute auf der Constance dachten doch an ein besonderes Vergnügen. Auch hier waren unsere Matrosen durch die dänischen mit den Einwohnern bekannt geworden, und nun sollten die Feste von Julianehaab wiederholt werden. Dazu war um so mehr Gelegenheit, als der alte lebensfrohe Motzfeld ihnen gewiß kein Hinderniß in den Weg legte. Nachmittags kam er an Bord. Er hatte sich in seinen Feststaat geworfen; ein Sammtrock und ein seidener Cylinderhut: das will in Grönland etwas heißen. Die beiden Kapitäne und Dr. Laube lud er ein bei ihm zu speisen. Anfangs, so erzählt Laube, machte ich, eingedenk der grönländischen Wirthschaft bei ihm, gerade keine zusagende Miene. Auch that es uns leid, dem ohnehin mit europäischem Proviant nicht überreich ausgestatteten Manne mit unsern Ansprüchen zur Last zu fallen. Aber Kapitän Bang forderte uns auf ihn zu begleiten. Er versicherte, daß nur gebratenes, kein gekochtes Fleisch auf den Tisch kommen werde, ferner, daß Motzfeld schon so viel habe, um uns auch ein Glas Wein vorsetzen zu können. So nahmen wir die Einladung an. Diesmal wurden wir im europäischen Hause

empfangen. Die Gattin unsers Wirths und dessen verwitwete Tochter Agatha machten die Honneurs, sie hatten sich zu unserm Empfange geputzt, die Haare gekämmt und das Gesicht gewaschen. Motzfeld empfand „the noble pride of hospitality", und bot, was seine wüste Insel zu bieten vermochte: die andere Hälfte der Ziege, die er uns an Bord geschickt hatte, gebraten, Compot, Butterbrot, Wein und Grog. Im Trinken that er's uns allen zuvor, er schalt uns, daß wir nicht ordentlich Bescheid thäten. Mittlerweile war's im Nebenzimmer lebhaft geworden. Die Fiedeln kreischten, die Ziehharmonica leierte und die Füße schleiften und stampften im Takt. Der Ball war eröffnet. Als wir hinaustraten, bot sich uns dasselbe Bild wie in Julianehaab in der Küperei. Unter einer thranduftenden Staubwolke wirbelte es Kopf an Kopf durcheinander, und auch hier kam oft genug der Haarschopf einer Schönen mit dem Gesichtsvorsprung des Tänzers oder Zuschauers in sehr nahe Berührung. Die Unterhaltung war höchst lebhaft, und es dauerte nicht lange, so hatte unser alter Wirth auch eine holde Maid erfaßt und schwang sich zwischen den andern mit ihr herum. Er konnte gar nicht begreifen, daß weder ich noch die herzugekommenen Steuerleute etwas vom Tanz wissen wollten.

Viel zu früh wie er meinte verließen wir sein gastliches Dach; auch seinem Rum hätten wir zu wenig Ehre gethan. Ihn selbst sollte in dieser Beziehung kein Vorwurf treffen, denn auch nach unserer Abwesenheit prüfte und prüfte er in stiller Einsamkeit den Inhalt der Flasche, bis er der noch immer thätigen Ballgesellschaft die unverkennbarsten Beweise von der Wirkung des Genusses geistiger Getränke gab.

Der Morgen des 18. Juli brachte mehr Leben als gewöhnlich in unsere Umgebung. Ein kleines Küstenfahrzeug brachte die Nachricht, daß die Peru auf ihrer Fahrt nach Julianehaab heute bei Kaksimiut vorbeikommen sollte. Für Motzfeld hatte es außer verschiedenen andern Sachen auch ein Ankerchen Schnaps geladen. Der Empfänger hatte sofort Qualität und Quantität geprüft und vorzüglich befunden, weshalb seine Stimmung, als er am frühen Morgen an Bord kam, schon die ausgelassenste war. Nicht lange darauf sahen wir ihn in seinem Festtagsgewande im Umiak, von dem der Danebrog wehte, aus der Bucht fahren. Er fuhr an Bord der Peru seinen Besuch zu machen. Nur den Cylinderhut hatte er wol vorsichtshalber daheimgelassen. Auch von der Constance ging nun ein Boot nach der Peru ab. Ich selbst begab mich mit mehreren Offizieren und mit einigen von den Leuten aus Land. Agatha — es war 10 Uhr Vormittags — hatte noch nicht Zeit gehabt sich seit gestern zu waschen, auch auf den Gesichtern einiger anderer junger Damen sah man die unzweideutigen Spuren der gestrigen Anstrengung auf dem Tanzboden. Frau Motzfeld saß in ihrem Hause im neuen Natzek von gestern. Auf der Bank am Fenster lag der Schnapsanker mit einem Krahn versehen, daneben stand eine vollgezapfte Flasche und ein tüchtiges Glas. Heute schien das Haus des Kaufmanns eine besondere Anziehungskraft für die Leute von Kaksimiut zu besitzen, denn sie sprachen häufiger als sonst vor und gingen auch nicht ohne Stärkung von dannen. Da kam der alte grönländische Kapitän vom Schooner, da kam der Katechet, da kam wer überhaupt Zeit hatte und so

oft er Zeit hatte. Der Grund dieser ungewöhnlichen Frequenz ist leicht zu errathen. Als wir an Bord zurückkamen, erfuhren wir die Neuigkeiten, welche die Peru mitgebracht hatte, und dann auch, daß Herr Motzfeld fidel wie immer ohne lange Ueberlegung auf der Peru die Reise nach Julianehaab angetreten habe. Kaksimiut war also seines Hauptes beraubt. In der That, als ich Nachmittags ans Land kam, um die Insel zu durchstreifen, lag es recht verödet und still da. Nach manchem Kreuz- und Querweg gelangte ich zur Ansiedelung zurück. Kein Mensch war zu sehen; endlich tauchten einige von unsern Leuten auf, die auch zu sonst ungewöhnlicher Stunde den Heimweg an Bord antraten. „Nun", frage ich, „ist heute Kaksimiut ausgestorben?" „Nein, das nicht", erhielt ich zur Antwort, „aber betrunken sind sie alle!" — Und so war's. Da lagen sie in den Hütten, Jung und Alt, Männer und Weiber, unter der Wirkung des Schnapsgenusses ihrer nicht mächtig; auch Motzfeld's Gattin machte von der Regel keine Ausnahme, und selbst ihre Sprößlinge waren in sehr gehobener Stimmung. Sie hatten ihres Vaters Stolz und Zierde, den Cylinder, aufgestöbert und katzbalgten sich nun um diesen nach Herzenslust, saßen auf dem Dache des Hauses und spielten mit dem Hute, wie es Affen oder Katzen nicht niedlicher vermocht hätten. Wirklich nüchtern waren von der ganzen Einwohnerschaft nur zwei, Hans, der Sohn Motzfeld's, und ein junges Mädchen, Concordia, die auch sonst von ihren Landsmänninnen eine rühmenswerthe Ausnahme machte. Abends brachten sie den Faßkrahn an Bord. Wie viel oder vielmehr wie wenig Herr Motzfeld von seinem Schnaps noch vorfand, als er nach Hause kam, und welch schweres Gericht er über die Missethäter hielt, die ihm denselben weggetrunken hatten, mit welcher Freude er seinen Cylinderhut wiedersah, von dem allen kann ich leider nicht als Augenzeuge berichten. Aber der geehrte Leser wird sich's ohne Mühe selbst ausmalen können.

Der nächste Vormittag brachte dicken Nebel; doch klärte es um Mittag auf und der Wind ward gut. Da lichteten wir sofort die Anker und sagten dem freundlichen Kaksimiut Ade. Drüben auf den Felsen saßen die Mädchen des Ortes. Sie hatten bald innige Freundschaft mit den Leuten an Bord geschlossen, und als sie nun die Anstalten zur Abfahrt sahen, winkten sie trübselig Abschied. Ja eine und die andere wischte sich die Augen. Ein so seltener und unterhaltender Besuch und von so kurzer Dauer!

Noch einmal gingen wir vor Anker, und zwar am 23. Juli bei Fredericksbaab.

Die Colonie hat nicht jene Ausdehnung wie Julianehaab. Die Ortschaft liegt am Ende eines Fjordenarmes, in den sich ein kleiner Bach ergießt. Der Fjord ist durch Inseln geschützt und bietet den einlaufenden Schiffen eine sichere Zuflucht; doch vermeiden die Grönlandfahrer das Anlegen in Fredericksbaab deshalb gern, weil sie durch Nebel und widrigen Wind leicht wochenlang vom Auslaufen zurückgehalten werden. Die Häuser liegen auf einem Plateau zwischen drei Bergen; rechts und links erheben sich zwei rundkuppige Granitgipfel und ein wildzernagter Fels, der Rotenfjeld, schließt den Prospect ab. Von einer dieser Kuppen gewährt die Colonie einen recht freundlichen Anblick. Am Hafen liegen die Magazine; das Colonieverwalterhaus unterscheidet sich kaum von den übrigen und sieht

aus seiner Umzäunung sehr niedlich heraus. Einige andere ähnliche Gebäude, die Pastoren- und die Assistentenwohnung, reihen sich daran. Rein gehaltene breite Fußwege und ein mit Kieseln bedeckter Platz vor dem Hauptbau nehmen sich gut zwischen den grünen Flecken innerhalb der Colonie aus. Die Kirche liegt am obern Ende der Ansiedelung. Ein Friedhof um sie herum ist durch ein Staket eingehegt. Zwischen ihr und den Beamtenhäusern liegen die Hütten der Eingeborenen, welche durchweg mit einem Plankendach versehen sind. Aus der Ferne besehen scheint Frederickshaab eine Ausnahme von der bekannten Regel in Grönland zu machen, kommt man aber in die Ortschaft selbst, so ist auch hier dieselbe unordentliche Wirthschaft, derselbe unleidliche Geruch, wie überall. Der Friedhof, welcher sich von weitem ganz anständig ausnimmt, erinnert in Wirklichkeit eher an eine Stätte, wo der Abdecker sein Handwerk treibt; denn über den Gräbern und dem Rasen hin liegen von Hunden verschleppte Knochen, Walfischbarten, halbverweste Vögel und Fische überall herumgestreut, und nur das Staket sondert diesen Raum von dem ebenso beschaffenen zwischen den Häusern, der nur noch ärger durch obligate Düngerhaufen verunziert ist.

Außer einem Colonieverwalter, dessen Assistenten und einem Pastor leben hier keine Europäer. Dennoch zeigen die Eingeborenen, welche ausnahmslos aus Mischlingen bestehen, einen auffällig europäischen Typus, Männer sowol als Frauen. Sie schienen überdies auch durch die Nachbarschaft von Ivikät, von wo aus Kryolithschiffe häufig in Frederickshaab anzulegen gezwungen sind, an den Umgang mit Europäern gewöhnt.

Erst am 26. Juli früh 4 Uhr konnten die Anker zur Heimfahrt gelichtet werden und wir hatten nun das letzte Mal grönländischen Boden unter den Füßen gehabt. Das dichte Eis draußen zwang die Constance noch immer Kurs nach Norden zu halten. Wetter und Wind begünstigten uns. Abends hatten wir den großen Iisblink bei Fiskernäß, den zweit-größten Gletscher Südgrönlands, nahe bei uns. Die gewaltige Eismasse ließ die Thore und Bogen, welche die Wogen des Meeres in sie gewaschen hatten, in grünem Lichte herüberschimmern, und bald stärker, bald schwächer vernahmen wir das Anschlagen des Wassers. Ein prachtvoller Abend schloß den Tag. Noch einmal bekamen wir jene magische Beleuchtung zu sehen, die wir schon jenseits im Eise kennen gelernt hatten, und von der man sich in unsern heimischen Breiten keine Vorstellung machen kann. Aber die rothen brennenden Wolken deuteten auf nichts Gutes, und in der That kreuzten wir auch die folgenden Tage bei ziemlich hartem Wind in dichtem Nebel.

Als es am 29. Juli aufklarte, sahen wir weit ab von uns die Berge der grönländischen Küste liegen. Den 30. nahm die Constance den Kurs nach West. Gegen Abend schlug das uns wohlbekannte Geräusch der Brandung im Eis an unser Ohr. Bald war die Barrière vor uns, aber die Schollen lagen weit zerstreut, und wie ganz anders sahen sie aus! Zernagt und abgebröckelt, klein und für uns unscheinbar, trieben sie, ein Spiel der Wellen, umher. Das Schiff verfolgte ungehindert seinen Weg. Noch einmal hörten wir das wohlbekannte Commando im Eise, Scholle um Scholle blieb zurück. Robbenheerden, die darauf

lagen, hoben neugierig ihre Köpfe; sie sollten zum Abschied nicht unbegrüßt bleiben. Bald knallten die Zündnadelgewehre, den harmlosen Thieren Verderben sendend, für unsere Reise zum letzten Mal.

Hinter uns lag das Eis und schob sich zusammen zu einem blendendweißen Streifen; darüber her sandten uns die grönländischen Berge, welche die Abendsonne übergoldete, ihren Scheidegruß. Sie sanken tiefer und tiefer, der Schleier der Nacht breitete sich aus, und als wir am folgenden Tage an Deck kamen, waren wir unter 65° 11″ auf hoher See in der Davisstraße. „31. Juli. Kein Eis mehr. Gen Süden und — o himmlische Musik des Worts: heimwärts!"

Nach einer fast vierwöchentlichen Fahrt über den einsamen nordatlantischen Ocean tauchten endlich die Shetland-Inseln vor unsern Augen auf. Bald waren sie erreicht, und ein frischer Wind trieb uns in die Gewässer des Deutschen Meeres. Nach allen Richtungen hin durchspähten wir die weite Fläche, um des ersten deutschen Fahrzeuges ansichtig zu werden, das vielleicht den geraden Weg nach der Heimat einschlagend, mit der Kunde von unserer Wiederkunft nach Hause eilen konnte. Aber keines ließ sich sehen, auf der großen Fischerbank (Doggersbank) lagen nur Holländer und norwegische Fischer. Die Einfahrt des Kattegat war erreicht, belebter ward die See um uns, ja auf der Höhe vor Skagen lagen mit uns an dreihundert nach der Ostsee bestimmte Schiffe. Noch immer wollte sich kein deutsches Segel zeigen. Was mochte das nur bedeuten? Hatte die deutsche Nation während unserer Abwesenheit die Seefahrt aufgegeben? Da kam der Lootse an Bord und brachte die Kunde von den gewaltigen Ereignissen, die sich inzwischen in Europa vollzogen hatten. Nun erst erfuhren wir, wie der seit lange bevorstehende Kampf mit dem alten Erbfeind zum Ausbruch gekommen, und wie er bisjetzt — das mußte ja selbst der Däne uns wahrheitsgetreu mittheilen — von Deutschland siegreich geführt worden war. Nun erklärte sich alles. Nun verstanden wir, warum wir keinem deutschen Fahrzeuge begegnet, warum wir Hunderte von deutschen Schiffen auf der Rhede von Helsingör vor Anker antrafen. Wie das alles von Mund zu Munde ging! Noch nicht einmal auf heimischem Boden, dachten die Jüngern unter uns schon wieder daran, sofort mit nach Frankreich zu ziehen, sie fürchteten nur, „es könnte vorbei sein, ehe auch sie hinkämen, den Franzosen eins am Zeuge zu flicken".

Am 1. September war endlich Kopenhagen erreicht. Die schöne freundliche Stadt mit ihren prächtigen Buchenhainen machte heute einen doppelt befriedigenden Eindruck auf uns Ankömmlinge. Wie ganz anders erschien hier die Landschaft gegenüber den öden Gestaden Grönlands! Vergnügt ließen wir schon im Sunde die Blicke über die Ufer hinstreifen, und freudig begrüßten wir die netten Ortschaften, die lieben, grünen Bäume, die wir so lange nicht gesehen hatten. Hier nun in Kopenhagen sollten wir der civilisirten Gesellschaft wiedergegeben werden. Die beiden Kapitäne waren miteinander ans Land gefahren; wir blieben an Bord. Die Constance wurde in den Thrangraben verholt.

Erst jetzt fiel es uns ein, unserer sehr herabgekommenen Außenseite einige Aufmerksamkeit zu schenken, und — die zerlumpte Gesellschaft lachte sich gegenseitig

an. So wie wir waren konnten wir das Schiff nicht verlassen, wenigstens bei Tage nicht; die Polizei hätte sicherlich auf uns gefahndet. In Seehundsmützen, der eine in Kamiken, der andere in Seestiefeln, aus denen die Zehen heraussahen, mit durchlöcherten Beinkleidern und fadenscheinigen Röcken oder isländischen Hemden auf dem Leibe, so waren wir heimgekommen. Endlich holte uns in der Abenddämmerung Kapitän Hegemann in einem Wagen ab. Der erste Weg war in ein Kleidermagazin. Man kann es dem Besitzer desselben nicht verdenken, wenn er mit seiner Leibesbreite Flur und Waarenvorrath vor uns zu schützen suchte, bis ihm ein vom Consul ausgestelltes Certificat mehr Vertrauen einflößte. In wesentlich verbesserter Gestalt fuhren wir nach dem Gasthause. Auch da schien der Wirth nicht wenig verlegen bei dem Anblick der seltsamen Gäste, die ihm ins Haus fielen. Aber schon den nächsten Tag hatten wir uns sehr zu unserm Vortheil verändert und konnten uns in den Straßen Kopenhagens sehen lassen, ohne unsers Aeußern wegen Bekanntschaft mit der Polizei fürchten zu müssen.

Dank dem Telegraphen durchdrang die Nachricht von unserer glücklichen Rückkehr das Vaterland nach allen Enden. Bald sollte mehr und Deutlicheres nachkommen. Am 3. September, demselben Tage, wo durch die heimischen Gauen, ja durch ganz Europa, die Kunde von der gewaltigen, folgenschweren Schlacht von Sedan flog, betraten wir über Friedericia kommend in Schleswig den deutschen Boden. Ueberall festliches Flaggen; Abends leuchtete und flammte es in allen Städten und Städtchen, die wir berührten, bis wir in Hamburg gerade noch rechtzeitig eintrafen, um Zeugen der großen Illumination zur Feier des Sieges zu sein, und so wie im Triumph das Vaterland begrüßen zu können.

So standen wir denn Alle wieder auf heimischer Erde und hatten nach so viel Noth und Gefahr nun die in mancher schweren Stunde kaum noch gehoffte Freude, unsern lieben Angehörigen und Freunden daheim in tiefer herzlicher Erregung die Hände schütteln zu können. Es wäre uns freilich lieber gewesen, hätten wir, fröhlich wie später die Germania, mit unserm guten Schiffe in Bremerhaven einlaufen können, anstatt mit dem Eilwagen von Hamburg durch das Osterthor in Bremen einzufahren. Aber es war uns nun einmal so zugedacht, und jetzt, da unsere That gethan, unser Schicksal nach höherm Rathschluß erfüllt ist, sei Murren ob des unerreicht Gebliebenen uns fern.

Wenn das Bewußtsein ehrlicher Pflichterfüllung tröstlich ist, so wollen wir Hansamänner das Urtheil der Zeitgenossen gelassen erwarten. Wir können uns nicht schmeicheln, die Kunde von Grönland erheblich vermehrt zu haben, aber wir konnten zeigen, was die menschliche Natur zu ertragen, was menschliche Kraft und Ausdauer zu leisten vermag.

Elftes Kapitel.

Weitere Schlittenreisen im Frühjahr und Bootfahrt nach Clavering-Insel.

Anfang April bis Ende Juli 1870.

Die Kirchenspitze. — Hühnerberg. — Gletscher desselben. — Besteigung des Kronenberges und des Sonnenkopfes. — Basismessung. — Copeland's und Sengstacke's Schlittenreise nach Shannon. — Aeußerst schwieriges Fortkommen. — Basaltblock. — Ruthnerspitze. — Ein junger Moschusochs wird lebend gefangen. — Winkelmessungen. — Der Frühling bricht herein. — Insektenleben. — Wolfsspinne. — Fliegen. — Mücken. — Muschelberg erstiegen. — Der Schlitten muß zurückgelassen werden. — Spielende Eisbären. — Raubmöven. — Vogelleben in Ostgrönland. — Eiderente. — Bürgermeistermöve. — Küstenmeerschwalbe. — Schneeammer. — Steinschmätzer. — Das Gepäck muß zurückgelassen werden. — Die frühern Eingeborenen der Ostküste. — Clavering's Zusammentreffen mit denselben 1823. — Das große Boot wird ausgerüstet. — Kap Borlase Warren. — Reiche botanische Ausbeute. — Wir gehen zu Fuß weiter. — Die Finsch-Inseln. — Reste der Eskimoniederlassung. — Zeltringe. — Vorrathslöcher. — Gräber. — Muthmaßlicher Grund der Auswanderung. — Rückkehr an Bord.

Da der Gesundheitszustand von Dr. Börgen immer noch derart war, daß er Schonung erheischte, so unternahm Dr. Copeland, in Begleitung des Bootsmannes Warkmeister, des Maschinisten Krauschner und des Matrosen Peter Iversen eine Excursion nach Klein-Pendulum, um dort einige Stationen auszuwählen und zu signalisiren. Die kleine Gesellschaft verließ das Schiff am 4. April, gelangte zum Stufenberge, bestieg am 7. die sogenannte „Kirchenspitze“, konnte aber den Tafelberg wegen zu schlechten Wetters nicht erreichen und kehrte daher schon am folgenden Tage zurück.

Am Montag den 11. machte sich Dr. Copeland, begleitet von Dr. Pansch, Iversen und Warkmeister, wieder auf den Weg, diesmal nach dem Festlande, um den Hühnerberg zu signalisiren und von dort nach dem Kronenberg zu gehen. Zunächst wurde ein Gletscher besucht, in einem jener eigenthümlichen Kesselthäler, an denen die Pendulum-Inseln so reich sind. Das Wasser, welches im Sommer von diesem Gletscher abfließt, findet durch unterirdische Kanäle seinen Weg ins

Meer. Das untere Ende des Gletschers fanden wir größtentheils verschneit und im Norden lagen die Reste einer kürzlich herabgestürzten Lawine. Die Moränen bestanden aus Basalttrümmern und granitischen Gesteinen; auch fanden wir eine Menge Schwefelkies und einige sehr schöne Krystalle, anscheinend Feldspath. Die Oberfläche des Gletschers schien ganz spaltenfrei zu sein; doch belehrte uns das in Intervallen von etwa einer Minute wiederkehrende Krachen, daß derselbe auch zu dieser Jahreszeit nicht ohne Bewegung war. Die ganze Front des Gletschers erschien auf höchst eigenthümliche Weise marmorirt; die verschiedenfarbigen Lagen liefen mit Ausnahmen von einigen wellenförmigen beinahe horizontal, und zeigten



Hühnerberg-Gletscher.

alle Nuancen vom reinsten Weiß durch Braun bis zum tiefsten Schwarz. An einer Stelle war das Eis von einer Kiesschicht von 15 Centimeter Dicke durchsetzt.

Durch Schneestürme zwei Tage im Zelt aufgehalten, wurde, trotzdem das Unwetter und Sturm noch furchtbar rasten, der Rückweg nach dem nur 7 Seemeilen entfernten Schiff angetreten, und dasselbe am Abend des 14. April nach 5½stündigem Marsche, dessen Richtung sich nur nach dem Kompasse bestimmen ließ, erreicht.

Ein unter Copeland's Leitung am 18. unternommener Ausflug führte zur Besteigung des 561 Meter hohen Kronenberges. Ueberraschend war es hier oben

gelben Sandstein zu finden, während die ganze Krone (die dem Berge den Namen verschaffte) von schönen verticalen Basaltsäulen umgeben ist und wahrscheinlich ganz aus demselben Gestein besteht. Der Sandstein bedeckt die ganze obere, etwa 20—30 Meter haltende Kuppe, und enthält einige verkohlte Pflanzenreste.

Auf dem Rückmarsche erfreute uns ein wunderbar schönes Schauspiel. Die Sonne war schon tief im Nordwesten an den Horizont gesunken, sodaß die ganze Straße und die Berge des Festlandes in tiefen Schatten gehüllt waren. Nur die schroffen Klippen des Hasenberges leuchteten in Purpurglut, die seltsam gegen das Azurblau des Himmels und dann wieder gegen das starre todtenähnliche Weiß des



Kronenberg vom Hühnerberge aus.

Schnees abstach. Die Färbung war bisweilen so intensiv, daß man glauben konnte, die Basaltfelsen befänden sich in einem von innerer Glut erhitzten Zustande.

Zur Vereinfachung des Netzes für die Triangulation wurde eine Besteigung des 616 Meter hohen Sonnenkopfes nothwendig und dieselbe daher von Copeland und Sengstacke am 24. April ins Werk gesetzt. Dieser Berg liegt fast im Mittelpunkt der Insel Klein-Pendulum. Wenn man denselben aus ziemlicher Entfernung von Süden, Norden oder Osten sieht, so scheint er die östlichste Spitze der Pendulum-Inseln zu bilden und ist wahrscheinlich die von Sabine und Clavering Kap Desbrowe, von Scoresby Kap Herschel genannte Höhe. Es war auch der ersehnte Punkt, den Kapitän Hegemann und die Hansamänner im August 1869 erblickten, den zu erreichen ihnen aber nicht vergönnt war.

Der Cairn, den wir auf dem Sonnenkopf gebaut hatten, konnte aus einer Entfernung von 59 Kilometern oder fast acht deutschen Meilen gesehen und eingestellt werden.

Inzwischen hatte sich Börgen von der Verwundung durch den Eisbären so weit erholt, daß er wieder thätigen Antheil an den Arbeiten nehmen konnte. Die Messung der Basis wurde daher mit allem Eifer in Angriff genommen, erlitt aber dadurch Aufenthalt, daß die Meßstangen uns von Eisbären verschleppt worden waren, sodaß erst neue angefertigt werden mußten. Mit verschiedenen durch den Wind veranlaßten Unterbrechungen wurde sodann die ganze Länge der Basis, 709 Meter, bis zum 14. Mai fertig bestimmt, und zwar wie wir hoffen mit ziemlich großer Genauigkeit. Die Temperatur war während dieser Zeit nicht über —8° R., meistens nicht unerheblich darunter; wir fanden es aber trotzdem nicht schwierig, die Arbeit auszuführen, und sind überzeugt, daß die Temperatur kein Hinderniß ist, mit delicatern Instrumenten in arktischen Gegenden eine den europäischen Basismessungen gleiche Genauigkeit zu erzielen. Die niedrige Temperatur hatte jedoch zur Folge, daß längere Zeit zu der Messung gebraucht wurde, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Denn wenn wir auch durchschnittlich jeden Tag, wo wir messen konnten, zweimal 4—5 Stunden hintereinander beschäftigt waren, so mußten wir doch oft pausiren, um uns zu erwärmen. Dazu kam noch, daß wir nur zu zweien thätig sein konnten und nur zwei Meßstangen hatten.

Nachdem am 8. Mai die Schlittenexpedition unter Payer's Führung nach Norden abgegangen war, verließ am 14. Copeland mit Sengstacke und drei Matrosen den Winterhafen, um auf Shannon und der Kuhn-Insel Cairns (Steinpyramiden) zu errichten und Winkelmessungen zu vervollständigen. Es war keine leichte Arbeit, den 500 Kilogramm schwer beladenen Schlitten über den unebenen Schnee fortzuziehen, wir wandten uns daher östlich, um wieder auf das junge Eis zu kommen. Aber auch dieses war sehr porös und weich; das Wasser sickerte von unten durch, und da es beim Gefrieren sein Salz ausscheidet, so lag eine Menge Salz oder concentrirte Salzlösung auf dem Eise, wodurch dem darüber hingleitenden Schlitten großer Widerstand erwuchs.

Auf der weiten Eisfläche zwischen der Kuhn-Insel, Shannon und den Pendulum-Inseln war der Schnee durch die Stürme wie ausgemeißelt. Seine obere Kruste war zwar hart, doch brachen die Kufen des Schlittens oder unsere Füße oft hindurch, und da stellte sich heraus, daß der darunter befindliche Schnee sehr wenig Festigkeit hatte und von einer so bodenlosen Tiefe war, daß wir eine $2^1/_2$ Meter lange Zeltstange leicht hineintreiben konnten, ohne auf das feste Eis zu gelangen. Oft brach der Schlitten ein, sodaß es uns nur mit der äußersten Anstrengung gelang, ihn wieder aus dem Schnee zu ziehen, und wir vermochten bald nur noch mit der Hälfte der Ladung vorwärts zu kommen. Um 6 Uhr Morgens am 16. befanden wir uns nur $1^1/_2$ Seemeilen nördlich von Klein-Pendulum, wo wir ganz erschöpft das Zelt aufschlugen, um während der Tagesstunden neue Kräfte zu dem nächsten Nachtmarsche zu sammeln. Als wir Abends wieder aufbrachen, versuchten wir noch einmal mit der ganzen Ladung vorwärts zu kommen,

waren aber nach $2\frac{1}{2}$ Stunden mit den größten Anstrengungen nur etwa eine Seemeile weiter gelangt, sodaß wir wieder zu der Methode des Halbirens greifen mußten, d. h. erst die eine Hälfte der Ladung eine Strecke weit, z. B. $1\frac{1}{2}$ Seemeilen, vorwärts zu bringen, abzuladen, darauf die zweite Hälfte eine ähnliche Strecke über die erste hinauszufördern, dann diese zu holen und wieder weiter vorwärts zu schieben. Auf diese Weise hat man das allerdings zweifelhafte Vergnügen, denselben Weg dreimal zurückzulegen, nämlich zweimal mit beladenem und einmal mit leerem Schlitten.

Die Anstrengungen der letzten Tage hatten unsere Kräfte so mitgenommen, daß wir am 19. erst um 8 Uhr Morgens aufbrechen konnten. Zu ungünstiger Zeit marschirend hofften wir dennoch Shannon, dessen Amphitheater von Basaltsäulen so nahe erschien, bald zu erreichen, um hier ein Proviant-Depot zu errichten.



Basaltblock.

Um Mittag betraten wir die Küste. Die letzten 2—3 Meilen ging es über das glatte Süßwassereis, das von den Tümpeln des vergangenen Jahres gebildet war, recht leicht und rasch. Von Schnee rein gefegt, war es weit hinaus mit Erde und Steinen bedeckt, die durch die Nordstürme hinabgeführt waren.

Ueberall lagen mächtige Basaltblöcke regellos umher; manche so eigenthümlich balancirt, daß das Gewicht eines Mannes genügte, sie in schwingende Bewegung zu setzen. Einer derselben ruhte auf drei kleinen Steinen, als ob menschliche Kraft ihn zu irgendeinem Zweck solchergestalt gestützt hätte.

Am 20. errichteten wir ein bären- und fuchssicheres Depot. Längs des Strandes waren zahlreiche Zeltringe, und es deuteten noch andere Zeichen, wie Speckverstecke, Knochen von Walroß und Seehund, und zahllose Muschelschalen darauf hin, daß dieser Platz in frühern Zeiten ein beliebter Sommeraufenthalt für

die Eskimos gewesen war, eine Rasse, welche uns wirklich Bewunderung abzwingt, wenn wir bedenken, mit wie geringen und unzureichenden Hülfsmitteln sie der harten und rauhen Natur ihr karges Dasein abringen muß. Wie an andern Orten, so ließen auch hier kleine Haufen von bunten Steinen und kleine Zeltringe die Spielplätze der Kinder erkennen, eine rührende Erinnerung an das Familienleben der verschwundenen frühern Bewohner dieser unwirthlichen Gegenden. — Beim Passiren eines breiten Thales südlich von unserer Station, wo wir einen Cairn gebaut hatten, trafen wir, angelockt durch die reiche Vegetation, eine ganze Heerde Moschusochsen, elf ausgewachsene Thiere und drei Kälber, die dort friedlich weideten. Einige ließen uns anfangs nahe herankommen, scheinbar furchtlos und unbekümmert, nahmen dann aber doch Reißaus. Drei andere dagegen, von zwei Kälbern gefolgt, setzten sich in Vertheidigungsposition. Die Köpfe gesenkt und dicht aneinandergedrängt, schnaubten sie uns wild an, ohne jedoch Miene zu machen, uns anzugreifen. Die Kälber standen hinter den ausgewachsenen Thieren und wurden stets wieder zurückdirigirt, wenn sie neugierig hervorkommen wollten. Wir feuerten ein paar wohlgezielte Schüsse auf sie ab und sprengten dadurch ihr Quarré, sodaß sie jetzt ihr Heil in der Flucht suchten.

Bemerkenswerth war die Sorgfalt, mit der die merkwürdigen Geschöpfe selbst auf der eiligsten Flucht immer darauf bedacht waren, daß keins von den Kälbern zurückbliebe, und die Bullen waren dabei ebenso sehr um ihre Nachkommenschaft besorgt wie die Kühe. Fliehend entwickelten sie große Schnelligkeit und selbst die Kälber, die höchstens 14 Tage alt sein konnten, und die wie so viele jugendliche Vierfüßler unverhältnißmäßig lange und dünne Beine hatten, liefen mit überraschender Geschwindigkeit. Bald konnten wir nichts mehr von ihnen wahrnehmen als eine Anzahl von schwarzen Flecken, die rasch über ein Schneefeld hinweghuschten.

Nach einer Rast marschirten wir am 21. Mai gerade auf die Ruthner-Spitze los, jenen Berg der Kuhn-Insel, welchen wir früher als einen zur Aufnahme günstigen Punkt gewählt hatten. Mit der Unterbrechung von einer Stunde, um Kaffee zu kochen, marschirten wir bis um 10 Uhr Vormittags des andern Tages. Es war dies unser größter Marsch, nämlich 13 Seemeilen, die noch dazu ohne besondere Anstrengung zurückgelegt wurden. Wir verdankten diesen Erfolg ebenso sehr und mehr der niedrigen Temperatur jener Nacht, die den Schnee hart und fest machte, als der Erleichterung des Schlittens nach Zurücklassen des Depots.

Auf unserm Weitermarsche fesselte ein Eisblock unsere Aufmerksamkeit, den wir, als er durch ungewöhnliche Strahlenbrechung gehoben wurde, schon bei unserm Abmarsch von der Tellplatte bemerkt hatten. Jetzt spielte die Refraction auf andere Weise mit ihm; bald schien es, als ob er in wenigen Minuten zu erreichen sein würde, so klar und deutlich traten die Contouren hervor, bald rückte er wieder weit gegen das Land zurück, und in der That kostete es uns noch Stunden, ehe wir den Block erreichten, der etwa 1—$1\frac{1}{2}$ Seemeilen vom Strande entfernt lag. Derselbe war 30—40 Meter lang und etwa 15 Meter hoch und schien durch atmosphärische Einflüsse schon stark mitgenommen. Er mußte jedenfalls schon lange

von dem Gletscher, dem er früher angehört hatte, abgetrennt sein, und mochte in der That jahrelang an dieser Stelle gelegen haben.

Die durch Copeland und Sengstacke ausgeführte Besteigung ergab, nach Barometerbeobachtungen, eine Höhe von 1058 Meter, zugleich aber auch die betrübende Gewißheit, daß dieser Berg für unsere Aufnahmen wegen seines schneeigen Gipfels nicht zu benutzen war. Wir brachen daher am 25. Mai wieder auf, um Kap Bremen zu erreichen, was durch den weich gewordenen Schnee nur unter großen Anstrengungen gelang, und theilten unsere kleine Expedition. Börgen und Iversen sollten den Cairn auf Kap Bremen vergrößern und hier die Winkelmessungen beginnen, während Copeland und Sengstacke mit Flinte, Azimut-Kompaß und Proviant für einen Tag versehen nach dem Muschelberge auf Hochstetter's Vorland gingen. Auf diesem Ausfluge fanden sie Braunkohle, von so ausgezeichneter Güte, daß sie sich mit einem Schwefelholz entzünden ließ und kaum Asche erzeugte. Später begegneten sie einer ganzen Familie von Moschusochsen, Bulle, Kuh und Kalb. Der Bulle war außerordentlich groß und mit riesigem Höcker versehen. Er war aber sehr scheu und rannte, sobald er uns bemerkte, in vollem Galopp davon, seine Gefährten weit hinter sich lassend. Die Kuh dagegen beachtete uns kaum und fuhr ruhig fort, ihr Kalb zu säugen. Zwei indiscrete Schüsse störten sie in dieser Beschäftigung, und nun wandte auch sie sich zur Flucht, ohne sich besonders um das Kalb zu kümmern, welches in seiner Verwirrung wie Schutz suchend auf uns zulief und sogleich gefangen wurde. So waren wir denn, wol die ersten Europäer, im Besitz eines lebenden Exemplars von Ovibos moschatus, aber unsere Freude darüber war keine ungetrübte. Schien es doch bei der Entfernung des Schiffes fast unmöglich das kostbare Thierchen, welches noch nicht einmal von der Muttermilch entwöhnt war, lebend an Bord zu bringen. Zwar trug Sengstacke dasselbe eine Zeit lang zwischen den Klappen seines Tornisters, aber das laute und unaufhörliche Blöcken nach Hülfe hätte uns der Gefahr eines Angriffs preisgeben können, gegen welchen unsere eine Vogelflinte nicht hinreichender Schutz gewesen wäre. So wurde das Kälbchen denn getödtet, um wenigstens Fell und Schädel für die zoologische Sammlung zu retten, die jetzt das Königliche Museum in Berlin zieren.

Der Rückmarsch über den Schnee war sehr ermüdend. Wenn wir 1 oder 1½ Seemeilen zurückgelegt hatten, machten wir Halt, um ein wenig auszuruhen; dann ging's wieder eine Strecke weiter. Die Sonne schien uns gerade ins Gesicht und wir hatten ebenso sehr von Durst und Hitze zu leiden, als wenn wir durch eine Wüste gezogen wären. Endlich nahm uns der ersehnte kühle blaue Schatten von Kap Bremen auf, und wir erreichten nach einer Abwesenheit von über 25 Stunden um 7½ Uhr Abends den 27. das Zelt, in dem die Gefährten schon schliefen. Ein Trunk Wasser, und auch wir krochen in unsere Decken und waren bald im Lande der Träume.

Börgen hatte inzwischen Kap Bremen erstiegen und war mit seinen Winkelmessungen zu günstigen Resultaten gelangt, allerdings erst nachdem er drei Mal den mühseligen Weg wiederholt hatte. Nachdem das Universalinstrument aufgestellt ist

und die Winkelmessung begonnen hat, wird das Fernrohr von einem Signal zum andern gedreht, der mittelste der fünf verticalen Fäden auf den nun durch die Entfernung so winzig klein aussehenden mächtigen Cairn der entfernten Stationen eingestellt und der Kreis mittels der zwei Mikroskope abgelesen; die Differenzen dieser Ablesungen geben dann die gesuchten Winkel. Diese Messungen werden aber nicht blos einmal gemacht, sondern man wiederholt sie so oft man kann, oder bis man glaubt, genug zu haben, um die Genauigkeit der Kenntniß von der Größe der Winkel zu erhöhen. Oft thut aber auch die Unruhe der Luft den Messungen Einhalt. Die von dem erhitzten Boden aufsteigenden warmen Dünste bewirken ein solches Flimmern und eine solche Unruhe der Bilder der entfernten Stationen, daß es oft unmöglich ist, auch nur annähernd den Ort des Signals, geschweige denn dieses selbst zu erkennen. Man begreift, daß diese Unruhe der Atmosphäre am größten ist während der Tagesstunden, wo die Sonne den nackten Fels bescheint, und es sind daher im Allgemeinen die von der Mitternachtssonne erleuchteten Nachtstunden für solche Messungen die günstigsten.

Das Frühjahr war inzwischen hereingebrochen. Wo wir vor 48 Stunden keinen Trunk Wasser erhalten konnten, ohne ein Feuer anzuzünden, und wo wir vor 24 Stunden nur ein leises Murmeln tief unter dem Schnee gehört hatten, ward jetzt die Oberfläche von unzähligen Rinnsalen krystallhellen Wassers durchschnitten und brauste ein schäumender Gießbach dahin. Wo wir gestern noch auf hartem Schnee gegangen waren, brachen wir heute knietief in ein brackiges Gemisch von Schnee und Wasser ein. Aber wie wurden wir erst überrascht, als wir an den Strand zu unserm Zelt kamen! Wir hatten dasselbe etwas erhöht auf einem Kiesfleck aufgeschlagen und fanden es jetzt auf einer Halbinsel stehen, inmitten eines großen Sees, dessen Wasser es nahezu bespülte. Unweit davon schoß ein breiter tosender Bach aus der Schlucht vorbei, dessen Fluten noch keinen Ausweg durch den Eisfuß auf das Meereis draußen gefunden hatten und sich jetzt zu dem See aufstauten, in dem sich unser Zelt befand. Und all dieser Ueberfluß, nach dem wir noch 24 Stunden vorher die Sonnenwärme benutzt hatten, um in der Höhlung eines großen Steinblocks das nöthige Wasser zum Trinken und Kochen zu schmelzen! Ja der arktische Sommer kommt über Nacht, aber wie wäre es sonst auch möglich, daß in der kurzen Zeit von drei Monaten Blumen aus dem Schooße der Erde hervorgelockt und ihre Früchte gereift werden.

Auch das Insektenleben fing an sich bemerklich zu machen. Schon am 24. Mai hatten wir die ersten Fliegen, eine große blauschillernde Art (Calliphora groenlandica Zetterst.), beobachtet und am 31. trafen wir eine Menge gelber haariger Raupen auf den Andromedazweigen, sowie einige Spinnen an. Die letztern erwiesen sich als eine für die Wissenschaft neue Art, welcher Dr. Ludwig Koch in Nürnberg den Namen Lycosa aquilonaris beilegte und über die er das Folgende mittheilt:

„Wenn in unsern Gegenden der Schnee schmilzt und allmählich an sonnigen Abhängen oder um die Wurzeln mächtiger Bäume kleine Oasen brauner Erde

sichtbar werden, dann kommen bei hellem Sonnenlichte auch gleich die immer beweglichen Wolfsspinnen zum Vorschein, auch dicht am Gletscher treiben sie sich herum. Eben weil der größte Theil der zu dieser Familie gehörenden Arten sonnenliebend ist, scheint sie auch die Kälte nicht zurückzuschrecken, wenn nur der klare Sonnenschein nicht fehlt. So ist es denn auch erklärlich, daß im höchsten Norden, wo vielleicht nur wenige Spinnen mehr ihr Dasein fristen können, noch die muntern Wolfsspinnen, gleich ihren hochlebenden Verwandten unserer Alpen, in größerer Anzahl existiren können."

Uebrigens wurde nur diese eine Spinnenart von uns beobachtet, dagegen noch zwei weitere Fliegenarten und eine Hummel (Bombus pratorum L.), dieselbe Art, welche sich auch im ganzen nördlichen und mittleren Europa findet. Die zuerst erwähnte Fliege zeigte sich sowol am Schiffe wie auf dem Lande überall häufig. Als sich am 26. Mai zum ersten Male die Temperatur über den Gefrierpunkt erhob und bis + 4,9° R. stieg, waren Fliegen, wie mit einem Schlage, in Unmasse vorhanden. Mit den ersten Fröſten im September verschwanden sie wieder.

Mücken, bekanntlich eine der größten Plagen arktischer Länder, und fast lästiger und aufreibender als in den Tropen, fanden wir in warmen Tagen längs der ganzen Küste, wurden indeß nur ausnahmsweise durch dieselben incommodirt. Welcher Vortheil vor Westgrönland oder den Tundrengebieten Ostfinnmarkens und Nordasiens!

Da es nicht möglich war mit dem Schlitten nach Hochstetter's Vorland vorzudringen, beschlossen wir zu Fuß dahin zu gelangen.

Gesagt, gethan. Wir schlugen das Zelt auf, frühstückten und machten uns am 5. Juni, dem Pfingstsonntage, um 5 Uhr früh auf den Marsch, jeder mit etwa 20 Pfund auf dem Rücken; außerdem trugen wir zwei Decken, das Universalinstrument mit Stativ und zudem Barometer und Chronometer. Der Weg war furchtbar schwer. Mit jedem Schritt brachen wir durch die obere Kruste des Schnees in das wol 16 Centimeter tiefe kalte Wasser, das über dem Eise stand. Wir gingen alle einer hinter dem andern in denselben Fußstapfen, mußten aber öfters ausruhen, und so brauchten wir, um die 10 Seemeilen, die uns vom Strande trennten, zurückzulegen, volle 14 Stunden. Erst um 7 Uhr Abends kamen wir ganz erschöpft auf Hochstetter's Vorland an, und ruhten in einer verfallenen Eskimohütte bis um 7 Uhr Vormittags des andern Tages. In der Nähe dieses Lagerplatzes befindet sich einer der größten erratischen Granitfelsblöcke, die wir an der Küste Grönlands gesehen haben. Er war 8 Meter lang, 4 Meter breit und ragte etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter hoch aus dem Boden hervor.

Nachdem wir den Muschelberg erstiegen, richteten wir uns häuslich ein, so gut es gehen wollte. Von großen flachen Steinen wurde eine Art Fußboden construirt, auf dem wir schlafen mußten. Copeland und Iversen gingen auf die Jagd und waren so glücklich, zwei Moschusochsen zu erlegen, deren Fleisch uns sehr erwünschten Proviant lieferte und deren Felle als Unterlage dienten, um unser hartes Lager weicher zu machen. Unsere wissenschaftlichen Arbeiten, die in einem Theil der Küstenaufnahme, Zeitbestimmungen, Sonnenhöhen und einigen trigonometrischen

Höhenmessungen bestanden, wurden sehr befriedigend zu Ende geführt und wir gedenken dabei dankbar der Hülfe, die uns von Herrn Sengstacke und Iversen geleistet wurde, indem sie für uns Notizen machten, Barometer ablasen, und uns von Zeit zu Zeit mit gebratenem Fleisch versorgten. Als Bratpfanne diente eine etwas ausgehöhlte Sandsteinplatte. Diese primitiven „Beefsteaks", zu denen die Moschusochsen selbst das Fett liefern mußten, schmeckten übrigens so gut, daß uns mancher europäische Gourmand beneidet haben würde.

Obschon wir uns auf einen sehr schweren und nassen Rückweg gefaßt gemacht hatten, so ging es doch besser, als wir hofften, und wir erreichten schon am 10. unsern alten Lagerplatz am Fuß des Kap Bremen. Leider hatten wir von den vielen Versteinerungen, die zu Tausenden umherlagen, und nach welchen wir den Namen „Muschelberg" gewählt hatten, nur sehr wenige mitnehmen können.

Unter Zurücklassung unseres Schlittens, an den ein Zettel mit Nachrichten von unserer bisherigen Reise und weitern Absichten befestigt wurde, traten wir um Mitternacht unsere Rückreise an. Unsere Gesellschaft sah bunt und eigenthümlich genug aus. Die Bepackung war folgendermaßen vertheilt: Copeland trug: Tornister mit vielen Kleinigkeiten, seine und Börgen's Decke, Inclinatorium und Prismenkreis und eine Flinte; Börgen: Universalinstrument, Barometer, beide Chronometer, eine Flasche mit Cognac (die letzte noch übrige), ferner am Gürtel ein Messer, ein Paar Stiefel und einen Trinkbecher; Sengstacke: Decke, Zelt, Stativ zum Universalinstrument; Bootsmann: Decke, Brot und sonstige Sachen; Peter Iversen: Decke, Kochapparat, Lebensmittel und zwei Gewehre. Wir versuchten nun direct über die Bai zu gehen, mußten aber bald davon abstehen, da der Schnee und das Wasser auf dem Eise zu tief wurden. Wir hielten uns daher längs der Küste bis zur schmalsten Stelle der Bai ($1\frac{1}{2}$ Seemeile), die wir in zwei Stunden überschritten.

Da unser Proviant sehr auf die Neige ging, war es uns sehr angenehm, als wir aus einer Heerde Moschusochsen (15 Stück nebst 4 Kälbern), einen jungen Bullen erlegten. Leider mußten wir den größten Theil des Fleisches zurücklassen, eine Beute der Füchse.

Die Anstrengungen der vorhergehenden Tage, die beständig nassen Füße und Stiefel hatten uns arg mitgenommen, und das Marschiren in den vom Wasser aufgeweichten, dann wieder hart gefrorenen Stiefeln auf dem rauhen steinigen Boden war gerade keine Annehmlichkeit. Die Füße schwollen allmählich an, und Sengstacke und der Bootsmann hatten über durchgescheuerte Stellen an denselben zu klagen.

Am dritten Tage passirten wir Kap Hamburg und schickten uns Abends 11 Uhr den 13. Juni an, den voraussichtlich schwierigsten und bedenklichsten Theil unserer Reise, die Passage des Fligely-Fjord, anzutreten. Eine zwei Seemeilen breite Straße trennte uns von dem Festlande, und das Eis war fast überall mit Wasser von unbekannter Tiefe bedeckt. Wenn es uns nicht gelang hinüberzukommen, so stand uns bevor, den größten Theil des Sommers auf der Kuhn-Insel zuzubringen. Wir hielten uns zuerst an der nördlichen Seite der Straße, bis wir ihre schmalste Stelle erreichten, Kap Schumacher gegenüber. Hier war es, wo wir

unsern Uebergang bewerkstelligten; das Wasser war 35—40 Cm. tief und mit einer dünnen Eisdecke überzogen, die aber, zu schwach um das Gewicht eines Menschen zu tragen, bei jedem Schritt durchbrach und uns furchtbar, ja bis zur Erschöpfung belästigte.

Unterwegs hatten wir das Vergnügen, den belustigenden Spielen einer Bärin mit ihren zwei pudelgroßen Jungen zuzusehen. Bald überkugelten sie sich, warfen sich gegenseitig ins Wasser, dann, wenn sie ein bischen weit hinter der Alten, die indeß ihren Weg, ohne sich viel um die Jungen zu kümmern, fortsetzte, zurückgeblieben waren, jagten sie in vollem Laufe an dieser vorbei, um ihr altes Spiel wieder zu beginnen. Keinen Tümpel passirten sie ohne hineinzugehen. So sehr uns dies Spiel ergötzte und so leid es uns auch that, dies Familienleben zu stören, so mußten wir doch daran denken, daß unser Fett zum Brennen sehr im Schwinden begriffen war. Wir eilten daher an den Strand hinunter und hätten leicht eins der Jungen tödten können; es lag uns aber nicht daran, den Zorn der Alten zu erregen, die sicher den Mord zu rächen gesucht hätte. Wie richtig dies gedacht war, zeigte sich sofort. Die Jungen merkten die Jäger und galoppirten auf die Alte zu, die sich umkehrte und in ein paar Sätzen bei ihnen war. Es drückte sich in dieser Bewegung eine solche Wuth aus, daß wir auf das Aeußerste gefaßt sein mußten. Als sie dieselben aber unverletzt sah, dachte sie nur daran sie in Sicherheit zu bringen, und eilte auf das Eis hinaus.

Nachts 2 Uhr den 15. brachen wir wieder auf. Der Weg war im Allgemeinen gut, aber die Abnahme unserer Kräfte wurde immer fühlbarer. Alle paar hundert Schritt mußten wir uns setzen, um auszuruhen, sodaß unsere Hoffnung, mit den Instrumenten das Schiff in zwei Märschen zu erreichen, immer schwächer wurde.

Es schien jetzt dringend geboten, die Sachen da, wo wir waren, zurückzulassen. Sie sollten später vom Schiffe aus geholt werden; wir selbst wollten aber in einem Marsche die 13 Seemeilen, die uns noch von demselben trennten, zurücklegen. Da unser ganzer Proviant nur noch aus Bisquitstaub, von dem wir bei jeder Mahlzeit uns ungefähr zwei Eßlöffel voll erlauben durften, etwas Kaffee und etwas Fleisch bestand, richteten wir unser Augenmerk auf die zahlreich umherfliegenden Schmarotzer-Raubmöven (Lestris parasitica Brünn.), und zerschnitten Kugeln zu Schrot. Wahrscheinlich hatten diese Vögel, denen wir an der Küste nur selten begegneten, hier ihre Brutplätze, da sie es bekanntlich lieben, mehr im Innern des Landes, an vegetationsreicheren Plätzen zu nisten. Außer der genannten Art fanden wir noch die Pfeilschwanz-Raubmöve (Lestris longicaudata Briss.); beide haben eine circumpolare Verbreitung.

Wenn wir hier einen allgemeinen Blick auf die Vogelwelt Ostgrönlands einschalten, so muß zunächst die Armuth derselben hervorgehoben werden. Während die Westküste Grönlands unter nahezu 120 beobachteten Vogelarten 19 europäische und nicht weniger als 35 amerikanische unter ihren mehr oder minder zufälligen Besuchern zählt, hat die Ostküste nur 34 allgemein verbreitete Polarvögel aufzuweisen, von denen etwa 13 nur während des kurzen Sommers als Brutvögel erscheinen. Aber auch quantitativ scheint die Ostküste äußerst arm und nirgends

fanden unsere Polarfahrer so ausgedehnte Brutcolonien, wie sie an andern arktischen Küsten vorkommen. So spottet die Zahl der südlich vom Nordkap bei Svaertholmsklubben brütenden Dreizehen-Möven (Larus tridactylus) aller Beschreibung, und Holböll vergleicht den Felsen Kassarsoak, südlich von Upernevik, auf dem hauptsächlich Brünnichs-Lummen (Uria Brünnichii) brüten, mit einem Bienenstocke zur Zeit des Schwärmens. Nach Faber werden auf Westmannöe bei Island mindestens 20000 junge Mallemucken (Procellaria glacialis) ausgenommen. — Zu den wenigen von unsern Forschern in Ostgrönland brütend angetroffenen Vögeln gehört vor Allem die Eiderente (Somateria mollissima), jener herrliche Vogel, dessen ausgerupfte Dunenfedern die kostbaren Eiderdunen liefern. Ende Mai ließen sich die Eiderenten zuerst sehen; Mitte Juni waren sie bereits eifrig mit dem Nestbau beschäftigt. Die Hauptbrutcolonie befand sich am Strande der Walroß-Insel und zählte vielleicht 40 Nester, die aus einer einfachen runden, sehr flachen Vertiefung des steinigen Bodens bestanden und mit den erwähnten kostbaren Dunen ausgekleidet waren. In den ersten Tagen des Juli gab es bereits Junge, die von den Alten sofort dem Meere zugeführt werden, wo sie besser wie am Lande vor der Raubgier der Raben geschützt sind. In der Mitte Juli halten sich die Männchen, oft zu größeren Schaaren, bis zu 100, vereint, weiter draußen im Meere auf und mausern dann. Im Verein mit den Eiderenten fanden wir auf der Walroß-Insel die Bürgermeistermöve (Larus glaucus) brüten, jedoch in weit beschränkterer Anzahl und nirgends mehr als 12 Nester zusammen. Ebenso war hier eine Brutcolonie der Küsten-Meerschwalbe (Sterna macroura). Außer diesen Meeresvögeln fanden wir das Nest des Schneespornammers (Plectrophanes nivalis), einen sehr künstlichen Bau, unter Felsblöcken. Die ersten Exemplare dieses uns durch seinen fröhlich zwitschernden Gesang erfreuenden Vögelchens erschienen bereits am 9 April; aber in den letzten Apriltagen und den ersten drei Wochen des Mai sahen wir sie in Scharen von 10, zuweilen bis 60 Stück. Von dieser Zeit an trafen wir sie nur paarweise, da sie dann bereits mit dem Nestbau beschäftigt waren. Ende September wurden die letzten Schneeammern bemerkt. Von der auffallenden Zahmheit dieses Vogels ist wiederholt die Rede gewesen. Ein anderes durch unsere Expedition zuerst in Ostgrönland nachgewiesenes Vögelchen ist der graue Steinschmätzer (Saxicola oenanthe), deshalb merkwürdig, weil es einen so ausgedehnten Verbreitungskreis hat. Derselbe erstreckt sich bis in das Innere Afrikas, auf die Canarischen Inseln und Bengalen herab; wie in Ostgrönland so ist der graue Steinschmätzer auch noch auf dem Libanon Brutvogel.

Doch zurück zu unserer Expedition! Iversen gelang es ein Renthier durch einen glücklichen Schuß zu erlegen. Das Thier war für die Jahreszeit ungewöhnlich fett und lieferte selbst das Brennmaterial, mit dem sofort eine köstliche Suppe gekocht wurde. Nachdem noch ein tüchtiger Vorrath Fleisch zum Mitnehmen gebraten war, traten wir den 16., 8 Uhr Morgens, unsern letzten Marsch an. Die Befreiung von der Last, die wir bis dahin getragen hatten, machte uns das Gehen leicht. Die Passage der Clavering-Straße machte sich besser als wir erwartet hatten, und so gelang es uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit die traute Sabine-Insel, auf der

uns ja jedes Thal und jeder Felsen bekannt war, zu erreichen. Damit hatte all' unsere Noth ihr Ende erreicht, und nach achtzehnstündigem Marsche betraten wir um 2 Uhr Morgens den 17. Juni wieder das Deck unserer guten Germania, die noch fest in ihrem Wintereise lag, aus dem sie erst drei Wochen später erlöst werden sollte. Einige Tage später führte Sengstacke eine Gesellschaft, welche unsere Instrumente zurückbrachte, nachdem es Tramnitz nicht hatte gelingen wollen, sie in dem coupirten Terrain zu finden, welches zudem durch dichten Schneefall unkenntlich geworden war.

Wie überall, so muß namentlich in den Polarländern die Frage nach dem Dasein einer Bevölkerung, nach ihrer Kulturstufe, nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen ebenso sehr von allgemeinem Interesse als von der größten Bedeutung für die Wissenschaft sein. Denn im hohen Norden sind die Hauptbedingungen alles Lebens, Licht und Wärme, auf ein geringes Maß herabgedrückt, oder fehlen eine lange Zeit vollständig; der Boden vermag in dem kurzen Sommer kaum etwas zur Nahrung des Menschen hervorzubringen, er liefert kein Holz zur Herstellung von Geräthen und Werkzeugen, er erlaubt somit auch keine Bearbeitung etwa vorhandener Metalle und hat also heutigen Tags noch die Bewohner auf dem Stadium der Entwickelung zurückgehalten, das wir im sogenannten Steinalter finden.

Aus den Berichten Clavering's wußten wir, daß dieser Reisende im Jahre 1823 12 Meilen südlich von der Pendulum-Insel mit Eskimos verkehrt hatte, die dort seßhaft waren. Da nun Scoresby im Jahre 1822 2—4 Grad südlicher auf der Traill-Insel sowie auf Jameson-Land viele frische Spuren einer ansässigen Bevölkerung gefunden, wenngleich er keine Eingeborenen sah, und da Graah 1829 von Kap Farewell an bis hinauf zu dem 65.° nördl. Breite eine lebenskräftige Bevölkerung in verschiedener, theilweise starker Dichtigkeit angetroffen hatte, so erschien ein kürzeres oder längeres Verweilen von Eingeborenen in dem von uns zu untersuchenden Theile der Ostküste nicht als unmöglich. Unsere seitherigen Erfahrungen lehrten uns indeß zur Genüge, daß der Mensch diese unwirthlichen Gestade verlassen, und da es somit nicht vergönnt war mit Eingeborenen zusammenzutreffen, so mag hier als Ergänzung die Schilderung Clavering's über seine Begegnung mit denselben folgen.

„Als die Jolle herankam, welche weit zurückgeblieben war, berichtete man mir, daß die Eingeborenen etwa eine Meile von unserm gegenwärtigen Punkte gesehen worden seien. Ich ging sofort an den Ort und fand ein kleines Zelt aus Seehundsfell gemacht am Ufer, wenige Yards von der Hochwassermarke entfernt, aufgeschlagen. Es war Niemand darin, die Bewohner hatten sich, beunruhigt durch unsern Anblick, auf hohe Felsen in einiger Entfernung zurückgezogen. Wir bemerkten ihrer zwei, die unsere Bewegungen beobachteten. Begleitet von einem meiner Offiziere, ging ich auf sie zu, alle Zeichen der Freundschaft und des Wohlwollens machend, die uns einfielen. Sie ließen uns bis an den Fuß der Felsen, die etwa 15 Fuß hoch waren, herankommen. Wir deponirten einen Spiegel und ein Paar wollene Fausthandschuhe und zogen uns ein paar Schritte zurück, worauf

sie sofort herabkamen und die Sachen nahmen, mit denen sie augenblicklich wieder auf den Felsen zurückgingen. Nachdem wir ihnen einige Minuten Zeit gelassen hatten, dieselben zu untersuchen, näherten wir uns wieder, und sie erlaubten uns dicht heranzukommen und ihnen die Hand zu schütteln, — eine Ceremonie, die sie durchaus nicht zu verstehen schienen, da sie die ganze Zeit über heftig zitterten, ungeachtet unserer eifrigen Bemühungen ihnen Vertrauen einzuflößen. Wir führten sie sodann nach ihrem Zelt, welches wir nun genauer untersuchten und welches wir, wie wir ihnen zu verstehen gaben, sehr bewunderten.

„Das Zelt war klein, nahm einen Raum ein von ungefähr 12 Fuß im Umfang und war etwa 5 Fuß hoch im höchsten Punkt in der Mitte; das Gestell bestand aus Holz und Walfischknochen, wovon sie das erstere am Ufer aufgelesen haben müssen.

„Es lag dort auch ein kleines Canoe, nur fähig eine Person zur Zeit aufzunehmen, gleichfalls aus Seehundsfell und in keiner Weise verschieden von den von Crantz und Egede beschriebenen. Ihre Harpunen und Lanzen lagen zur Seite, die Griffe von Holz, die Spitzen von Knochen, einige von Eisen, welches ganz das Aussehen meteorischen Ursprungs hatte. Wir zeigten ihnen dann unser Boot, welches sie jedoch aus Furcht nicht zu betreten wagten. Indem wir sie für den Augenblick verließen, zogen wir uns für die Nacht in unser Zelt zurück.

„August 19. Am nächsten Morgen suchten wir unsern Verkehr mit unsern Eskimofreunden zu erneuern und waren froh zu finden, daß es uns gelungen war, ihnen Vertrauen einzuflößen. Im Laufe des Tages kamen Männer, Weiber und Kinder zu uns ans Zelt. Sie brachten große Stücke Speck oder Fleisch von Seehund und Walroß mit, welche sie uns anboten, wobei sie auf die ekelhafteste Weise mit Händen und Zähnen große Stücke abrissen. Wir gaben ihnen Zwieback und Salzfleisch dafür: das letztere spien sie sofort wieder aus. Sehr erstaunt waren sie, als ich befahl, eins der Kinder zu waschen, denn sie waren so bedeckt mit Schmutz und Fett, daß es unmöglich war, ohne diese Procedur die wirkliche Hautfarbe zu erkennen, welche sich nun als ein kupferiges Lohbraun herausstellte. Sie hatten schwarzes Haar und runde Gesichter, Hände und Füße waren sehr fleischig und geschwollen. Der Ausdruck ihres Gesichts war außerordentlich dumm und nichtssagend, aber dies wurde ohne Zweifel sehr erhöht durch ihr Erstaunen über alles, was sie sahen. Gekleidet waren sie in Seehundsfell mit dem Haar nach innen.

„August 23. und 24. Diese zwei Tage brachten wir bei den Eingeborenen zu, welche, wie wir fanden, zwölf an der Zahl waren, Weiber und Kinder eingeschlossen. Wir wurden wohl aufgenommen, aber unsere Versuche, uns verständlich zu machen, waren sehr erfolglos. Sie gehören offenbar derselben Rasse an wie die Eskimos in andern Theilen Grönlands und Nordamerikas. Unser Verkehr war zu kurz, um irgend etwas von ihrer Sprache zu erlernen, aber die Beschreibungen von Kapitän Parry und Lyons von den Eingeborenen in Iglulik paßten in vielen Beziehungen auch auf unsere Freunde. Ich bemerkte besonders dieselbe abergläubische Ceremonie, Wasser über einen Seehund oder ein Walroß zu spritzen, ehe sie anfingen abzuhäuten.

„Ihr Erstaunen, einen der Seeleute einen Seehund schießen zu sehen, kannte keine Grenzen. Sie hörten zum ersten Male den Knall einer Flinte, und als sie sich nach der Richtung wandten, wo das Thier getödtet war und auf dem Wasser schwamm, wurde einer derselben ersucht, es in seinem Canoe zu holen. Ehe er es an Land brachte, drehte er es um und um, bis er bemerkte, wo die Kugel eingedrungen war, und indem er seine Finger in das Loch steckte, stieß er einen Ruf höchsten Erstaunens aus, dabei in der absurdesten Weise tanzend und umherhüpfend. Nachher aufgefordert, das Thier abzuhäuten, that er dies rasch und gut.

„Da ich wünschte, ihnen weitere Proben unserer Geschicklichkeit im Schießen zu geben, so wurden einige Flinten nach einem Ziel abgefeuert, jedoch ohne ihnen zu erlauben uns laden zu sehen. Darauf gaben wir ihnen eine Pistole in die Hand, und einer feuerte sie ins Wasser ab; der Rückschlag erschreckte ihn so sehr, daß er augenblicklich in sein Zelt schlich. Am folgenden Morgen fanden wir, daß sie alle fort waren mit Zurücklassung ihrer Zelte und aller Sachen, eine Flucht, die ohne Zweifel durch ihre Furcht vor dem Schießen veranlaßt worden war."

So weit Clavering. Die Absicht, den Punkt zu besuchen, wo er den im Vorstehenden geschilderten Verkehr mit den Eingeborenen gehabt hatte, lag schon vor, als wir beschlossen hatten, unter Sabine-Insel zu überwintern. Im Herbst ließ sich jedoch keine weitere Schlittenreise einrichten und ebenso wenig gelang es im Frühjahr, neben so viel andern wichtigen Aufgaben, auch dieser gerecht zu werden.

Jetzt aber war die passende Zeit gekommen, da die Eisverhältnisse ein Vordringen nach Norden noch nicht erlaubten. So wurde denn der Befehl zur Ausrüstung des großen Bootes gegeben. Dasselbe wurde mit einem guten Quantum Kohlen, die zugleich als Ballast dienten, versehen, einiges Brennholz dem hinzugefügt, und zu besserm Kochen, auch auf See, wurde ein kleiner eiserner Ofen mitgenommen. Einige Wasserfässer durften natürlich nicht fehlen und daran reihte sich der übrige Proviant für etwa acht Tage, nebst einem Zelte und den nöthigen Decken zum Schlafen. Die Theilnehmer der Fahrt waren außer Koldewey und Dr. Pansch, Oberleutenant Payer, Herr Tramnitz und die Matrosen Peter Iversen, Theodor Klentzer und Georg Herzberg.

Am 14. Juli Nachmittags 3 Uhr fuhren wir bei schönem Wetter ab, mußten uns jedoch der Windstille wegen auf Rudern beschränken, erreichten Kap Borlase gegen Mittag, wo wir eine kleine Excursion machten und Reste von Eskimo-Niederlassungen fanden. Wir bemerkten Zeltringe und nicht weit davon einzelne, wahrscheinlich durch Clavering zerstörte Gräber. Bei näherm Nachsuchen fanden wir dann noch zwei Winterhütten und einige weitere unzerstörte Gräber. Diese letztern liegen mehr nach Westen und scheinen sehr alt zu sein. Die Hütten waren ziemlich unkenntlich geworden durch den wuchernden Rasen und das hineingerathene steinige Erdreich. Der Ausgang war kaum zu sehen. Das eine, scheinbar noch unberührte Grab, bot uns zum ersten Mal die Eigenthümlichkeit, daß es durch eine niedrige mittlere Scheidewand in zwei Abtheilungen getheilt war. Aus jeder

derselben entnahmen wir einen ziemlich wohlerhaltenen Schädel, beide sechs- bis siebenjährigen Kindern angehörig, und mehrere Knochen. Ein zweites Kindergrab wurde vergeblich durchsucht; dafür fanden wir aber zwischen den Felsen ein stark gebleichtes, aber noch sehr wohlerhaltenes halbes Kajakruder.



Kajakruder.

Nach achtstündiger Bootfahrt, durch größere und kleinere Eisschollen, die indeß stets offene Kanäle boten, erreichten wir Kap Mary, wo wir unser Nachtquartier auf einer mit stark entwickelter Vegetation bedeckten, sanft ansteigenden Fläche aufschlugen.

Dichte Moosbüschel bedeckten den Grund und wucherten in dem Eingangskanal; zarte langstengelige Sternmieren, hochaufgeschossene kleinblütige Saxifragen und feinährige Gräser und Seggen sproßten zahlreich aus den Mauern, die einst vom Qualm der Specklampen geschwärzt waren. In weitem Umkreise grünte der prachtvollste Graswuchs, der stellenweise so hoch war, daß ihm, wie Pansch sich äußerte, kaum die schönsten Rasenplätze eines Parks gleichkommen. Reich entwickelte Blüten von Poa und andern Gattungen sahen daraus hervor, sowie hier und da die gelben Köpfe des Löwenzahns (Taraxacum phymatocarpum Vahl). Weiterhin aber, wo der Boden etwas welliger und trockener war, da glänzte in dichten Büschen das Fingerkraut oder lockte das frische Laub der Oxyria. Hier begrüßten wir zum ersten Mal das schlanke blätterreiche Epilobium latifolium L. mit den großen prachtvoll rothen Blüten, die sich freilich erst einzeln entfalteten. Auch die gelben Köpfe der Arnica alpina Murr. erfreuten uns hier in Menge und an mehrern Orten sammelten wir schöne Exemplare von Sedum Rhodiola. Eine Glockenblume (Campanula uniflora L.) entfaltete ihre ersten dunkelblauen Glocken, und so konnte eine ganze Kiste mit botanischer Ausbeute gefüllt werden.

Da die Südküste der Clavering-Insel vollständig mit Eis besetzt war, so mußten wir das Boot zurücklassen und unsere Reise zu Fuß weiter fortsetzen. Bald längs dem Strande von Stein zu Stein springend, bald mehr landeinwärts vordringend, fanden wir verschiedene Anzeichen früherer Eskimo-Niederlassungen, die aber aus längstvergangener Zeit herstammten. Einen schönen Anblick bot uns das Festland mit seinen blauen Höhen, aber noch weit imposanter erhoben sich vor uns die steilen Berge der Insel Jordanhill. Nahe am Lande sahen wir zwei kleine Inseln, die Finsch-Inseln, liegen und erkannten im Süden deutlich den Eingang von Loch Fine.

Die Vegetation nahm fast sichtlich zu an Höhe und Ausbreitung; fast alle sanftern Berghänge zeigten sich, wenn der Nebel einmal wich, bis weit über 300 Meter hinauf deutlich grün und stundenlang konnten wir über grüne nasse Wiesen dahinschreiten. An Pflanzen bot sich uns außer schönem Gestrüpp der

Heidelbeere und der Andromeda, und außer der recht häufigen Arnica noch das bläulichgelbe Erigeron eriocephalus Vahl.

Als wir die Höhe erstiegen hatten, sahen wir vor uns eine weite ins Land flach einschneidende Bucht und konnten mit Hülfe des Glases schon deutlich aus der großen grünen Fläche einen dunklern Fleck herausfinden, der die Niederlassung der Clavering'schen Eskimos sein mußte.

Näher und näher rückte uns der Ort, wo vor 47 Jahren noch eine kleine Schar der Eingeborenen ein friedliches und zufriedenes Dasein gefristet hatte. Wenn auch nicht entfernt zu erwarten stand, dort noch lebende Menschen anzutreffen, so durften wir doch zuversichtlich auf interessante Spuren derselben hoffen.

Jetzt war die erste Hütte erreicht. Da war nur ein leerer Raum, an dessen Boden hohes Moos und Gras wucherte; wir eilten auf die benachbarte zweite zu: derselbe Anblick; eine dritte lag etwas abseits: auch hier das gleiche trostlose Bild der Verödung.

Etwas enttäuscht legten wir unser Gepäck nieder und sahen uns die Dinge näher an. Wie wir es bisher gefunden, so lagen auch hier die Hütten in der Nähe des Wassers, einige 40—60 Schritte von demselben entfernt, an dem untern Rande einer ziemlich ebenen und trockenen Fläche; die beiden am besten erhaltenen, am weitesten nach Osten, weiterhin noch zwei, wie es schien etwas ältere. Alle diese zeigten genau dasselbe Gepräge, denselben Bau, dieselbe Lage und Größe wie die Hütten auf Sabine- und Pendulum-Insel. Nur waren bei den erstgenannten die Mauern noch höher und besser erhalten und namentlich oben noch nicht so mit Gras überwachsen. In der Umgebung lagen wieder eine Menge gebleichter Knochen und etwas weiter nach dem Wasser hin mehrere sehr gut erhaltene „Zeltringe".

Es sind dies rohe Steine, in einem ziemlich regelmäßigen Kreise von etwa 3 Meter Durchmesser geordnet und mehr oder weniger fest auf und in der Oberfläche gelagert. Der Kreis zeigt eine Oeffnung nach dem Wasser zu und ist meist durch eine querliegende Reihe von Steinen in eine vordere und eine hintere Hälfte getheilt. Zuweilen erregen diese Steinringe, als von Menschenhand herrührend, sofort die Aufmerksamkeit, oft genug aber gehört schon ein geübtes Auge dazu, auf dem mit ähnlichen Steinen dicht bedeckten Boden dieselben aufzufinden, besonders wenn sie sehr alt sind und der durch die Winterstürme vieler Jahre von den Bergen herabgeführte Sand sich um sie herumgelegt hat.

Ueber die Bedeutung dieser Zeltringe kann man selbst bei der oberflächlichen Kenntniß des Eskimolebens keine Zweifel hegen. Es sind die Steine, die den Rand des einst an dieser Stelle aufgeschlagenen Eskimozeltes beschwert und festgelegt hatten und die dann beim Wegnehmen des Zeltes ruhig an ihrer Stelle liegen geblieben waren. Die hintere Abtheilung wird für das gemeinsame Lager bestimmt gewesen sein, während neben dem Eingange wol wieder die Lampe stand.

Da diese Zelte so ziemlich mit den in Westgrönland benutzten übereinstimmen dürften, so geben wir die Beschreibung derselben, wie sie sich bei Egede findet:

„Die Grönländer wohnen den ganzen Sommer über in Sommerwohnungen, welche nichts anderes als Zelte sind, welche folgendergestalt aufgeschlagen werden. Sie

richten einige Stangen oder Latten in die Höhe, binden selbige oben zusammen und hüllen eine doppelte Decke darüber; die innere ist von Seehunds- oder Renthierfellen und die Haare stehen nach inwendig; die äußere hingegen besteht aus Seehundsfellen, von denen die Haare heruntergemacht, und welche mit Fett eingeschmiert sind, damit kein Regen oder Wasser hindurchdringen könne. Inwendig in dem Zelte haben sie ein Schlafgestelle von Brettern, worauf sie sich legen, und auch ihre Lampe zum Kochen der Speisen hinstellen. Bei dem Eingange oder an der Pforte des Zeltes befindet sich ein aus Seehundsdärmen verfertigter Vorhang, durch welchen das Tageslicht, wobei sie sehen müssen, durchfällt. Ein jeder Hausvater hat ein dergleichen Zelt für sich und seine Leute."

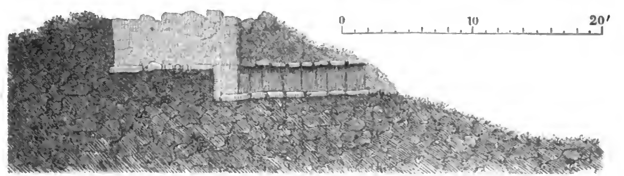
Auch die schon auf Sabine beobachteten Vorrathslöcher fehlten nicht. Es sind dies aus Steinen meist sehr roh aufgebaute, auf freiem Grunde errichtete oder an einen Felsen oder größern Stein angelehnte Höhlen von verschiedener Größe, mehr oder weniger zusammengefallen. Wenn die Eskimos nämlich fern von ihren Zelten oder Hütten eine Beute erlangt haben, die sie nicht auf einmal heimführen können, so bedecken sie den zurückbleibenden Rest mit Steinen, damit er bis zu ihrer Rückkehr nicht von Füchsen geraubt werden kann.

Was uns aber am meisten auffiel, war die große Zahl von flachern und tiefern Erdlöchern, die sich in weiter Ausdehnung hinter und neben den genannten Hütten befanden und die uns die letzten Andeutungen älterer Bauten zu sein schienen. Wir zählten im Ganzen deren gegen zwanzig und die verschiedenen Alters- (d. h. Zerstörungs-) Stufen ließen sich bei denselben deutlich unterscheiden. Bei einigen war noch ein scharfes, viereckiges, tiefes Loch mit offenem Eingangskanal erhalten, aber die Steinmauern fehlten gänzlich. Daraus läßt sich nun wol schließen, daß die Eskimos nicht stets wieder dieselben Hütten beziehen, sondern daß sie, wenn dieselben zu baufällig geworden sind oder aus irgendwelchen andern unbekannten Gründen ihnen nicht mehr zusagen, dann Neubauten aufführen und zu diesen die Steine der frühern Hütten wieder verwenden.

Alle Hütten sind ziemlich rechtwinkelig gebaut, nur zuweilen erscheinen die Ecken etwas gerundet. Die Größe ist verschieden: die Länge beträgt 3—3½ Meter, die Breite 2 Meter und die Höhe etwa 1 Meter. Die Mauern sind recht geschickt von mittelgroßen geeigneten Steinen aufgeführt, wie man sie in der nächsten Umgebung leicht finden kann, und die Zwischenräume, in denen jetzt Gräser und Kräuter prächtig gedeihen, waren ursprünglich wol mit Moos und Grassoden ausgefüllt. An der Innenseite der Mauern bemerkt man hier und da kleine Nischen, auch fand sich eine größere der Art wol in einer der hintern Ecken, wo der Herd war. Außerdem steckten zwischen den Steinen noch Reste von hölzernen Pflöcken, die vielleicht zum Aufhängen von Geräthschaften gedient hatten. Der Boden der Hütten schien aus Erde und Steinen zu bestehen und war von einem theilweise sehr dichten und festverfilzten grünen Rasen bedeckt, der aus Gräsern und Seggen, Moosen und verschiedenen Kräutern gebildet war. An einzelnen Stellen lag hier noch Eis oder war der Boden bis nahe unter die Oberfläche gefroren.

An dem dem Meere (Süden) zugewendeten Ende der Hütte befindet sich in

dem Boden eine mit platten Steinen umsetzte viereckige Oeffnung von etwa 1 ½ Fuß Breite und Länge. Dieselbe reicht ½—¾ Meter in der Tiefe und ist der Anfang eines Ganges, der unter der vordern Mauer der Hütte hindurch ziemlich horizontal nach vorn verläuft. Dieser Gang, der also unter dem Niveau des Hüttenbodens liegt, hat eine Länge von 3—3½ Meter und mündet frei auf dem nach dem Strande zu abfallenden Terrain. Die Wände desselben sind von passenden Steinen erbaut, ebenso die Decke, in der man auch zu besserer Stütze hin und wieder lange Knochen oder Stücke Treibholz findet. Das Ganze ist auch hier von dichter Erde und festem Rasen überdeckt. Von einer verschließbaren Thür wurde Nichts vorgefunden und ebenso war von einem Dach keine Spur mehr da.



Längsdurchschnitt einer Eskimohütte.

Diese Eskimohütten liegen also nicht, wie es meist in Westgrönland der Fall ist, über der Erde, sondern sind halb unterirdisch. Denkt man sich nun das Dach mit seiner Erd- und Rasendecke darüber, so verdienen sie diese letztere Bezeichnung vollends, da sie sich dann so wenig über die Umgebung erheben wie ein Maulwurfshügel auf einem frisch gegrabenen Gartenbeete.

Wenn wir so eine Hütte ganz gereinigt hatten, konnten wir uns annähernd ein Bild davon machen, wie sie in bewohntem Zustande gewesen sein mochten, diese jämmerlichsten aller menschlichen Behausungen. Es war nur das Dach über dessen Bauart wir im Dunkeln blieben, das wir uns aber leicht nach den Beschreibungen Anderer als eine flache von Holz, Steinen und Erde construirte Decke hinzudenken konnten.

Will man sich die Größe einer solchen Hütte lebendig vorstellen, so denke man, daß zehn Menschen auf platter Erde sitzend und zu fünfen jederseits an die Seitenwände angelehnt, den Innenraum so gut wie gänzlich ausfüllen. Ihre ausgestreckten Füße berühren sich gegenseitig, und wenn die jetzige Höhe der Mauern auch etwas eingebüßt haben mag, so dürfte das flache Dach doch wenig mehr als ½—¾ Meter über den Köpfen erhöht gewesen sein. Auf den Knien also konnte man sich darin bequem bewegen, in aufrechter Stellung aber niemals.

In diesem elenden Raume mag man sich nun eine ganze Familie, im Durchschnitt zu fünf bis sechs Personen gerechnet, denken, und zwar während mindestens sieben langer Wintermonate. Man muß sie sich denken mit ihrer Pelzkleidung, man muß sich erinnern, daß sie hier zu gleicher Zeit ihr Wohn-, Schlaf-, Eß- und Arbeitszimmer hatten, ihre Küche und Speisekammer, ihre Kinderstube u. s. f.

Ferner darf man vor allen Dingen nicht vergessen, daß sich nirgends in den Mauern eine Oeffnung findet und daß auch kein für Luft oder Licht durchgängiges Fenster im Dache existirt hat (wie solches durch die Verhältnisse bedingt und auch von andern Eskimostämmen bekannt ist). Die einzige Oeffnung, durch welche die Wohnung mit der Außenwelt in Berührung steht, ist jenes kleine viereckige Loch im Boden, das in den engen unterirdischen Tunnel hineinführt. Durch diesen gehen die Menschen aus und ein, und durch diesen findet der Luftwechsel statt; wie gering



Verfallene Eskimohütten.

derselbe aber sein mußte und wie ungenügend er die, durch eine ewig brennende Thranlampe sowie durch andere Gestank erregende Processe, verpestete Luft herausbefördern konnte, ist leicht ersichtlich.

Andererseits aber liegt gerade hierin der größte Vortheil für die Bewohner, denen ein besonderes Brennmaterial zur Herstellung und Erhaltung der nöthigen Wärme in den Hütten von der stiefmütterlichen Natur nicht geboten wird.

Nachdem wir uns kaum einen kleinen Imbiß gegönnt hatten, begannen wir damit, den Boden der beiden jüngsten Hütten freizulegen. Bald zeigte es sich, daß das aus dichtem Rasen gebildete Dach hinabgesunken war.

Wir wühlten weiter in der Erde, in der Hoffnung, vielleicht ein menschliches Skelet oder Geräthschaften zu finden, aber vergeblich, denn wir vermochten trotz aller Aufmerksamkeit nichts Anderes zu entdecken, als einige bearbeitete Holzstangen und Leisten, die wol als Stützen oder Haken gedient hatten und die theilweise noch in der Mauer steckten. Im Uebrigen war es immer das alte Register: Bärenknochen, Seehunds- und Walroßknochen, rohe oder angebrannte Stücke Holz u. dgl. m.

Auch hier waren größere Knochen mit in die Mauer eingelassen, und in einer großen Seitennische lag der ganze Schädel eines jungen Narwals, an dem eben der große Zahn, das sogenannte Horn, am Durchbrechen war. Noch viel weniger ergab die Durchsuchung der zweiten Hütte.

Gräber, die wir vorher auf unserm Wege angetroffen hatten, waren bei diesen Hütten nicht vorhanden; doch kannten wir sie schon genügend von Sabine her. Sie liegen hier etwa 30 Schritt vom Ufer entfernt und etwa 3—5 Meter über dem Meeresspiegel erhaben. Sie bestehen aus einer Art von passenden Steinen gebauten Kiste, die zum größten Theil über der Oberfläche des Bodens gebaut ist. Der Innenraum ist etwa $1\frac{1}{2}$ Meter lang und $\frac{2}{3}$ Meter breit und die Höhe der Mauern beträgt gegen $\frac{1}{2}$ Meter. An dem einen Grabe, das wir noch bedeckt fanden, bestand diese Decke aus quer übergelegten langen und platten Steinen, wie sie nicht schwer in der Umgebung zu finden sind. Dieses Grab wurde sogleich einer nähern Untersuchung unterworfen und die Decksteine abgewälzt. Der Boden des Innenraums, der sich ziemlich in gleicher Fläche mit dem äußern Erdboden befand, war mit einer Menge trockener Weidenblätter, die im Laufe der Jahrzehnte wol durch die Ritzen der Mauern hineingeweht waren, bedeckt. Ziemlich eben, bestand er aus einer sandig-erdigen Grundlage, auf welcher einzelne Steine lagen, die von der Decke herabgefallen sein mochten.

Ein menschliches Gerippe oder irgendwelche Gegenstände sahen wir nicht, fanden aber bald an zwei Stellen die etwas verwitterten Enden von Knochen hervorragen, die menschlichen Ursprungs sein mußten. Wir entfernten nun sorgfältig die ziemlich feste Erde und gruben so eine ganze Reihe Knochen aus, die zu einem einzigen menschlichen Skelete gehörten. Dasselbe ganz vollständig zu erhalten, war uns trotz aller Mühe und Vorsicht nicht möglich.

Die Knochen waren im Ganzen noch recht gut erhalten und ziemlich schwer. Ihr Zustand ließ das Fehlen eines Schädels um so auffallender erscheinen, sodaß wir wol das Recht haben anzunehmen, daß entweder Thiere denselben herausgezerrt hatten, oder die Engländer unter Clavering ihn vor 46 Jahren bereits mit sich nahmen. Irgendwelche Beigaben der Leiche, Waffen oder Geräthe fanden wir trotz allen Nachsuchens nicht.

Wir gruben in der Folge noch in zwei oder drei der andern geöffneten und ziemlich zerstörten Gräber nach — aber ohne das geringste Resultat.

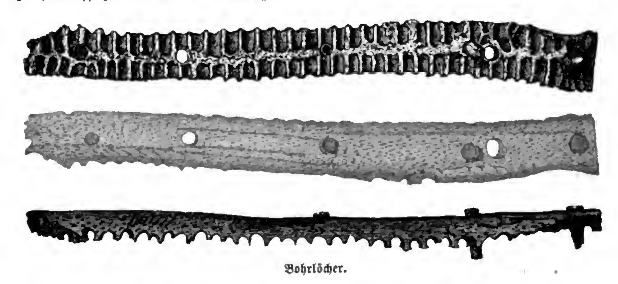
Die Erfolglosigkeit unserer Bemühungen, weitere Entdeckungen zu machen, mahnte uns zum Rückwege, den wir im schönsten Platzregen antraten. Nach zwanzigstündigem Marsche langten wir denn auch naß und hungrig in unserm Zelte bei Kap Mary an.

Ehe wir zur Heimreise rüsteten, machten wir uns an die Untersuchung der benachbarten Gräber. Sie waren sämmtlich länglichviereckig, dabei eng, kurz und niedrig. Wir eröffneten alle und wurden durch eine Reihe sehr schöner Schädel und anderer Knochen belohnt. Im Uebrigen ergab sich nichts Neues. Interessant war uns eine kleine aus Holz geschnitzte menschenähnliche Figur. Sie lag in einem Kindergrabe, das im Uebrigen völlig leer war. Es scheint also, daß solche menschliche Figuren, deren auch Graah in Südostgrönland zwei in Gräbern fand, keine Götzenbilder sind, sondern daß sie als Spielzeug der Kinder gedient haben.


Holzfigur.

Von den auf Sabine gefundenen Holzstücken, Resten von Knochen, Renthiergeweih und Walroßzähnen, zeigten einige noch Spuren von Bearbeitung. Namentlich ließ sich die Art und Weise, wie die Eskimos durch eine Reihe dicht nebeneinanderstehender Bohrlöcher Stücke gespalten hatten, deutlich erkennen. Diese Behandlung ersetzt auf die schnellste und sicherste Weise den Mangel einer Säge, und scheint auf sehr geschickte Weise wol mit Flintsteinsplittern ausgeführt zu sein.

Die Löcher haben die Stärke einer mäßigen Gänsefeder, oder sind enger, immer aber zeigen die nebeneinanderstehenden eine gleiche Größe. Ihr Grund, wenn sie nicht ganz hindurchgehen, ist abgerundet und die Wände haben ringsherum laufende horizontale Rillen und Riefen. — An andern Stücken von Knochen oder Holz konnte man Schnitte bemerken, die entschieden von steinernen Messern herrührten. Fertige vollständige Sachen, nach denen wir sehr eifrig suchten, fanden wir nur ganz vereinzelt: so z. B. eine Harpunenspitze und eine Art Meißel.


Bohrlöcher.

Einen interessanten Fund machte Dr. Copeland auf dem hohen westlichen Hang von Kap Philipp Broke. Es war ein mehrere Kubikfuß haltender Syenitblock, auf dessen oberer leicht ausgehöhlter Fläche sich eine handgroße Schliffstelle befand,

die bei genauerer Untersuchung keinen Zweifel lassen konnte über Ursprung und Bedeutung. Die Eskimos hatten den Stein bei Anfertigung und Schärfung ihrer Steininstrumente benutzt. In der Nähe befanden sich eine Anzahl Zeltringe und Vorrathslöcher.

Auch Schädelreste von Eskimohunden wurden bei den Eskimohütten (namentlich auf Sabine- und Jackson-Insel) gefunden, welche nach den Untersuchungen von Hermann von Nathusius ganz der Rasse angehören, welche von den Eskimos an andern Orten noch heut gehalten wird.

Auf die Beantwortung der Frage, wann die Hütten der Eskimo-Niederlassung auf der Clavering-Insel verlassen waren, mußten wir hier wie auf der Sabine-Insel verzichten, da sich für dieselbe keine sichern Anhaltspunkte gewinnen ließen. Dagegen durften wir als sicher annehmen, daß ihre einstigen Bewohner nicht hier gestorben waren, ebenso wenig, daß sie irgendwo umgekommen sein sollten, während die Hütten noch bewohnt waren. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß ihre Zahl im Laufe der Jahre bedeutend abgenommen hatte, daß ihnen die Hunde vielleicht ausgestorben waren und daß sie endlich, durch ein ungünstiges Jahr in die äußerste Noth gerathen, auszuwandern gezwungen waren, ihre wenigen Geräthe in das Boot oder auf den Schlitten packten und nun den bessern Jagdgründen südlicherer Gegenden zueilten.

Gegen 6 Uhr ging es fort. Das Eis hatte sich in dieser Gegend entschieden mehr gelöst, und wir gelangten ungehinderter nach dem Festlande hinüber. Der Wind war leider flau, sodaß wir gleich anfangs die Riemen mit zur Hülfe nehmen mußten. Von der Flachen Bucht an geriethen wir in einen Seenebel, der sich immer mehr verdichtete; zugleich wurde die Luft empfindlich kalt.

Wegen mangelnder Aussicht mußten wir uns zuerst am Kap Wynn und dann um die Walroß-Insel herum halten. Das kostete Zeit; aber endlich sahen wir uns doch unter den schwarzen Klippen, die gespenstisch und imposant aus dem von der Sonne schon halb durchleuchteten Nebel hervorragten, und langten um 7½ Uhr Morgens den 18. Juli an Bord an.

Zwölftes Kapitel.

Die Germania verläßt den Winterhafen; entdeckt den Kaiser-Franz-Josephs-Fjord; Rückkehr nach Deutschland.

22. Juli bis 11. September 1870.

Die Germania dampft aus dem Winterhafen. — Im Eise. — Koldewey's Ansichten und Erfahrungen über ein offenes Polarmeer. — Die Dampfkesselröhren leck. — Weiteres Vordringen nach Norden unmöglich. — Treibholz. — Mutterland desselben. — Umkehr nach Süden beschlossen. — Jackson-Insel. — Schmetterlinge. — Gänsefedern. — Holzkästchen gefunden. — Kap Broer Ruys. — Fische. — Entdeckung des Kaiser-Franz-Josephs-Fjords. — Besteigung der Franklin-Spitze. — Blick von derselben. — Die Eisbarrière setzt sich in Bewegung. — Die Germania dringt in den Fjord ein. — Großartige Alpennatur. — Der Kessel leckt abermals. — Besteigung der Payer-Spitze. — Schwierigkeit derselben. — Petermann-Spitze. — Der Abstieg. — Ueppige Vegetation im Fjord. — Birkenzeisig. — Hermelin. — Der schadhafte Zustand der Maschine gebietet die Rückkehr. — Reiche Jagdbeute. — Nebel. — Unsere Dampfkraft zu Ende. — Durchs Pack. — Das offene Meer erreicht. — Vor der Weser. — Kein Lootse. — Nach der Jade. — Deutsche Kriegsschiffe bringen uns nach Bremerhaven.

Die wissenschaftlichen Arbeiten auf der Sabine-Insel und deren Umgegend konnten jetzt als beendet betrachtet werden. Das Schiff war vollkommen segelfertig; die letzten Ausgucke lauteten in Bezug auf das Eis günstig, da längs der Küste nach Süden und nach Nordost, soweit man nämlich von dem 326 Meter = 1039 rheinische Fuß hohen Germaniaberge sehen konnte, viel fahrbares Wasser vorhanden war; und es schien demnach die geeignete Zeit gekommen, noch einen energischen Vorstoß nach Norden zu machen. Mit wehender Flagge und in gehobenster Stimmung dampften wir unter Hurrahrufen der ganzen Besatzung am 22. Juli 9 Uhr Morgens aus dem Hafen, welcher für zehn Monate unsere Heimat gewesen war.

Am Morgen des 24. Juli zog sich der Nebel, welcher uns aufgehalten hatte, mehr östlich; Inseln und Küste kamen wieder zum Vorschein. Sofort wurde Dampf aufgemacht; wir lichteten Anker, um unsern Weg nach Norden weiter fortzusetzen. Gar zu leicht sollte es uns indeß nicht gemacht werden. Ein großes Eisfeld von mehrern Meilen Durchmesser hatte sich so dicht an das Landeis, welches nach ost-

wärts der Pendulum-Inseln festlag, gepreßt, daß wir nach einem vergeblichen Versuche, hindurchzukommen, genöthigt waren, dasselbe zu umfahren. Um die Hindernisse zu vergrößern, hatten sich im Osten des Feldes eine solche Menge Flarden angesetzt, daß es selbst mit voller Dampfkraft Mühe kostete, unsern Weg durch dieselben zu erzwingen. Das Schiff hatte manchen schweren Stoß auszuhalten und konnte hier sogleich zeigen, daß es bei der Ueberwinterung nicht im Geringsten durch Austrocknung am Zusammenhang seiner Theile gelitten hatte. Erst Nachmittags gegen 4 Uhr hatten wir das Feld passirt.

Droht Gefahr, durch herandrängende Eismassen gegen den festen Wall gedrückt und zermalmt zu werden, so muß man, falls man nicht in einer Einbuchtung des Landes Schutz finden kann, so tief als möglich in das Pack einzudringen suchen, um sicher zu sein. Die nächste Gelegenheit muß dann benutzt werden, sich wieder an das Landeis hinanzuarbeiten. Im Pack selbst ohne eine das Vordringen erleichternde Küste gegen Norden, also im Allgemeinen gegen die Strömung vordringen zu wollen, ist für eine bedeutendere Strecke selbst mit Dampfkraft unmöglich.

Von der Baßklippe setzen wir unsern Kurs direct auf Kap Philipp Broke, wo der Kapitän sofort den nächstliegenden 78 Meter hohen Hügel bestieg, um nach dem Fahrwasser auszusehen.

Er fand, daß sich hier das Landeis auf einer Strecke von zwei Seemeilen gänzlich gelöst hatte und daß dort eine fahrbare Straße entstanden war. Weiter nördlich hatte sich ein großes Feld dicht an das Landeis geschoben; doch erkannte man östlich davon eine offene Wasserverbindung nach Norden, woselbst bis zum Horizont nur Wasser mit etwas losem Treibeis bedeckt, zu sehen war. Der Himmel hatte überdies am nördlichen Horizont ein dunkles Aussehen und ließ darauf schließen, daß auch noch jenseit des Gesichtsfeldes Wasser vorhanden war. Grund genug, wieder einmal von einem offenen Polarmeer zu sprechen. Doch sollten wir bald abermals eine Täuschung erfahren.

Solche Anzeichen von Wasser, wie wir sie hier bei der Shannon-Insel sahen, sagt Kapitän Koldewey, haben in der That viel dazu beigetragen, die Sage von einem offenen Polarmeere, trotz aller widersprechenden Erfahrungen, trotz der gewichtigsten physikalischen Gegengründe, immer wieder aufzufrischen und dieser Ansicht Freunde zu gewinnen. Die große Masse der Menschen liebt nun einmal das Wunderbare, da es der Phantasie freien Spielraum läßt und eine ruhige Forschung auf Grund der bereits erkannten Naturgesetze Vielen, weil zum Nachdenken zwingend, unbequem ist. Es läßt sich in der That leicht zeigen, wie wenig zur Annahme eines offenen Meeres um den Pol herum berechtigt, und es kann daher nicht genug davor gewarnt werden, diesem Phantom noch ferner nachzujagen. Man suche vielmehr durch fortgesetzte Beobachtung der Temperaturverhältnisse, der Eisbildungen, der Luft- und Meeresströmungen des Polarbeckens und durch Erforschung der Küsten und des Innern arktischer Länder den dort obwaltenden Gesetzen auf den Grund zu kommen, da doch schließlich die Erkenntniß der Naturgesetze das Endziel aller Naturforschung ist und bleiben muß. Im Eismeere kommen überall, durch verschiedene locale Umstände hervorgerufen, kleinere oder größere eisfreie Stellen oder Räume vor,

sodaß man oft selbst von einem hohen Berge aus nach einer Richtung hin nur Wasser zu erblicken vermag. Aber daraus ohne Weiteres auf noch weitere Fernen schließen zu wollen, bleibt so lange unstatthaft, als nicht anderweitig zwingende Gründe dafür vorliegen. Und wie weit kann man denn von einem erhöhten Standpunkte aus sehen? Berücksichtigt man eine mittlere Strahlenbrechung, so beträgt die Entfernung des Horizonts vom Standpunkte des Beobachters in Seemeilen ausgedrückt $1{,}163\sqrt{h}$, wenn h die Augeshöhe in rheinländischen Fußen ist. Dies gibt für eine Höhe von 120 Meter 23,3 Seemeilen bei ganz klarem Himmel; von dem 60 Fuß hohen Maste eines Schiffes übersieht man also einen Kreis, dessen Halbmesser 9 Seemeilen = $2^1/_4$ deutsche Meilen groß ist; eine äußerst geringe Entfernung, wenn man bedenkt, daß es von der höchsten zu Schiff erreichten Breite im Norden von Spitzbergen, $81^1/_2°$, doch immer noch $127^1/_2$ deutsche Meilen bis zum Pol sind. Berichten also hier und da Seefahrer von offenem Wasser, welches im Eismeere bis zum Horizont gesehen worden ist, so wäre zunächst zu fragen: wie hoch war ihr Standpunkt über dem Niveau des Meeres? wie verhielt sich der Zustand der Atmosphäre? sodann: welche Bewegung hatte dieses Meer, war ein merklicher Seegang da oder nicht? Hieraus lassen sich vielleicht Schlüsse auf einige Meilen auch über den Gesichtskreis hinaus ziehen. Noch weitere Consequenzen scheinen uns nur dann berechtigt, wenn sie durch physikalische Gründe in genügendem Maße gestützt werden. Untersuchen wir einmal, wie es um solche Gründe bei den Verfechtern des offenen Polarmeeres bestellt ist.

Wo immer in der Gegend um den Pol herum Ueberwinterungen stattgefunden haben, hat sich eine mittlere Jahrestemperatur von —9 bis 12° R. ergeben, und stellen sich diese Temperaturen z. B. bei unserer Ueberwinterung um mehrere Grade niedriger als für die Gegenden, wo keine Beobachtungen vorlagen, nach den aus allgemeinen Wärmegesetzen entwickelten und construirten Isothermenkarten von Dove, die doch eine Temperatur von —12° unter dem Pol anzeigen. Es ist also anzunehmen, daß hier die Temperatur eher niedriger wie höher sei. Selbst in den wärmsten Monaten steigt dieselbe nur um sehr wenige Grade über den Gefrierpunkt. So findet Scoresby im Spitzbergischen Meere, unter 78° N., welches noch unter dem Einflusse einer warmen Meeresströmung steht, aus zwölfjährigen Beobachtungen folgende Temperaturen: Mai —4°,22, Juni —0°27, Juli +2°,22 R. Wir fanden in unserm Winterhafen unter Sabine-Insel: April = —13°,21, Mai = —4°,34, Juni = +1°,83, Juli = +3°,13, August = +0°,54, September = —3°,46.

Bei solchen Temperaturen gefriert das Meer während neun Monaten des Jahres im freien Oceane, und zwischen den mächtigen Eisfeldern bildet sich bei Windstille um Mitternacht, wenn die Sonne am niedrigsten steht, in jedem Monat des Jahres Eis, sodaß der Einfluß der Sonne allein nicht im Stande ist, das während des Winters gebildete zu zerstören. Es leuchtet demnach ein, daß unter derartigen Bedingungen in einem völlig abgeschlossenen Meere keine größern Wasserstellen entstehen können; dasselbe müßte schon nach wenigen Jahren mit einer festen, permanenten Eisdecke überzogen sein. Solche Verhältnisse treffen wir nun that-

sächlich im Polarbecken nicht an, eben weil es kein abgeschlossenes Gewässer bildet, sondern durch einen mächtigen Meeresarm mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht. Ein Ausgleich des bis auf den Gefrierpunkt erkälteten Wassers des Polarmeeres mit dem unter der tropischen Sonne erwärmten muß also naturgemäß durch diesen Meeresarm stattfinden, in ähnlicher Weise, wie es mit dem Luftmeere der Fall ist. In der That finden wir die Fortsetzung des mächtigen Golfstromes zwischen Island und Schottland hindurch, längs der Küste von Norwegen zwischen der Bäreninsel und Nowaja-Semlja einerseits, und längs der Westküste von Spitzbergen andererseits, sich in das Polarmeer ergießen, während der Strom kalten Wassers sich westwärts an der Ostküste von Grönland herunterdrängt und seitlich und unterhalb der warmen Strömung hindurch das abgeflossene warme Wasser ersetzt. Ein Theil dieses kalten Stromes drängt sich auch an der Ostküste von Spitzbergen herunter zwischen der Bäreninsel und dem Südkap hindurch und taucht dann unter den westlichen Arm der warmen Strömung, um sich später mit der Hauptmasse des kalten Wassers wieder zu verbinden.

Diese Strömungen nun, verbunden mit den herrschenden Winden, welche namentlich im Winter mit großer Heftigkeit wüthen, und der Gestaltung der Ländermassen, verursachen ein vielfaches Zerreißen des sonst geschlossenen Eises, sodaß das Polarbecken wol mit einem ungeheuern, stark mit Eis gehenden Fluß, oder vielleicht noch treffender mit einem See, der längs der Ostküste von Grönland eine flußartige Abströmung hat, verglichen werden kann.

Für die Annahme eines offenen Polarmeeres und der Erreichung des Poles zu Schiff bleibt demnach der einzige haltbare Grund der, daß möglicherweise die mächtige warme Strömung trotz der immer zunehmenden Kälte der Luft eine Temperatur behielte, welche im Stande wäre, die Bildung des Eises dermaßen zu beschränken, daß während der kurzen Sommermonate ein vollständiges Zersetzen desselben stattfinden könnte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nach Ostgrönland zurück und verfolgen wir die Germania weiter auf ihrer Bergfahrt, denn so kann man das Arbeiten gegen die schwere Eisströmung wol nennen. Als wir wieder weiter dampfen wollten, stellte sich heraus, daß einige der Dampfkesselröhren seit kurzem angefangen hatten, ein wenig zu lecken. Das war eine äußerst störende und ärgerliche Thatsache, denn wenn wir auch im Stande waren, durch Vernieten und Stemmen und gänzliches Verankern und außer Betriebsetzen einzelner Röhren den Schaden zeitweilig wiederherzustellen, so fehlten uns doch zur gründlichen Reparatur die Mittel, und es war vorauszusehen, daß wir über kurz oder lang den wichtigsten Theil der Maschine ganz in Ruhestand versetzen und somit die Dampfkraft entbehren mußten. Mit Segeln allein sind aber an dieser Küste, der im Sommer herrschenden Windstillen wegen, während der kurzen Zeit der Schiffahrt, die noch dazu durch das schwere Eis so bedeutend behindert wird, eben nicht viel Fortschritte zu machen. Woher der Schaden am Kessel kam, ob durch an sich ungleiche Beschaffenheit des Eisens, ob durch die andauernde Winterkälte, ob durch ein Versehen des Maschinisten, ließ sich zur Zeit nicht constatiren und ist auch später nicht völlig aufgeklärt worden.

Noch in derselben Nacht wurde der Dampfkessel in Arbeit genommen. Die defecten Röhren wurden umgestemmt, und so konnte denn Morgens um 2 Uhr (26. Juli) unsere Reise nach Norden fortgesetzt werden. Das Wetter war schön bei leichtem Südwestwinde, die Temperatur + 2°, doch fiel bald ein dichter Nebel ein. Um 5 Uhr Morgens hellte die Luft vollständig auf und sahen wir dicht vor uns viel Eis, welches scheinbar eine Passage nicht gestattete. Wir befanden uns in der Nähe des östlichsten Kaps von Shannon, Kap Pansch, auf derselben geographischen Breite, wo Clavering wegen dicht gepackten Eises umkehren mußte.

Durch vorgeschobene Felder und Flarden aufgehalten, konnten wir erst weiter dampfen, als sich das Eis mehr abgesetzt hatte.

Es kann nicht genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß man im Polarmeer, wenn man einmal einen den Umständen und localen Verhältnissen nach passendsten Weg zum Vordringen gefunden hat, meistens durch ein wenig Geduld und Warten, dann aber durch rasches und consequentes Benutzen aller sich bietenden Chancen mit geringerer Mühe und gefahrloser weiter kommt, als durch fortwährendes blindes Ankämpfen gegen Hindernisse, die entweder gar nicht oder nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Kräften besiegt werden können. Die Lage des Eises ist beständigen Aenderungen unterworfen, und dieser Umstand ist es hauptsächlich, von dessen geschickter Benutzung oft Alles abhängt.

Abends 7 Uhr wurde das Schiff abermals am Landeise befestigt. Der Kessel mußte gereinigt werden und die Vervollständigung der Landesaufnahme machte einen kurzen Aufenthalt wünschenswerth. Dr. Copeland bestieg zu diesem Zwecke noch am selben Abend die höchste Spitze der Insel.

Während der Nacht lag im Osten starker Nebel; doch hellte die Luft bei leichtem Nordwinde gegen Morgen auf, sodaß wir in schönem klarem Wetter weiter dampfen konnten mit der Hoffnung, an diesem Tage eine gute Strecke vorwärts zu kommen. Wir befanden uns in völlig eisfreiem Wasser, auch das Packeis im Osten war von Deck aus nicht mehr sichtbar. Acht Seemeilen legten wir so ungehindert zurück, dann wurde das Fahrwasser enger und enger und um 10 Uhr 50 Minuten Vormittags fanden wir uns vor einer compacten unabsehbaren Eismasse, hinter welcher vom Maste des Schiffes aus auch nicht ein Anzeichen von offenem Wasser mehr zu sehen war.

Diese Masse war fest mit dem Landeise verbunden, und ehe nicht ein tüchtiger Wind dieselbe losbrach und in Bewegung setzte, war ein weiteres Vordringen unmöglich. Alle unsere schönen Hoffnungen waren also zu Eis, nicht zu Wasser geworden, und es blieb vorläufig nichts anderes übrig, als in Geduld zu warten. Unsere Breite war 75° 29′ N., einige Minuten weniger wie die im vergangenen Sommer erreichte. Doch befanden wir uns weit näher dem Lande und entdeckten etwa eine halbe Seemeile vom Nordostkap der Insel, welches in 75° 26′ nördl. Breite liegt (Kap Börgen), eine schöne kleine Einbucht im Landeise, wo wir, einer günstigen Aenderung im Eise entgegenharrend, einigermaßen geschützt festlegen konnten.

Da das Wetter fortdauernd angenehm blieb, so konnte dieser Aufenthalt zur

S. 248.

Germania an der Nordküste von Shannon.

weitern Erforschung der Insel benutzt werden, und ein Theil der Mitglieder begab sich zu dem Zweck ans Land.

Dies war — schreibt Dr. Pansch — der ödeste Punkt, den ich auf ebenem Boden in Grönland sah.

Nirgends Moose, nirgends auch nur die kleinste Spur von Flechten! Als wir ohne Rock in der warmen Vormittagssonne langsam diesen Hang hinaufquälten, da fielen uns die heißen öden pflanzenarmen Gegenden der Schweizer Kalkalpen wieder ein. Hier aber war es nicht sowol der ungeeignete sterile Boden, als vielmehr der Mangel an feuchtem Niederschlage, der die Ansiedelung und das Gedeihen von Pflanzen unmöglich machte.

Dagegen zeigten sich hier massenhafte Ansammlungen von Treibholz, welches meist schon so lange gelegen hatte, daß wir wol zu dem Schlusse berechtigt waren, daß in weitem Umkreise seit langer Zeit keine Eingeborenen gewohnt haben konnten. Ein so kostbares Material würden sie schwerlich an einem so zugänglichen Punkte übersehen haben.

Hier lag es nun zum Theil hoch hinaufgedrängt an einem Strande, der in diesem Jahre ganz sicher, wahrscheinlich aber schon mehrere Jahre hindurch nicht eisfrei gewesen war. Wer diesen trotz der geringen Flut so mächtigen „Eisfuß" (Landeis) hier gesehen hat und bedenkt, daß Treibholz auch zwischen und in Eismassen fortgeführt werden kann, der wird nicht so ohne Weiteres aus dem Wege derselben auch auf eine offene Wasserstraße schließen.

Die Untersuchungen der heimgebrachten 25 Treibholzproben, durch Professor Gregor Kraus in Erlangen, hat gezeigt, daß weitaus die größte Mehrzahl, 17, von der Lärche (Larix), 5 weitere von der Tanne (Picea) stammen, und von den 3 Laubhölzern 2 der Erle angehören, während eins als Weiden- oder Pappelholz zweifelhaft bleibt. Was aber noch bei weitem interessanter, ist der zweifellose Nachweis ihres nordsibirischen Ursprunges. Kraus schreibt: „Wenn ein Kundiger die Holzflora Sibiriens hätte repräsentiren wollen, so hätte er die Bäume nicht richtiger zusammenstellen können, als hier ein scheinbarer Zufall ihre Hölzer als Treibproducte zusammengeschwemmt hat. Ist Nordasien und Sibirien, wie unzweifelhaft angenommen werden muß, das Mutterland unserer Hölzer, so ergeben sich die Baumarten, von denen sie stammen, von selbst. Die Lärche wird ohne Zweifel Larix sibirica Ledeb. sein, die Tanne Picea obovata Ledeb., die Erle, Alnus incana L., und das Pappelholz wird von der in Sibirien so gemeinen Espe, Populus tremula L., herstammen."

Es ergibt sich hieraus also die interessante Thatsache, daß die Treibhölzer Nordostgrönlands aus Nordsibirien kommen, wo sie durch die großen Ströme ins Meer geschwemmt und dann in westlicher Richtung nördlich von Spitzbergen weiter geführt werden, bis sie an der grönländischen Küste eine südliche Richtung einschlagen.

Am 29. Juli zeigte sich noch keine Veränderung. Der Kapitän entdeckte vom naheliegenden, etwa 200 Meter hohen Berge nur dicht unter dem Südkap der hohen Inseln (Koldewey-Inseln) eine kleine Stelle offenen Wassers; dann noch

nordöstlich im Pack eine einzige kleine Wake, sonst nur schweres Eis mit einem weißen Eishimmel gegen Norden. Dasselbe hing überall fest mit dem Landeise zusammen, und es wurde klar, daß vor dem Eintritt der Herbststürme sich diese ungeheuere Masse nicht in Bewegung setzen könnte. Diese Stürme traten aber nach unsern Erfahrungen nicht vor Mitte oder Ende August, also nahe dem Ende der Schiffahrt überhaupt ein, und dann mußten wir schon jedenfalls, da die Instruction uns eine zweite freiwillige Ueberwinterung positiv untersagt hatte, auf unsern Rückzug aus dem Eise Bedacht nehmen. Die Wahrscheinlichkeit, im laufenden Jahre noch weiter vordringen zu können, war also eine äußerst geringe, zudem aber ein längeres Verweilen in unserer nur wenig Sicherheit gegen herandringende Eismassen gewährenden Lage gefahrdrohend für das Schiff. Alle diese Betrachtungen bewogen den Kapitän, im Einverständniß mit den Offizieren und Gelehrten, von fernern Versuchen, nordwärts vorzudringen, gänzlich abzustehen und lieber die noch übrige Zeit der Schiffahrt zur Erforschung der Küste und des innern Landes auszunutzen.

Es wurde demnach noch am Nachmittage desselben Tages geheizt und Dampf aufgemacht; doch fingen, als der Dampfdruck bis auf 30 Pfund gestiegen war, die Kesselröhren wieder dermaßen an zu lecken, daß das Feuer ausging und der Dampf abermals abgeblasen werden mußte. Da totale Windstille herrschte, blieb uns Muße, die nothwendige Reparatur des Kessels vorzunehmen. Um 3 Uhr Morgens hatten wir wieder Dampf und richteten unsern Kurs nach Süden, wo wir bereits Abends wieder in Griper Roads einliefen, um etwas Wasser und Ballast einzunehmen.

In der Nacht hatten wir einen vierstündigen plötzlichen Sturm aus Norden bei gewitterartig aussehenden Wolken, die sich drohend über dem Lande lagerten. Es war das einzige Mal, daß wir echte Gewitterwolken in Grönland beobachtet haben, jedoch ohne die Erscheinungen von Blitz und Donner. Der Sturm hörte indessen ebenso schnell auf, wie er gekommen war; das Wetter wurde wieder klar und heiter. Wir lichteten Anker und dampften gegen einen leichten südlichen Wind um 6 Uhr 10 Minuten Morgens den 1. August aus unserm Hafen nach der Jackson-Insel, die wir, geschickt durch das Eis steuernd, Nachmittags 4 Uhr erreichten.

Die Berge der Insel steigen bis über 1000 Fuß hoch auf und an der Ostseite zeigen sich steile Klippen und Abhänge, sodaß wir ganz nahe dem Ufer noch 2 Faden Wasser fanden. Der Ankergrund ist steinig. Das Landeis lag noch fest zwischen der Insel und dem Festlande und füllte den größten Theil dieser Bucht bis nach dem Kap Broer Ruys hin beinahe vollständig aus; doch war dasselbe mit Tümpeln bedeckt und trug überall die Spuren des Verfalls. Die Astronomen machten Ortsbestimmungen und geologische Sammlungen. Dr. Pansch botanisirte; Oberleutenant Payer bestieg den höchsten Gipfel der Insel, um dieselbe in ihren Details aufzunehmen. Ueberreste von Eskimohütten wurden gefunden, sowie einige Schädel und verschiedene Geräthschaften, Spuren von Renthieren und Moschusochsen überall.

Am meisten überraschten uns aber Schmetterlinge, die munter im Sonnenschein von Blume zu Blume flatterten. Es waren die kleinen braunen, bläulich bunten (Argynnis polaris Boisd. und Argynnis chariclea Herbst), die wir von den Pendulum-Inseln kannten, aber neben ihnen zog unsere Aufmerksamkeit namentlich ein größerer schön gelber Falter an, den zu erlangen uns schließlich glückte. Es war Colias Hecla Lef., eine Art, welche auch in Westgrönland häufig ist und ebenso das nördliche Lappland bewohnt, eben wie die vorhergehende Art, die außerdem auch in Labrador vorkommt, während die zuerst genannte Art (Argynnis polaris) bisher nur aus letzterm Gebiete bekannt ist. Das Verbreitungsgebiet der Schmetterlinge Ostgrönlands erstreckt sich also ebenso wol nach Nordeuropa als nach Nordamerika. Außer den genannten drei Arten erlangten wir übrigens nur noch Larentia polata Hübn., ebenfalls im nördlichen Lappland und Labrador vorkommend, und eine neue Art, Dasychira groenlandica Wocke. Von der dicht behaarten, schwarzen Raupe des letztern Schmetterlings wurden lebende Exemplare noch nach Bremen mitgebracht, es gelang dem erfahrenen Entomologen Iwan Tesch indeß nicht sie zu überwintern, da Störung im Winterschlaf fast immer todbringend ist.

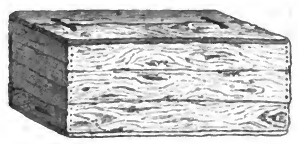
Ein Gang auf die nächsten Berge im Westen, den wir am folgenden Tage unternahmen, zeigte uns überall eine verhältnißmäßig kräftige Vegetation. Campanula und Pedicularis erstreckten sich z. B. noch bis auf die mehrere hundert Fuß hohen Gipfel hinauf.

Von hier wandten wir uns der felsigen Höhe des östlichen Kaps zu, unter dem die Germania ankerte. Eine Schar krächzender Bürgermeistermöven (Larus glaucus) umkreiste dieselbe, und bald entdeckten wir an der nördlichen Seite deren Nistplätze. Es mochten hier etwa 10—15 Nester sein. Dr. Copeland sammelte am Strande einige durch Mauser ausgefallene Schwungfedern von Gänsen, deren spätere Untersuchung herausstellte, daß sie von der Bläßen-Gans (Anser albifrons) und Weißwangen-Gans (Anser leucopsis) herrührten. Wir hatten diese Gänse öfters, namentlich im Mai und Juni, beim Germaniahafen beobachtet, ohne daß es gelang eine derselben zu erlegen.

Nach vermeintlichen Gräbern suchend, bemerkte Peter Iversen in dem Gerölle großer Steinblöcke Holz und zog dasselbe heraus, in dem Glauben, daß es Treibholz sei. Es war aber ein regelmäßig gearbeitetes, länglichviereckiges, dünnes Brett mit vielen feinen Löchern am Rande. Wir wälzten jetzt mehrere Steine hinweg und hatten bald einige ähnliche Brettchen entdeckt, daneben fand sich ein gut erhaltener Menschenschädel, sowie mehrere menschliche Arm- und Beinknochen. Als wir die Holzbrettchen zusammenstellten, wie sie augenscheinlich zusammengefügt gewesen waren, so hatten wir ein ziemlich vollständiges Kästchen von $23\frac{1}{2}$ Cm. Länge, 15 Cm. Breite und etwa 8 Cm. Höhe. Dieses aufs Sauberste und Genaueste aus Brettchen von nur $\frac{1}{2}$ Cm. Dicke gearbeitete Kästchen hatte einen theilweise festen Deckel gehabt und nur ein $4\frac{1}{2}$ Cm. breites Stück ließ sich öffnen und schließen. Anstatt der Charniere fanden sich noch kleine Lederriemen, und ein an der andern Seite liegendes Loch zeigte, daß auch eine Vorrichtung zum festen Verschluß dagewesen sein mußte.

Die einzelnen Bretter wurden durch viele noch jetzt vorhandene kleine Holznägel zusammengehalten, die schmalen Seiten waren im Ausschnitte der langen Seiten aufgenommen und die Kanten überall abgerundet.

Ohne Zweifel war dieser Kasten von allen Sachen, die wir gefunden, am kunstvollsten gearbeitet, und es muß ein unendliches Maß von Mühe und Geduld zu seiner Anfertigung erforderlich gewesen sein. Stellt man daneben den geringen Nutzen, den ein solches Geräth im Haushalt des Eskimo haben konnte und den eigenthümlichen Fundort, so erscheint die Annahme wol gerechtfertigt, daß der religiöse Cultus der Eingeborenen damit in irgendwelcher Verbindung gestanden habe.



Kästchen.

Ganz in der Nähe zwischen den Felsen fand Dr. Copeland noch das gut erhaltene Stück eines steinernen Gefäßes, wie es die Eskimos über ihre Lampen zu hängen pflegen. Es schien abgerundet, länglich viereckig gewesen zu sein, zeigt einen platten Boden und steile gegen 10 Cm. hohe Seitenwände und ist aus einem glimmerreichen Stein recht sorgfältig gearbeitet. Am obern Rande sieht man Löcher zur Befestigung der zum Aufhängen bestimmten Bänder. Die Wände sind gegen 2 Cm. dick und namentlich unten und an der Seite mit festem Ruß überzogen.

Da sich in der Nacht große Massen Landeises gelöst hatten, schien die Gael-Hamkes-Bai, soweit der Blick reichte, vollständig frei. Dennoch hielten wir es aus verschiedenen Gründen für wünschenswerther, einen der großen Sunde weiter südlich aufzusuchen. In der allerbesten Stimmung lichteten wir am Morgen des 3. August Anker und dampften bei einer Temperatur von 5° bis 6° über dem Gefrierpunkt weiter nach Süden. Ohne irgendwie durch Eis behindert zu werden, umfuhren wir das über 1000 Meter hohe steile und wilde Kap Broer Ruys, Hudson's „hold with hope", mußten dann aber wenige Meilen westwärts vom hohen Berge, dicht unter der Küste ankern, weil sich nach Süden zu scheinbar undurchdringliches Eis zeigte. Ein Blick vom Berge aus belehrte uns, daß dasselbe dort, so weit man sehen konnte, nahe dem Lande vollständig fest lag und daß sämmtliche Eingänge in die großen Sunde zur Zeit nicht zu passiren sein würden. Bontekoe-Insel war ganz in Eis eingeschlossen.

Unter diesen Umständen wurde ausgemacht, vorläufig eine Bootfahrt längs der Küste nach Westen zu unternehmen, um die auf der Clavering'schen Karte als Mackenzie-Inlet bezeichnete Einfahrt näher zu untersuchen.

Je weiter wir nach Süden vordrangen, um desto grüner und schöner zeigte sich das Land. Verglichen wir diese ausgedehnten Thäler und Bergabhänge, ihren

stellenweise üppigen Graswuchs und ihre grünen Matten mit den felsigen und nur spärlich mit Vegetation bekleideten Gebieten der Sabine-Insel, so konnten wir uns kaum vorstellen, daß wir nur einen einzigen Breitengrad von dieser entfernt seien. Hier weideten zahlreiche Heerden Renthiere, und auch Moschusochsen schienen nicht selten zu sein. Die Temperatur stieg am Lande Mittags über 10° R. und an den sumpfigen Stellen trafen wir Schwärme von Moskitos (Tipula truncorum Meig.), die uns bei unsern Beobachtungen stark belästigten. Man fühlte sich ganz und gar wieder in gemäßigte Gegenden versetzt.

Dr. Pansch ließ hier mit dem Schleppnetz fischen und erlangte eine schöne Ausbeute an Krustenthieren, Muscheln, Schnecken und Würmern. Auch einzelne jener kleinen, schleimigen Fische wurden erbeutet, deren Fleisch selbst die Hunde verschmähen. Dieser auffallende Fisch ist der Liparis gelatinosus der Forscher und scheint alle Meere der arktischen Zone zu bewohnen; denn wir kennen ihn aus der Beringsstraße und von Spitzbergen.

Die Ausbeute an Fischen blieb überhaupt nur eine geringe. Außer zwei Arten Cottus (hexacornis und porosus) wurde nur noch eine Dorschart bei Sabine erlangt, die sich als neu erwies (Gadus glacialis Peters) und von Süßwasserfischen eine Lachsart, die wahrscheinlich mit dem nordamerikanischen Salmo Hoodii Rich. identisch ist. Dr. Copeland brachte dieselben aus dem obern Süßwassersee der Sabine-Insel mit; leider waren es nur noch ganz kleine junge Exemplare. Alte, die eine sehr willkommene Abwechselung unserer Mahlzeiten gewesen sein würden, erhielten wir nicht, wie wir überhaupt auf Fischnahrung verzichten mußten.

Abends gelang es ohne Mühe fünf Renthiere zu schießen, da diese Thiere so wenig scheu waren, daß sich eine Heerde vollständig umzingeln ließ, ehe es ihnen einfiel, das Weite zu suchen. So konnten wir uns denn einmal wieder an frischem Fleische erlaben, welches in der letzten Zeit nur spärlich eingegangen war. Der Appetit der Leute war aber auch durch die fortwährende starke Bewegung in der frischen Luft und die wenige Ruhe, welche denselben gegönnt werden konnte, ein ganz außerordentlicher.

Am 5. August wurden Vorbereitungen für die Bootreise getroffen, sodaß wir am 6. August Morgens, für etwa acht Tage mit Proviant ausgerüstet, nach einem tüchtigen Frühstück um 9 Uhr absegeln konnten. Bei einer solchen Bootreise braucht man sich nicht so einzuschränken, wie auf den anstrengenden, jeder Bequemlichkeit entbehrenden Schlittenreisen im Frühjahre, wo man Gepäck und Proviant mühsam hinter sich herschleppen muß und froh sein kann, wenn man nur das Leben erhält, marschfähig bleibt und nach einem mühsamen Tagewerk drei bis vier deutsche Meilen zurückgelegt hat.

Gegen Abend bestieg der Kapitän mit Dr. Copeland einen nach Nordwest zu gelegenen, ca. 150 Meter hohen, Hügel und erblickte über Kap Franklin hinaus eine Menge hohe Eisberge, die zu dem Schlusse berechtigten, daß dort die Mündung eines großen Fjords sein müsse. Froh über eine augenscheinlich so wichtige Entdeckung, wurde sofort beschlossen, am andern Morgen um Bennett herumzufahren

und womöglich nach Kap Franklin vorzudringen, um uns über den Ursprung und die Bedeutung dieser ominösen Eisberge Kenntniß zu verschaffen.

Unserer Ungeduld wurden indeß durch Nebel, Gegenwind und Regen Zügel angelegt und wir erreichten erst am Nachmittag des 8. August Kap Franklin, wo wir Zelt und Geräthschaften landeten.

Börgen und der Kapitän bestiegen eine etwa 150 Meter hohe Felsspitze, von wo aus ihrem staunenden Auge sich eine großartige Landschaft enthüllte. Da lag das Innere von Grönland vor unsern Blicken wie eine prachtvolle Decoration, wie eine Alpenwelt im höchsten Style. Zu unsern Füßen die Mündung eines großen von Treibeis freien Fjords, der später Kaiser-Franz-Josephs-Fjord genannt wurde, mit zahlreichen 30 bis 60 Meter hohen Eisbergen bedeckt, der sich in unabsehbaren Fernen nach Westen erstreckte und sich dort in mehrere Arme zu theilen schien, umsäumt von jäh und steil aufsteigenden Bergen, die sich nach Westen zu immer höher und höher aufthürmten bis in die Regionen des ewigen Schnees und Eises.

Das war ein Augenblick, der uns für alle ausgestandenen Mühen und Beschwerden reichlich belohnte.

Noch großartiger und überraschender war die Aussicht, welche Copeland und Payer von der über 1300 Meter hohen Franklinspitze genossen, die sie 8 Uhr Abends nach fünfstündigem Marsche erreichten; die Temperatur betrug + 1° R.; kein Lüftchen rührte sich.

„Ein ungeheuerer, mit zahllosen schimmernden Eisbergen bedeckter Fjord", schreibt Payer, „lag gegen Westen zu unsern Füßen, mit seinen Verzweigungen hohe begletscherte Felsmassen von bedeutender Größe, zum Theil wirkliche Inseln umschließend, von schroffen Wänden umgürtet und an seiner Ausmündung von unzähligen kleinen Inseln bedeckt. Ueber zehn deutsche Meilen weit gegen Westen sahen wir, daß einer der Hauptarme des Fjords am Fuße eines gegen 2500 Meter hohen Gebirgskammes in südwestlicher Richtung abbog. Gegen Süden trat das einsame Felskap Parry, dem Andrange des Packeises trotzend, weit in die See und über ein noch ungelöstes geographisches Problem, aus Baien, Landzungen, Gebirgszügen, Gletschern zusammengesetzt, hinweg schweifte der Blick zu den an 15 deutsche Meilen entfernten, wol weit über 3000 Meter hohen Werner-Bergen (südwestlich) mit ihren an die Dolomitgebirge Südtirols erinnernden Formen.

„Nach Osten lag schweigend und starr, bis an den äußersten Horizont reichend, eine weiße Fläche, durch welche wir in einigen Tagen den Rückweg nach Europa finden sollten, das Packeis."

Andern Tags um 9 Uhr früh kehrten Payer und Copeland von dieser ebenso lohnenden als anstrengenden Bergfahrt zurück und es wurde beschlossen, nach dem großen Fjorde vorzudringen, koste es was es wolle. Daß die Sache ihre großen Schwierigkeiten haben, vielleicht unausführbar sein würde, hatte uns der Blick vom Berge gezeigt, denn eine feste Eisdecke, die an der schmalsten Stelle unter dem Kap noch zwei Seemeilen breit war, erstreckte sich von Ufer zu Ufer quer über die Mündung des Fjords, und da das stärkste Panzerschiff nicht im Stande gewesen wäre, diese viele Fuß dicke Barrière zu durchbrechen, so schien uns die Genug-

thuung, dieses herrliche Wasser mit der Germania zu durchdampfen, nicht werden zu sollen.

In ernsten Gedanken, wie sich das ersehnte und so vielversprechende Ziel erreichen lassen werde, begab sich Koldewey ins Zelt zur Ruhe, wurde aber sehr bald aus dem schönsten Schlummer durch die Stimme Copeland's geweckt, der äußerst vergnügt ins Zelt schaute und ihm zurief: das Eis sei losgebrochen, in Bewegung nach Osten und wir könnten das Schiff jetzt hineinbringen, die Ausdehnung des Fjords sei ohnedies zu großartig für eine Untersuchung mit dem Boote. „Aufspringen, aus dem Zelte laufen, mich mit eigenen Augen überzeugen, war das Werk eines Augenblicks: Hurrah, Jungens aufgepackt, wir müssen heute noch an Bord und haben morgen die Germania selbst hier. Peter, koch uns geschwind ein Frühstück, und ihr andern, brecht ab und staut euer Boot."

Ein freudiges „Ja" ertönte, jeder legte Hand an und bald saßen wir im Boote, welches von kräftigen Ruderschlägen getrieben über das ruhige, jetzt mit losem Treibeis bedeckte Meer rasch dem Schiffe entgegen glitt, welches wir um Mitternacht erreichten. Es wurde sofort Ordre gegeben, früh Morgens den Kessel zu heizen und Dampf aufzumachen.

Das Wetter blieb schön und klar bei leichtem Westwinde; wir lichteten Anker und dampften um 10 Uhr Vormittags durch das uns in Massen entgegenkommende jetzt aufgelöste Landeis dem neuentdeckten Fjorde entgegen. Anfangs hatten wir Mühe uns einen Weg durch dasselbe zu bahnen; aber nachdem wir bei der Halbinsel Bennett vorbei waren, wurde das Fahrwasser freier und freier, sodaß wir schon Nachmittags um 5 Uhr Kap Franklin passirten und in den Fjord einlaufen konnten. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich unserer, als wir in diese einsamen, bislang noch von keinem Kiel durchfurchten Gewässer eindrangen. Das Eis mit seinen Gefahren und der ewig behinderten Schiffahrt lag hinter uns, und frei und leicht glitten wir über einen sich scheinbar endlos ausdehnenden, zur Zeit von keinem Lufthauche bewegten, tiefblauen Meeresarm dahin, zu unsern Seiten die mächtigen Berge Grönlands, die immer höher und höher bis zu himmelanstrebenden schneebedeckten Kuppen und Zacken ansteigen, und umgeben von den gewaltigsten Erzeugnissen dieser Alpenwelt, den Eisbergen: weiter und weiter in unbekannte Fernen hinein!

Anfangs steuerten wir längs dem nördlichen Ufer des Fjords, welches sich in westnordwestlicher, später in nordwestlicher Richtung erstreckte, doch da wir im Westen eine größere Verzweigung des Fjords in mehrere Arme bemerkten, so zogen wir es vor, zuerst diese zu verfolgen, da sie uns größere Wahrscheinlichkeit für ein tieferes Eindringen in das Innere zu bieten schienen. Wir ließen demnach den breiten nach Norden gehenden Hauptarm, der, wie wir bald merkten, in einem ungeheuern Gletscher zu enden schien, außer Acht, und steuerten nach der Südseite des Fjords hinüber. Längs dieser steilen Küste dampfend gelangten wir Morgens 2 Uhr in einen engern Fjordarm, der an großartiger Naturschönheit mit den romantischsten Alpengegenden unsers Vaterlandes wetteifern konnte. Oberleutenant Payer gibt folgende treffliche Schilderung von den Eindrücken, die uns beim Be-

treten dieses wunderbaren Gebietes unsers Erdballs zu Theil wurden: „Wir waren in einem Kessel angelangt, dessen Ufer Felsen bildeten, wie ich sie in herrlichern Formen und Farben noch nie gesehen hatte. Die Eigenthümlichkeiten der alpinen Welt: ungeheuere Wände, tiefe Erosionsspalten, wilde Hochspitzen, gewaltige und zerrissene Gletscher, tobende Abflüsse und Wasserfälle u. s. w., welche bei uns in so ausgezeichneter Weise gewöhnlich nur vereinzelt vorzukommen pflegen, — alle diese Bilder wilder Pracht umfaßte hier ein einziger Blick. Es ist mir noch heute



Regenerirter Gletscher im Kaiser-Franz-Josephs-Fjord.

lebhaft erinnerlich, daß der unmittelbare Eindruck dieses von den bizarrsten und großartigsten, 1500 bis 2500 Meter hoch aufragenden Felsburgen umgebenen Bassins etwas Märchenhaftes hatte. Ein kubischer Felskoloß streckte sich hier auf schmaler Basis als Landzunge weit hinaus in den Fjord. Unmittelbar aus dem blauen Wasserspiegel erhebt sich diese Masse gegen 1500 Meter hoch; regelmäßige rothgelbe, schwarze und lichtere Streifen zeigen die Schichtung seines Gesteins. Die Erkern und Thürmchen ähnlichen Vorsprünge an seinen Kanten verleihen ihm

eine gewisse Aehnlichkeit mit einer zerfallenen Burg. Wir nannten ihn daher auch das Teufelsschloß.

„Einen Anblick von nur annähernder Großartigkeit erinnere ich mich nicht jemals in den Alpen gehabt zu haben. Ein kleines Matterhorn ragt hier aus der Flut empor; da entströmen einem Gletscherthor ungeheuere Wassermassen, um sich über die Riesenwand herab in den unbewegten klaren Spiegel tief unten zu stürzen.

„Es liegt eine unbeschreibliche Anregung in solchen Momenten. Tag und Nacht steht man auf Deck; jeder Augenblick bringt eine überraschende Scene, zaubert ein neues Naturwunder herbei und mit Staunen irrt das Auge von einem Punkt zum andern. Die große Durchsichtigkeit der Luft läßt jede Einzelheit erkennen. Kein anderer Laut als der monotone Takt der Maschine und das Rauschen des Kielwassers unterbricht die feierliche Stille. Behaglich durchwärmt die Morgensonne die blaue Luft, in welcher der von dem Schornstein ausgeathmete Rauch in horizontalen Streifen sich hinkräuselt."

An dem grotesken Teufelsschloß vorbeisteuernd, öffnete sich plötzlich ein etwa zwei Seemeilen breites Thor; wohin wir blickten neue überraschende Scenerie! und nach Westen eine weitere sich scheinbar endlos ausdehnende Fjordverzweigung. Noch einige Stunden ging es vorwärts; aber jetzt meldete der Maschinist, er könne nicht weiter dampfen, da der seit 24 Stunden ununterbrochen in Thätigkeit gewesene Kessel wieder anfange zu lecken und nothwendig abgeblasen werden müsse. So waren wir denn genöthigt, uns nach einem Ankerplatze umzusehen, da mit Segeln allein in diesen tiefen von keinem regelmäßigen Winde durchstrichenen Felskesseln augenscheinlich nicht weiter zu kommen war. Das Auffinden einer dazu geeigneten Stelle war keineswegs so leicht. Die Tiefe des Fjords betrug über 500 Faden und die überall steil abfallenden Wände ließen fürchten, daß dieselbe auch dicht unter dem Lande noch sehr bedeutend sein würde.

Da bemerkten wir vor uns an der Südseite des Fjords einen gewaltigen Gletscher, der in der Höhe von etwa 300 Meter über dem Meere sein Ende erreichte. Ihm entströmte ein brausender Bach, an dessen Mündung reichliche Schlammablagerung uns Chancen für einen Ankerplatz zu bieten schien, und dahin richteten wir nun unsern Kurs. Doch erst einige Schiffslängen vom Lande fanden wir in zehn Faden Wasser Grund und ließen hier um 9 Uhr Vormittags den 11. August unsern Anker fallen.

Dieser Punkt, der westlichste, den wir erreichten, liegt unter 73° 11′,6 nördl. Breite und 25° 58′,6 westl. Länge von Greenwich.

Es kam jetzt vor Allem darauf an, einen hohen und dominirenden Berg zu besteigen, um uns durch einen Gesammtüberblick über den Charakter des Landes und die weitere Ausbreitung des Fjords Auskunft zu verschaffen.

Am andern Morgen den 12. August verließen demnach Oberlieutenant Payer, Dr. Copeland und Peter Ellinger das Schiff, um ihre Bergbesteigung und Gletscherfahrt anzutreten. Payer berichtet über diese Unternehmung wie folgt:

„Unmittelbar nach dem Anlegen des Schiffes (11. August) hatte ich mit Herrn Sengstacke einen 1500 bis 2000 Meter hohen Berg von der Gestalt eines

abgestutzten Felskegels bestiegen, um mich über die Wahl eines derartigen Aussichtspunktes zu orientiren; — nach elfstündigem Marsche waren wir wieder an Bord. Ich schlief einige Stunden und brach am folgenden Tage (12. August) 10 Uhr Morgens bei herrlichem Wetter mit Copeland und Ellinger zur Besteigung der 2200 Meter hohen Payer-Spitze auf. Unsere Ausrüstung zu diesem Ausfluge bestand in Steigeisen, Bergstöcken und einem 18 Klafter langen Seile.

„Die Scenerie des Thales war einfach, aber imposant: ungeheuere Granitwände, zwischen welche hindurch sich die Eiszungen kleiner Hochferner preßten, deren Abflüsse eine Reihe schöner Wasserfälle bildeten; mächtige Eisthore und eine Anzahl wilder Seracs, welche von den hohen Gletscherspitzen im Hintergrunde treppenartig herabhingen. Nahezu isolirt in dem kesselartigen, bei 1½ Meilen breiten Firngebiet ragte auf einer an 1200 Meter hohen Basis eine schlanke Eispyramide etwa 900 Meter hoch und kühn in die Luft hinaus.

„Anfangs hielten wir uns auf einem leidlichen, von Renthieren getretenen Steig oberhalb des linken Bachufers an den Abhängen des am Tage vorher erstiegenen Berges, welche mit jenem auch unsern hohen Alpen eigenthümlichen rauhen Grase bedeckt waren. Da und dort wuchsen dichte Filze von Heidelbeergesträuch mit vereinzelten Beeren, auch Kriechweiden und Zwergbirken waren nicht selten, letztere größer und stärker, als wir sie an irgendeinem andern Orte in Grönland angetroffen hatten. Ein Schneehuhn, das im Schutt vor uns einherlief, ließ sich weder durch Schüsse noch durch Steinwürfe vertreiben, eine Spinne dagegen verbarg sich hastig, da sie sich nicht für die Wissenschaft brauchen lassen wollte.

„Das Ende des größten Thalgletschers lag bei 270 Meter über der Meeresfläche und fast 90 Meter hoch fiel die Umrandung der schuttbedeckten, Anfangs 900 Meter breiten convexen, dann an 2200 Meter breiten concaven Eiszunge rauh und klüftereich auf das nachbarliche Terrain herab.

„Erst bei ungefähr 650 Meter Meereshöhe betraten wir den Gletscher. Seine Oberfläche, gleichwie die Abhänge der Berge war völlig schneefrei, wir hielten uns an dessen Mittellinie, weil diese in der Regel der gangbarste Theil des Gletschers ist, und betraten dieselbe an einem Punkte, der dadurch interessant war, daß die bisher zusammenhängende Schuttdecke des Gletschers sich weiter aufwärts in vier Mittelmoränen verzweigte.

„Das Eis des betretenen Gletschers war von reinster grünlichblauer Farbe. Zahlreiche Bäche flossen in klaftertief eingeschnittenen Rinnsalen sprudelnd über denselben herab. Seine Neigung betrug gegen 4 Grad, weiter aufwärts war sie jedoch bedeutender — stellenweis bis zu 20 Grad —, doch bedurften wir nirgends der Steigeisen. Mit dem Betreten der Firnregion (3 Uhr Nachmittags), welche in der arktischen Zone schon bei durchschnittlich 1200 Meter und zwar, wie dies in den Alpen der Fall ist, in der Längenmitte der Gletscherachse ihren Anfang nimmt, begann derselbe infolge der zahlreichen, unter spitzem und selbst unter rechtem Winkel einmündenden Seitenzuflüsse spaltenreicher zu werden.

„Damit begannen für uns ernstere Schwierigkeiten. Manche große Kluft verhüllte die Firndecke, und obgleich mit aller Vorsicht sondirend, versank ich doch

S. 258. Gletscher der Payer-Spitze, von der nördlichen Seitenmoräne gesehen.

wiederholt bis zur Achsel in dieselbe und klirrend wie Glasscherben fielen die abgebrochenen Eisstücke in die meist ungeheuere Tiefe. Oft standen wir alle vereint auf einem schmalen Eisband, umgeben von einer trügerischen Schneedecke, unter welcher ein schwarzer Abgrund tückisch lauerte. Wir mußten die Bergstöcke zu einer Art gebrechlicher Brücke zusammenlegen, um auf dem Bauche darüber zu kriechen.

„Als wir uns der hohen Umwallung des Firnkessels näherten, nahm der Schnee, durch die hier herrschenden Nordwinde angeweht, so überhand, daß wir mit jedem Schritte bis zum halben Leibe einsanken. Wir mußten also einen andern Weg einschlagen und entschlossen uns den Gletscher zu überqueren um eine andere, jenseits desselben gelegene, massige Felsspitze zu besteigen. Dieselbe war die höchste Erhebung des den Gletscher umfassenden Gebirges und bot den Vortheil der Schneelosigkeit.

„Um 8½ Uhr, also nach zehnstündigem Marsche, erreichten wir die klippenreiche Spitze. Wir befanden uns gegen zwei deutsche Meilen im Westen des Schiffes. Einige hundert Klafter entfernt erblickten wir ein imposantes, an 2500 Meter hohes und außerhalb des Gletschers zu unsern Füßen gelegenes Eishorn. Eine von Copeland ausgeführte Barometermessung unserer Spitze, deren Wahl sich als eine sehr glückliche erwiesen hatte, ergab die Meereshöhe von nahezu 2100 Meter. Weit über hundertmal war es mir bei meinen frühern Arbeiten in den Alpen vergönnt, von mehr als 3000 bis 3600 Meter hohen Gipfeln aus jene erhabene Pracht ihrer eisigen Hochregion bewundern zu können, welche in unserer Zeit das Ziel fast aller Reisenden und Naturfreunde geworden ist. Doch welch' ein Unterschied! In der umfassenden Fernsicht, welche sich uns hier nach jeder Himmelsrichtung erschloß, herrschte die Erstarrung des Todes, fast kein Zeichen von Naturleben unterbrach die rauhe Größe des Berglandes. Statt der üppigen Sohlen unserer Alpenthäler mit ihren Gehöften und Ortschaften lag hier der dunkle Wasserspiegel des Fjords 2100 Meter tief zu unsern Füßen. Unzählige Eisberge, in der Ferne glänzenden Perlen vergleichbar, schwammen auf dessen Fläche umher, eine furchtbare Wand fiel anscheinend senkrecht in denselben hinab.

„Mehr als irgendein anderer Gegenstand fesselte eine ungeheuere Eispyramide im Westen unsere Aufmerksamkeit. Um ungefähr 1500 Meter überragte dieselbe einen hohen Gebirgskamm, welcher sich im dritten Theile der Breite Grönlands in meridionaler Richtung erstreckt. Diese herrliche Spitze konnte nur mit dem Namen unsers gefeierten Petermann, als des Urhebers der ersten Deutschen Nordpolar-Expeditionen, würdig belegt werden. Ihre Höhe ließ sich annähernd zu 3300 Meter ermitteln. Ein an vier deutsche Meilen langer Gletscher mit einer prächtigen Mittelmoräne erstreckte sich von derselben bis ans Meer hinab. Sein Ende daselbst war mindestens eine deutsche Meile breit.

„Rings am Horizont strebte eine Alpenwelt mit unzähligen, das Niveau von 3000 Meter zum Theil überschreitenden Gipfeln empor. Den Fjord vermochte man noch gegen zehn deutsche Meilen weit gegen Westsüdwest zu verfolgen. In dieser Ferne erkannten wir noch mehrere Arme, in die sich der Fjord zu verzweigen und deren größter sich nach Süden abzubiegen schien. Deutlich ließ sich durch die

perspectivische Trennung der Landmassen die Fortsetzung dieser Kanäle jenseit der hohen Inselmassive erkennen. Das auffallende Verschwinden des Hochlandes in südwestlicher Richtung schien zur Annahme einer Verbindung des Fjords mit dem Scoresby- und Davis-Sund zu berechtigen.

„Das pflanzliche Leben dieser Spitze war auf ein langes Fasermoos (**Grimmia lanuginosa var. arctica**), dann auf jene schwarzen und gelben Flechten (**Gyrophora anthracina**) beschränkt, welche auch auf den höchsten Alpengipfeln angetroffen werden.

„Nachdem ich über zwei Stunden lang gezeichnet und mit dem Theodolit gearbeitet hatte, und zwar um vor dem Ausgleiten sicher zu sein in bloßen Strümpfen, wobei ich mehr von der Kälte litt als in der schlimmsten Periode unserer Schlittenreise, nahmen wir von unsern Proviantresten einen kärglichen Imbiß und traten um 11 Uhr Nachts die Thalfahrt an. Wir wählten dazu einen bei weitem kürzern Weg über den Grat des Berges. Nur im ersten Theile des Absteigens zwischen wilden Felszacken und über einen an 50 Klafter geneigten Eishang war dies nicht ungefährlich. Das Herabkommen konnte nur dadurch geschehen, daß mittelst des Bergstocks nothdürftige Stufen in das Eis gestoßen wurden und daß wir uns mit Benutzung des Seiles und der Hülfe, welche hervorragende Felszacken uns hier und da gewährten, Einer nach dem Andern, und zwar mit Vermeidung gleichzeitiger Bewegungen herabließen. Der Grat lief dann in verwitterte Abhänge aus, über welche wir mit Leichtigkeit auf den Gletscher in der Thalsohle hinabgelangten. Wir folgten dem Laufe eines in die Eisfläche tief eingeschnittenen Gletscherbaches, geriethen in ein Labyrinth von Eisschluchten, endlich auf die Fläche der Eiszunge, auf welcher wir rasch vorwärts kamen, und betraten um 5 Uhr Morgens die abgeworfene Seitenmoräne ihres linken Ufers. Um 7 Uhr Morgens waren wir nach einundzwanzigstündiger Abwesenheit wieder zum Schiffe zurückgekehrt.“

Hier war man inzwischen nicht unthätig gewesen und hatte soviel als möglich wissenschaftliche Untersuchungen angestellt. Dr. Pansch, der am Abende von seiner Excursion zurückkehrte, brachte zu unserm großen Erstaunen nicht allein verschiedene schönfarbige Blumen, darunter Alpenmohn, Weidenröschen und Alpenrosen (**Rhododendron lapponicum**), sondern auch Birkengestrüpp, von dem das Holz 1 bis 2 Zoll im Durchmesser und 2 bis 3 Fuß Höhe hatte, und vollständig reife Heidelbeeren mit zurück. Die Vegetation war überhaupt unerwartet kräftig entwickelt und wir fanden sie in derselben Frische und Kraft wie etwa in den höhern Alpen der Schweiz.

Die Lufttemperaturen erwiesen sich nämlich zwischen diesen steilen Felswänden, die eine so große Wärme von dem monatelangen beständigen Sonnenschein ausstrahlten, natürlich weit höher, wie an der Außenküste. Während wir auf Sabine-Insel nur ein einziges Mal um Mittag + 10,5°, also eine Mitteltemperatur von + 6,9° hatten, betrug dieselbe hier: + 7,0° R. und es ist daher anzunehmen, daß im Juli hier im Innern der Fjorde Temperaturen von + 11 bis 12° keine große Seltenheit sind. Es wäre sonst auch nicht das gänzliche Wegschmelzen des Wintereises erklärlich, welches, da das Innere des Fjords dann nicht dem um jene Zeit

erwärmenden Einflusse des Meeres ausgesetzt ist, daselbst eine noch größere Dicke erreichen dürfte.

Von Thieren sahen wir Renthiere, Hasen, Raben, Enten und erlangten einen Birkenzeisig, und zwar jener Art angehörig, welche wie es scheint nur den höchsten Norden Grönlands und Nordamerikas bewohnt (Aegiothus canescens G.). Während diese muntern, hübsch gefärbten Sänger sonst allenthalben in der arktischen Region, soweit Birken reichen, zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, haben wir sie in Ostgrönland eben nur an dieser Stelle angetroffen. Wahrscheinlich war das stärker entwickelte Birkengestrüpp die Ursache ihres Vorkommens. Außerdem wurde, wie schon früher einmal auf der Kuhn-Insel, ein Hermelin im braunen Sommerkleide erlegt, welches offenbar nicht von dem europäischen (Mustela erminea L.) verschieden ist.

So gut es gehen wollte war auch der Dampfkessel reparirt worden, aber nach Aussage des Maschinisten durchaus kein Verlaß mehr auf die Dienstfähigkeit desselben; im glücklichsten Falle könnte derselbe nur noch zweimal vierundzwanzig Stunden aushalten, und müßte dann der Betrieb gänzlich eingestellt werden, wenn wir nicht eine Explosion gewärtigen wollten. Das war eine trübe Kunde, die den weitern Entdeckungsfahrten der Germania gebieterisch Halt gebot. Die noch vorhandene Dampfkraft mußten wir selbstverständlich benutzen, um mindestens die Außenküste wieder zu erreichen, da wir unter Segel allein bei der herrschenden Windstille wol schwerlich im Stande gewesen wären, uns aus diesen engen Felskesseln rechtzeitig herauszuarbeiten. Auf eine zweite Ueberwinterung durften wir es der Instruction zufolge nicht ankommen lassen und hatten daher alle Sorge darauf zu richten, uns noch vor dem Schluß der für die Schiffahrt günstigen Jahreszeit, also bis spätestens Ende August aus dem Eise zu befreien.

Ein weiteres Vordringen mit den Böten mußten wir ebenfalls als unthunlich aufgeben, weil wir dadurch, bei der kurzen noch verwendbaren Zeit, die höchstens acht Tage betrug, im günstigsten Falle doch nur 15 deutsche Meilen hätten weiter kommen können. So wie die Sachen lagen, mußten wir uns daher, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Rückkehr nach Europa entschließen.

Am 13. August wurden demnach die Anker gelichtet. Durch Nebel aufgehalten, passirten wir um Mittag die Engen am Teufelsschloß, geriethen später auf Grund und in den Schlamm, kamen aber nachts, als die Flut beinahe ihre größte Höhe erreicht hatte, glücklich wieder ab und mußten am Abend des 14. August, wegen vielen Treibeises an unserm frühern Ankerplatze, zwischen Kap Bennett und der Bontekoe-Insel, vor Anker gehen.

Alles war jetzt zur Rückreise nach Europa bereit und konnte am 16. August Morgens der nothdürftig geflickte Kessel wieder geheizt werden. Aber sobald Dampfdruck da war, fingen wieder mehrere Röhren an zu lecken, und es wurde immer fraglicher, ob derselbe überhaupt noch weiter benutzt werden konnte. Indeß sollte der Versuch gemacht werden, und wir blieben am 16. August vor Anker liegen, da ohnedies kein segelbarer Wind vorhanden war. Windstillen scheinen hier vorzüglich

in den Sommermonaten herrschend zu sein. Während unsers Beobachtungsjahres von Anfang 1869 bis Ende Juli 1870 wurden nicht weniger als 2435 Stunden totale Windstille notirt, davon fielen auf die drei Sommermonate Juni, Juli und August 750 Stunden, also der dritte Theil der ganzen Zeit. Man sieht daraus, wie wenig hier mit einem Segelschiffe während der kurzen Zeit der Schiffahrt zu machen ist.



Eisbildung.

Die Renthiere zeigten sich hier zahlreich, sodaß mehreremale Jagd auf dieselben gemacht und unser Fleischvorrath an Bord so reichlich wurde, daß ein weiteres Schießen als unnützes Hinmorden eingestellt werden mußte. Die Thiere waren im Ganzen wenig scheu; mehreremale kamen sie längs des Strandes so nahe an das Schiff, daß man sie leicht von Bord aus hätte erlegen können.

Auch an Moschusochsen fehlte es nicht und es wurden etwas weiter östlich zwei mächtige Thiere erlegt und Fell und Fleisch mit dem Boot an Bord gebracht. Ein drittes wurde Abends am 14. gleich nach der Ankunft geschossen. Von dem

Fleische dieser Moschusochsen gelangte noch welches mit nach Bremen und zwar in so gutem Zustande, daß es bei einem zu Ehren der Polarfahrer veranstalteten Festmahle im Künstlerverein mit auf die Tafel kam.

Am andern Morgen, den 17. August, herrschte dichter Nebel und erst am Mittag hellte es so weit auf, daß wir unsern Anker lichten konnten, um die Heimreise anzutreten. Der Wind war leicht nordöstlich, die Luft bedeckt und bisweilen etwas nebelig. Wir dampften gerade ostwärts, da es des Kapitäns Absicht war, womöglich die Barrière sofort auf derselben Breite zu durchbrechen, statt noch weiter südwärts zu gehen. Schon nach wenigen Stunden fingen die Kesselröhren wieder bedeutend an zu lecken und mußten wir infolge dessen, da es windstill wurde und ein dichter Nebel heraufzog, an einem kleinen Felde ankern. Auch das kaum zwölf Seemeilen entfernte Kap und die ganze Küste von Grönland verschleierte sich bedeutungsvoll vor unsern Blicken. War es doch das letzte, was wir von einem Lande sahen, welches ein Jahr lang unser Aufenthalt gewesen. Die Küste zeigte sich uns nicht wieder.

Am 19. August Vormittags, als der Nebel ein wenig dünner wurde, machten wir Dampf auf und steuerten direct ostwärts. Anfangs ziemlich offenes Fahrwasser; nur einzelne Schollen und Flarden trieben in unserm Wege. Das Eis wurde indeß, wie zu erwarten war, dichter und dichter, je weiter wir in den eigentlichen Pack eindrangen; von Zeit zu Zeit wurden große Felder passirt, zwischen denen aber hinreichend breite Straßen für unsern Durchgang lagen. Der Nebel war bisweilen so dicht, daß es vielleicht besser gewesen wäre, an einem Felde festzulegen, statt weiter zu fahren. Aber wir mußten schon unseres Kessels halber vorwärts. Doch wie lange konnten wir uns in diesem compacten Nebel noch die Freiheit unserer Bewegungen erhalten? Da trat wiederum einer jener glücklichen außer aller Berechnung liegenden Umstände ein, wie sie so oft den arktischen Seefahrer vor Unglücksfällen bewahren. Die Luft hellte um 6 Uhr plötzlich auf und wir bemerkten am Aussehen des Himmels, daß die uns wie ein Ring umschließende Eiskette einige Meilen gegen Westen eine lose Stelle zeigte. Hierhin wurde der Kurs gerichtet!

Nach kurzer Zeit berichtete der Maschinist abermals ein starkes Lecken der Röhren, sodaß die Feuer ausgelöscht werden mußten; doch sollte noch ein letztes Mal der Versuch gemacht werden, uns unter Dampf aus dem Eise herauszuarbeiten. Das geschah am Morgen des 21. August. Aber schon bald versagte der Kessel den Dienst. Der Kapitän überzeugte sich, daß es mit der Dampfkraft zu Ende sei und daß wir den noch übrigen Theil der Reise allein unter Segel würden zurücklegen müssen.

Am Nachmittage versuchten wir bei einer leichten südlichen Brise ein wenig weiter zu segeln, stießen jedoch bald wieder auf dichtes Eis und mußten des Nebels wegen abermals an einem Felde ankern. Während der Nacht steigerte sich der nach Südost krimpende Wind bis zum Sturme; das Eis gerieth in stärkere Bewegung und wir wurden sehr von demselben belästigt, sodaß wir vor demselben

flüchten mußten. So, bald kreuzend, bald an einem Eisfelde festliegend, von Regen, Nebel und Sturm heimgesucht, nicht ohne Furcht gänzlich besetzt zu werden, arbeiteten wir uns zwei Tage mühselig die Kreuz und die Quere vorwärts, bis 2 Uhr Morgens am 24. August eine unsern Wünschen höchst günstige Brise aus Nordost aufkam, mit der wir hoffen durften den Eisgürtel zu durchbrechen. Um 3 Uhr Nachmittags begegnete die Germania einer Kette von Schollen, die ein unverkennbar oceanisches Ansehen zeigten; auch hörten wir deutlich die Brandung des Meeres. Unsere Freude war unbeschreiblich und bedachten wir uns auch keinen



Eisblöcke.

Augenblick, mit sieben Knoten Fahrt in dieses Eislabyrinth hineinzurennen. Das Schiff stöhnte und ächzte von der Gewalt des Andranges und der Hintersteven bekam einen Stoß, sodaß der Kapitän einen Augenblick für die dort nicht so starke Verbindung der Balken fürchtete. Doch die Germania hielt sich gut. Durch den gewaltigen Druck des Windes getrieben, wälzte sie sich hindurch, und nach kurzer Zeit glitten wir hinaus ins freie Wasser, wo uns die so lang entbehrte Dünung des Atlantischen Oceans begrüßte. Was fragten wir jetzt nach dem Nebel, der wie eine drohende weiße Masse dicht geballt wiederum heraufkam, nach den Eisblöcken, denen wir immer noch begegneten, oder noch zu erwartenden Stürmen!

Eine gewaltige See, noch vom letzten Sturme aufgewühlt, kam uns entgegen und setzte die Blöcke, durch welche das Schiff hindurch mußte, in gefahrdrohende Bewegung. Aber Alles ging gut. Noch eine Stunde, und auch das letzte Stück Eis war im Nebel verschwunden. Unter Südostkurs ging es jetzt ungehindert auf die Weser zu.

„My watch is out!“ pflegte der alte Scoresby zu sagen, wenn er aus dem grönländischen Eise kam und sich im offenen Meere befand. „Meine Wache ist aus“, äußerte sich Kapitän Koldewey gegen Herrn Sengstacke, indem er sich zu Ruhe begab mit einem Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit, wie seit langem nicht.

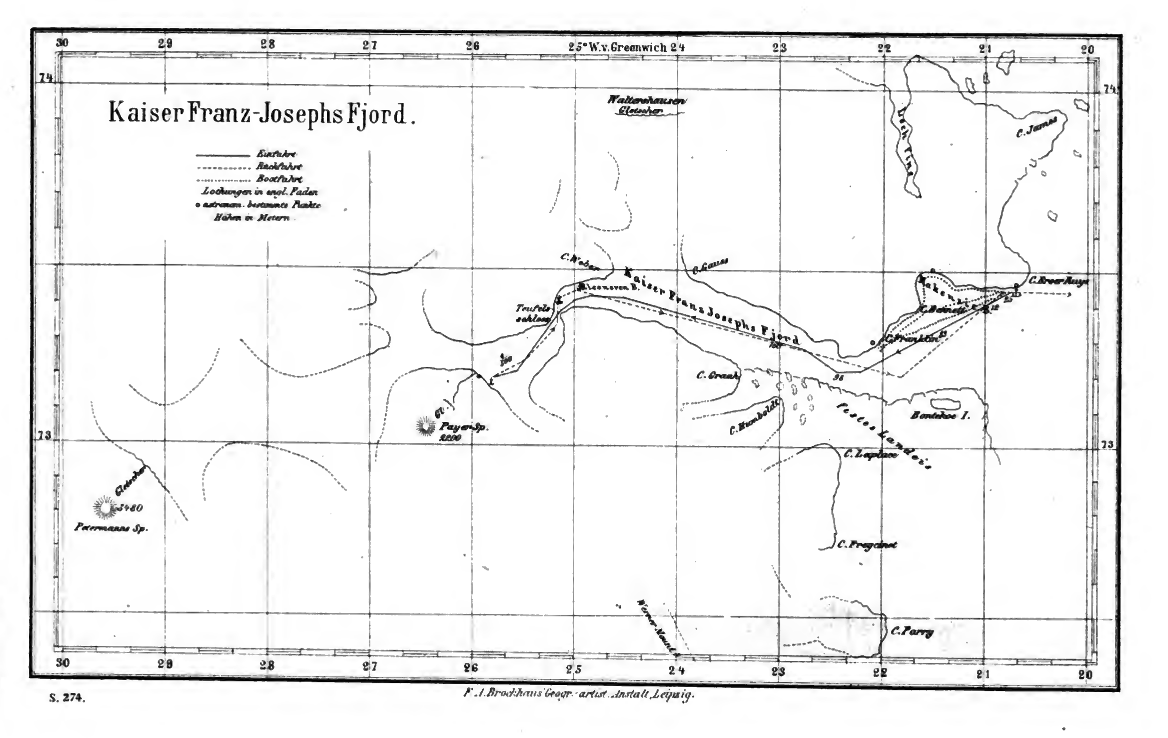
Es bleibt noch übrig, in kurzen Worten über die Rückreise zu berichten. Kapitän Koldewey wählte den Weg an Island vorbei zwischen den Färöern und Shetlands-Inseln hindurch, um im Golfstrom und an dessen Zusammenfluß mit dem Polarstrom noch einige Lothungen und Temperaturmessungen vornehmen zu können. Doch stürmisches Wetter, welches mit kurzen Unterbrechungen bis zur Weser anhielt, hinderte diese Arbeiten sehr, sodaß nur geringe Resultate erzielt werden konnten.

Am 10. September — wir befanden uns einige Meilen von Helgoland — wehte abermals ein schwerer Sturm aus Südwest; doch Abends lief der Wind nach Nordwest und machte es uns möglich, das Land anzulaufen. Morgens mit Tagesanbruch erkannten wir, ohne bis dahin einen Lootsen gesehen zu haben, Langeooge und steuerten nun längs dem Südwall der Wesermündung entgegen. Von Schiffen keine Spur! Die Weser schien ausgestorben zu sein. „Wo stecken die Lootsen? Liegen wol wieder irgendwo hinter dem Buchweizen des gestrigen Sturmes wegen! Nun dann müssen wir ohne dieselben in die Weser einlaufen; der Wind ist günstig und das Wetter ist klar, die Außentonne wird wol zu finden sein, da ist schon der Kirchthurm von Wangerooge.“ Nichts ahnend steuern wir weiter; der Thurm peilt Südsüdwest, er peilt Südwest zu Süd, Südwest, aber keine Tonne will in Sicht. Der Kapitän und Steuermann sahen einander verwundert an. Sollten wir uns so geirrt und verrechnet haben? Doch nein. Da ist ja Wangerooge klar und deutlich, die Wassertiefe stimmt, unser Kompaß ist auch richtig. Kein Zweifel, wir sind in der Weser; es muß sich irgendetwas Ungewöhnliches ereignet haben. Noch immer kein Segel in Sicht. Doch was ist das dort in der Jade? Da liegen ja mehrere große Schiffe unter Dampf; die können uns wenigstens Auskunft geben. Also dort hinein. Wir begrüßten die deutsche Flagge und bald ertönte der Ruf zu uns herüber: „Es ist Krieg, Krieg mit Frankreich, Napoleon gefangen, Frankreich als Republik erklärt, unsere Heere stehen vor Paris!“ Und dann: „Hansa im Eise zertrümmert, Mannschaft gerettet!“ Wir glaubten zu träumen und standen starr vor Erstaunen ob so gewaltiger und herzergreifender Nachrichten. Erst als vom „König Wilhelm“ uns aus Hunderten von deutschen Kehlen ein donnerndes Hurrah entgegentönte, fanden wir unsere Sprache wieder, und aus voller Brust antworteten wir „Hurrah, hurrah!“

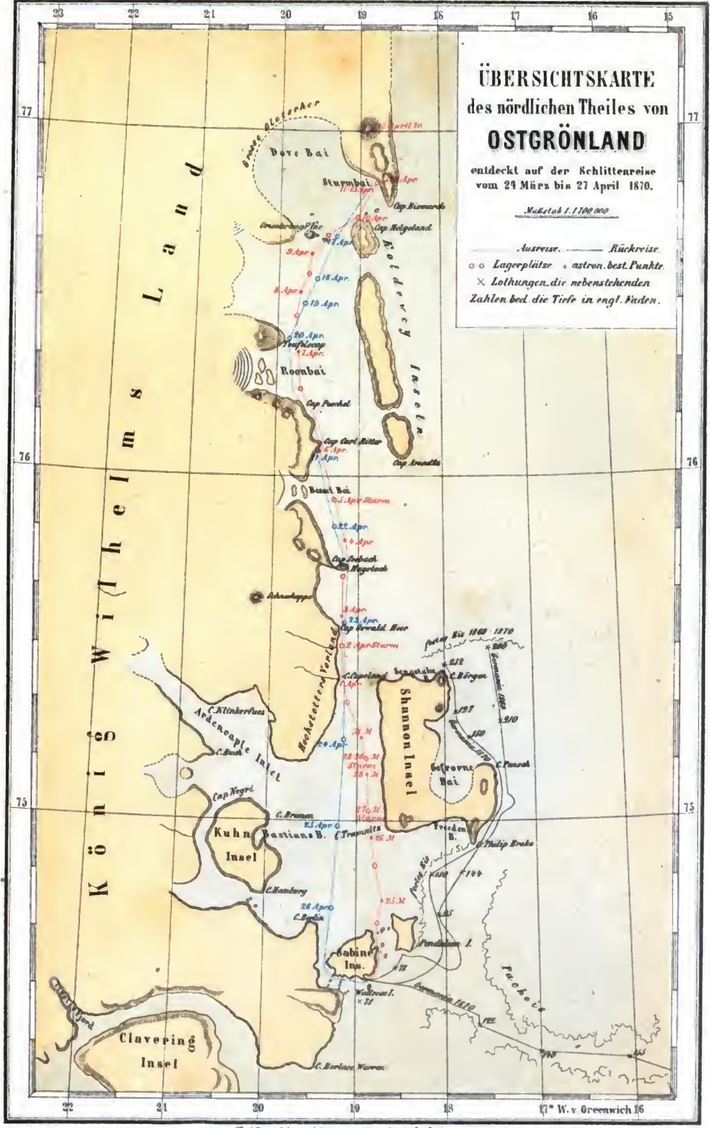
Kapitänleutenant Stenzel kam an Bord, bewillkommnete uns auf deutschem Boden, und von ihm erfuhren wir im Zusammenhange die großen Ereignisse der letzten Wochen. Wir erhielten von der Flotte Dampfer und Lootsen für die Weser und liefen Abends 6 Uhr den 11. September wohlbehalten in Bremerhaven ein, wo wir bereits am folgenden Morgen die Herren vom Bremer Comité, an ihrer Spitze Herrn A. G. Mosle, sowie einen Theil unserer Kameraden von der Hansa zu begrüßen die Freude hatten.

Alphabetisches Namens- und Sachregister.

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Kaiser Franz-Josephs Fjord.
Einfahrt
Rückfahrt
Bootfahrt
Lothungen in engl. Faden
o astronom. bestimmte Punkte
Höhen in Metern
25° W. v. Greenwich 24
Waltershausen Gletscher
Loch Fine
C. James
C. Broer Ruys
C. Franklin
C. Weber
C. Gauss
Kaiser Franz Josephs Fjord
Teufels schloss
C. Graah
C. Humboldt
Bontekoe I.
Festes Landeis
C. Laplace
C. Freycinet
C. Parry
Payer-Sp.
2200
Gletscher
3480
Petermanns Sp.
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

S. 274.



S. 274.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

